Digitized by Google

Kugler

Bor.
113 e

Xerokopien aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

Digitized by Google

<36614205610010

<36614205610010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Bor. 113 c

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte
Friedrichs des Großen

von

Franz Kugler.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck
1846.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Erſtes Buch. Jugend.

1.	Cap.	Geburt und Taufe	1
2.	Cap.	Die erſten Jahre der Kindheit	5
3.	Cap.	Die Knabenzeit	11
4.	Cap.	Mißſtimmung zwiſchen Vater und Sohn	16
5.	Cap.	Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn	20
6.	Cap.	Verſuch zur Flucht	29
7.	Cap.	Das Gericht	34
8.	Cap.	Die Verſöhnung	45
9.	Cap.	Die Vermählung	53
10.	Cap.	Der erſte Anblick des Krieges	60
11.	Cap.	Der Aufenthalt in Rheinsberg	66
12.	Cap.	Der Tod des Vaters	80

Zweites Buch. Glanz.

13.	Cap.	Friedrich's Regierungs-Antritt	85
14.	Cap.	Ausbruch des erſten ſchleſiſchen Krieges	96
15.	Cap.	Feldzug des Jahres 1741	107
16.	Cap.	Feldzug des Jahres 1742	121
17.	Cap.	Zwei Friedens-Jahre	128
18.	Cap.	Ausbruch d. zweiten ſchleſ. Krieges. Feldzug d. J. 1744	136
19.	Cap.	Feldzug des Jahres 1745	143
20.	Cap.	Nachſpiel des zweiten ſchleſiſchen Krieges	154
21.	Cap.	Friedrich's Regierung bis zum ſiebenjährigen Kriege	161
22.	Cap.	Der Philoſoph von Sansſouci	176
23.	Cap.	Politiſche Verhältniſſe bis zum ſiebenjährigen Kriege	188

Digitized by Google

Seite

Drittes Buch. Heldenthum.

24. Cap. Der erſte Feldzug des ſiebenjährigen Krieges 196
25. Cap. Beginn des Feldzuges von 1757. Prag und Kollin 207
26. Cap. Fortſetzung des Feldzuges von 1757 219
27. Cap. Fortſetzung des Feldzuges von 1757. Roßbach . . 225
28. Cap. Schluß des Feldzuges von 1757. Leuthen 236
29. Cap. Beginn des Feldzuges von 1758. Zug nach Mähren 247
30. Cap. Fortſetzung des Feldzuges von 1758. Zorndorf . . 256
31. Cap. Schluß des Feldzuges von 1758. Hochkirch . . . 265
32. Cap. Feldzug des Jahres 1759. Kunersdorf 280
33. Cap. Beginn des Feldzuges v. 1760. Dresden und Liegnitz 297
34. Cap. Schluß des Feldzuges von 1760. Torgau 311
35. Cap. Beginn des Feldzuges v. 1761. Lager zu Bunzelwitz 322
36. Cap. Schluß des Feldzuges v. 1761. Lager zu Strehlen 331
37. Cap. Feldzug des Jahres 1762. — Burkersdorf und Schweidnitz. — Friede 339

Viertes Buch. Alter.

38. Cap. Wiederherſtellung der heimiſchen Verhältniſſe im Frieden 352
39. Cap. Die Erzählung des thüringiſchen Candidaten 361
40. Cap. Freundſchaftliche Verhältniſſe zu Rußland und Oeſterreich. — Die Erwerbung von Weſt-Preußen . . 367
41. Cap. Friedrich's Sorgen für Deutſchland. — Der bairiſche Erbfolgekrieg und der deutſche Fürſtenbund . . 379
42. Cap. Friedrich's innere Regierung ſeit dem ſiebenjähr. Kriege 389
43. Cap. Friedrich's häusliches Leben im Alter 399
44. Cap. Friedrich's Ende 412
Schluß. Das Teſtament des großen Königs 420

Digitized by Google

Geſchichte

Friedrichs des Großen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Jugend.

Erſtes Capitel.

Geburt und Taufe.

Friedrich, den ſeine Zeitgenoſſen den Großen genannt haben und den die Nachwelt ebenſo nennt, wurde am 24. Januar 1712 im königlichen Schloſſe zu Berlin geboren. Mit großer Freude wurde ſeine Erſcheinung begrüßt, denn die Hoffnungen der königlichen Familie beruhten auf ihm. Noch ſaß der Großvater des Neugebornen, König Friedrich I., auf dem preußiſchen Throne; aber er hatte nur einen Sohn, Friedrich Wilhelm, und dieſem waren bereits zwei Söhne bald nach ihrer Geburt geſtorben; blieb Friedrich Wilhelm ohne männliche Nachkommen, ſo mußte die Krone auf eine Seitenlinie des königlichen Hauſes übergehen. Es wird erzählt, die frohe Nachricht ſei dem Könige gerade zur Mittagsſtunde, eben als die Ceremonien der Tafel beginnen ſollten, überbracht worden; augenblicklich habe er die Tafel verlaſſen, der hohen Wöchnerin in eigner Perſon ſeine Freude zu bezeugen und den einſtigen Erben ſeiner Krone zu begrüßen. Alsbald erhielten die Einwohner der Reſidenz durch das Läuten aller Glocken und durch den Donner des ſämmtlichen Geſchützes, welches auf den Wällen ſtand, Kunde von dem ſegensreichen Ereigniß. Mannigfache Gnadenbezeugungen und Beförderungen treuer Diener des Staates, die Spei-

ſung aller Armen in den Armenhäuſern der Stadt erhöhten die Feier des Tages.

König Friedrich I. hatte ſeine Staaten als Erbe ſeines Vaters, des großen Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, empfangen. Der große Kurfürſt war der erſte, aber auch der einzige geweſen, der, nach den Gräueln des dreißigjährigen Krieges und gegen die verderbliche Uebermacht Frankreichs, den deutſchen Namen mit Würde zu vertreten wußte. Er hatte ſein faſt vernichtetes Land zu einer achtunggebietenden Macht erhoben. Er hatte ſo glücklich gekämpft und ſo weiſe regiert, daß die Eiferſucht des öſterreichiſchen Kaiſerhofes rege ward; mit Verdruß bemerkte man in Wien, daß an den Ufern des baltiſchen Meeres, wo vor Zeiten das Volk der Vandalen gehauſt, ſich ein beſondres „Vandalen-Königreich“ emporzuthun beginne; denn der kaiſerlichen Majeſtät, die nach unabhängiger Herrſchaft über Deutſchland ſtreben mochte, ſchien es wenig vortheilhaft, in den Händen untergeordneter Reichsfürſten eine bedeutſamere Macht zu erblicken.

Friedrich I. hatte den Thaten ſeines großen Vaters eine neue hinzugefügt, die, oft als kleinlich geſcholten, von den großartigſten Folgen war und die auch an ſich von eigenthümlichem politiſchem Scharfblicke zeugt. Er hatte ſein nicht zum deutſchen Reichsverbande gehöriges Herzogthum Preußen — das heutige Oſtpreußen, denn Weſtpreußen war den früheren Beſitzern des Landes durch die Polen entriſſen — zum Königreiche erhoben und ſich zu Königsberg am 18. Januar 1701 die königliche Krone aufgeſetzt. Langjähriger Widerſpruch, beſonders von Seiten des öſterreichiſchen Hofes, war zu beſeitigen geweſen, ehe Friedrich I. ſich zu dieſem Schritt entſchließen durfte; aber mit ſtandhafter Beharrlichkeit hatte er ſeinen Plan verfolgt, bis die politiſchen Verhältniſſe ſich der Ausführung günſtig erwieſen. Wie wichtig dieſer Schritt war, bezeugt ein ahnungsvolles Wort des Prinzen Eugen von Savoyen, des größten Feldherrn und Staatsmannes, den Oeſterreich zu jener Zeit beſaß; nach ſeiner Anſicht hatten die Miniſter, welche dem Kaiſer zur Anerkennung der preußiſchen Krone gerathen, Todesſtrafe verdient. Denn allerdings war der königliche Name kein leerer Titel und der königliche Hofhalt kein leerer Prunk;

Digitized by Google

Beides ſetzte — und namentlich in einer Zeit, die Alles nach dem Richtmaß der Etikette abſchätzte — den Kurfürſten von Brandenburg in eine Stellung zum deutſchen Reichsverbande, die auf ein Streben nach Unabhängigkeit von deſſen ſchon morſch gewordenen Geſetzen hindeutete: eine weitere Entwickelung des brandenburgiſch-preußiſchen Staates mußte dies Streben zur That hinausführen.

Doch war es dem erſten Könige dieſes Staates nicht verliehen, ſein Werk in ſolcher Weiſe zu vollenden; äußere Verhältniſſe, innere Kraft und geiſtige Ueberlegenheit mußten zuſammenkommen, um ſo Großes vollbringen zu können. Friedrich I. begnügte ſich, ſeine Krone mit demjenigen Glanze zu ſchmücken, der zur Behauptung ihrer Würde unerläßlich ſchien und es in der That für jene Zeit war. Er umgab ſich mit einem prunkvollen Ceremoniel und vollzog die anſtrengenden Satzungen deſſelben, gleich einer Pflicht, mit ſtrenger Ausdauer. Er feierte die denkwürdigen Ereigniſſe ſeiner Regierung mit einer ausgeſuchten Pracht, welche das Ausland ſtaunen machte und ſein Volk mit demüthiger Bewunderung erfüllte. Zugleich aber war er milden Sinnes und von ſeinen Unterthanen in Wahrheit geliebt. Auch wußte er dem äußerlichen Schaugepränge durch reiche Begünſtigung der Kunſt und Wiſſenſchaft eine innere Würde zu geben. Großartige Werke der Kunſt erſtanden auf ſein Gebot; Andreas Schlüter, der unter ihm eine Reihe von Jahren in Berlin arbeitete, iſt ein Meiſter der Bildhauerei und Baukunſt, wie die Welt lange vor und lange nach ihm keinen zweiten geſehen hat. Eine Akademie der Wiſſenſchaften wurde in's Leben gerufen, deren Seele der größte Philoſoph ſeiner Zeit, Leibnitz, war, obgleich dieſer nicht dauernd für Berlin gewonnen werden konnte. Berlin hieß damals allgemein das deutſche Athen.

Die Geburt des künftigen Thronerben, zumal unter den Umſtänden, von denen oben die Rede war, erſchien als ein zu wichtiges Ereigniß, als daß ſie nicht zu neuer Entwickelung der königlichen Pracht hätte Gelegenheit geben ſollen. Auch betrachtete man es als eine günſtige Vorbedeutung, daß der Prinz im Januar, dem Krönungsmonate, geboren war, und es ward, um dieſer Vorbedeutung ein größeres Gewicht zu geben, auch das Feſt der Taufe noch in demſelben Monate an-

Digitized by Google

geordnet. Am 31. Januar fand die Taufe in der Schloßkapelle ſtatt. Der ganze Weg von den Gemächern des Kronprinzen bis zur Kapelle war mit einer doppelten Reihe von Schweizern und Leibgarden beſetzt. Die Markgräfin Albrecht, Schwägerin des Königes, trug den jungen Prinzen, unterſtützt von ihrem Gemahle, einem Stiefbruder des Königes, und dem Markgrafen Ludwig, einem jüngeren Bruder; der Täufling hatte eine kleine Krone über dem Haupte und war in Silberſtück, mit Diamanten beſetzt, gekleidet, deſſen Schleppe ſechs Gräfinnen hielten. In der Kapelle wartete ihrer der König nebſt ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne, dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, dem berühmten Befehlshaber des preußiſchen Heeres, und den übrigen Perſonen des Hofes. Der König ſtand unter einem prächtigen, mit Gold geſtickten Baldachin, deſſen vier Stangen von vier Kammerherren getragen wurden, während die vier goldenen Quaſten deſſelben vier Ritter des ſchwarzen Adlerordens hielten. Vor dem Könige war ein Tiſch mit goldnem Taufbecken; er ſelbſt übernahm den Täufling, der nach ihm mit dem Namen Friedrich getauft wurde. Auf's Neue läuteten alle Glocken der Stadt und ertönte der Donner des Geſchützes, während in der Kapelle die heilige Ceremonie von rauſchender Muſik begleitet ward. Glänzende Feſtlichkeiten am Hofe und in der Stadt beſchloſſen den freudigen Tag.

Einige Monate nach der Geburt des Prinzen, im Frühjahr und Sommer 1712, erblühte im königlichen Luſtgarten zu Köpenick, in der Nähe von Berlin, eine amerikaniſche Aloe, welche daſelbſt ſchon vier und vierzig Jahre ohne zu blühen geſtanden hatte, zu ungemeiner Größe und Fülle. Sie trieb einen Stamm von ein und dreißig Fuß Höhe, an welchem man 7277 Blüthen zählte. Tauſende ſtrömten von nah und fern herzu, um dies Wunder der Natur zu ſehen; in Druckſchriften, in Gedichten und Kupferſtichen wurde die Pracht der Rieſenblume verkündet. Man betrachtete ſie als ein Sinnbild jenes Glanzes, zu dem das preußiſche Königshaus emporſteige, und wußte ein ſolches Gedankenſpiel in kunſtreich gebildeten Denkſprüchen durchzuführen. Den Hoffnungen, welche die Geburt des künftigen Thronerben belebt hatte, ſchien hier eine neue Beſtätigung gegeben. Aber man ließ auch nicht unbemerkt, daß die Pflanze ſelbſt abſterbe, während die Blüthenkrone ſich in voll-

Digitized by Google

ſter Pracht zeige; man deutete dies auf den bevorſtehenden Tod des Königes.

Eine ſolche Deutung war freilich ſo gar verwegen nicht, da der König, überhaupt von ſchwächlicher Körperbeſchaffenheit, ſchon längere Zeit kränkelte. Die Geburt ſeines Enkels war der letzte freudige Glanz ſeines Lebens geweſen. Am Geburtstage deſſelben im folgenden Jahre, bei dem Feſte, welches der Kronprinz zur Feier des Tages veranſtaltet hatte, erſchien er zum letzten Mal öffentlich. Bald nahm ſeine Krankheit eine drohende Wendung. Schon am 13. Februar berief er ſeine Familie und die höheren Staatsbeamten vor ſein Lager, um Abſchied von ihnen zu nehmen. Er ertheilte dem Kronprinzen ſeinen Segen, ebenſo ſeinen Enkeln, dem einjährigen Prinzen Friedrich und der Schweſter deſſelben, der vierjährigen Prinzeſſin Wilhelmine, die mit ihren Eltern am Bette kniete. Am 25. Februar verſchied der König.

Zweites Capitel.

Die erſten Jahre der Kindheit.

Der Tod Friedrich's I. brachte eine bedeutende Veränderung in der Regierung des preußiſchen Staates, im Hofhalt, in der Lebensweiſe der königlichen Familie hervor. Friedrich Wilhelm I. war ſeinem Vater durchaus unähnlich. Das ſtrenge Ceremoniel, dem er ſich bis dahin hatte fügen müſſen, war ihm läſtig, der koſtbare Prunk der Feſtlichkeiten verhaßt; die höhere Wiſſenſchaft und feinere Sitte, in der ihn ſeine Mutter, die ſchon früher verſtorbene hochgebildete Königin Sophie Charlotte, hatte erziehen wollen, erſchien ihm als ein ſehr überflüſſiger, zum Theil verderblicher Schmuck des Lebens. Ihm war von der Natur eine ausſchließlich praktiſche Richtung gegeben. Sein Beſtreben ging dahin, ſtatt der Summen, welche der glänzende Hofhalt und neben dieſem auch die Willkür bevorrechteter Günſtlinge fort und fort verſchlungen hatte, einen wohlgefüllten Schatz herzuſtellen, ſeine Unterthanen zu ausdauerndem Fleiße anzuhalten und den Wohl-

Digitized by Google

ſtand des Landes durch die ſorglichſte Aufſicht zu befördern. Die Bedeutung ſeiner Krone ſollte nicht ferner durch blendenden Schimmer, ſondern durch ein zahlreiches und wohlgeübtes Kriegsheer vertreten werden. Die Feſtlichkeiten, welche den Schmuck ſeines Lebens ausmachten, beſtanden in der Schauſtellung kriegeriſcher Künſte. Durch unermüdlichen Eifer brachte er es dahin, daß bei den militairiſchen Uebungen ſeine Soldaten eine Schnelligkeit, Sicherheit und Gleichförmigkeit der Bewegungen entwickelten, welche bis dahin unerhört waren. Ebenſo ſehr lag es ihm am Herzen, daß ſeine Regimenter, beſonders die erſten Glieder derſelben, ſich durch Schönheit und Körpergröße vor allen auszeichneten; ja, er ging hierin ſo weit, daß er für dieſen Zweck Summen verſchwendete, die mit ſeiner ſonſtigen Sparſamkeit auf keine Weiſe in Einklang ſtanden; und mannigfach hat ihn gewaltthätige Werbung großer Leute mit ſeinen Nachbarſtaaten in verdrießliche Händel verwickelt. Berlin ward unter ſeiner Regierung nicht mehr das deutſche Athen, ſondern das deutſche Sparta genannt.

Sein Familienleben war auf einen einfach bürgerlichen Fuß eingerichtet, und er gab hiedurch — zu einer Zeit, wo an den Höfen faſt überall ein furchtbares Sittenverderbniß eingeriſſen war — ein ſehr achtbares Beiſpiel. Eheliche Treue galt ihm über Alles. Seine Kinder, deren Anzahl ſich im Verlauf der Jahre bedeutend vermehrte, ſollten, ſeiner ſchlichten Frömmigkeit gemäß, in der Furcht des Herrn erzogen werden; frühzeitig war er bemüht, ſie durch die Gewöhnung eines regelmäßigen Lebens, durch ſtrengen Gehorſam und nützliche Beſchäftigung zu tüchtigen Menſchen nach ſeinem Sinne zu bilden, während Alles, was der Eleganz in Leben und Wiſſen angehört, entſchieden aus ſeinem häuslichen Kreiſe verbannt blieb. Unter einer rauhen Hülle bewahrte er ein deutſches Gemüth, und er ließ dem, der ihm in gemüthlicher Weiſe entgegenkam, Gerechtigkeit widerfahren; undeutſches Weſen aber und Widerſpenſtigkeit gegen ſeine gutgemeinten Anordnungen fanden an ihm einen unerbittlichen Richter, und er wußte, von Natur zum Jähzorn geneigt, ein ſolches Thun auf's Härteſte zu ahnden.

In den erſten Jugendjahren ſeines Sohnes, des nunmehrigen Kronprinzen Friedrich, konnte es noch nicht in Frage kommen, wie

Digitized by Google

weit dieſer mit der Richtung und Geſinnung des Vaters übereinſtimmen würde. Die erſte Pflege des Knaben mußte den Händen der Frauen anvertraut bleiben. Seine Mutter, die Königin Sophie Dorothee, eine Tochter des Kurfürſten von Hannover und nachmaligen Königes von England, Georg's I., war durch eine natürliche Herzensgüte und Neigung zum Wohlthun ausgezeichnet; auch war ſie der edleren Wiſſenſchaft nicht ſo abhold wie ihr Gemahl. Dieſe Neigungen ſuchte ſie auf ihre Kinder fortzupflanzen. Leider beſaß ſie jedoch nicht diejenige hingebende Liebe, welche, in Einklang mit dem Willen ihres Gemahles, zum Segen des Hauſes hätte wirken können.

Eine Ehrendame der Königin, Frau von Kamecke, war mit der Oberaufſicht über die Erziehung des Kronprinzen beauftragt worden. Ein größeres Verdienſt, als dieſe, erwarb ſich die Untergouvernante, Frau von Rocoulles. Die Letztere hatte ſchon den König ſelbſt in ſeiner Kindheit gepflegt; ihr feſter und edler Charakter, ihre treue Anhänglichkeit an das preußiſche Herrſcherhaus hatten ſie ſo empfohlen, daß es nur ein gerechter Dank ſchien, ſie auf's Neue zu einem ſo ehrenvollen Geſchäfte zu berufen. Sie war eine geborene Franzöſin und gehörte zu den Schaaren jener Reformirten, die ein thörichter Religionseifer, die Heimath eines Theiles ſeiner beſten Kräfte beraubend, aus Frankreich verbannt hatte und die in den brandenburgiſchen Staaten willkommene Aufnahme fanden. Daß überhaupt eine Franzöſin, ſelbſt an dem derbdeutſchen Hofe Friedrich Wilhelm's, zur Erziehung der Kinder berufen ward, darf in einer Zeit nicht auffallen, in welcher die Welt von franzöſiſcher Bildung beherrſcht wurde und die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache unumgänglich nöthig war, um ſich in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft verſtändlich zu machen; überdies war gerade in Berlin, durch die Schaaren jener Eingewanderten, welche Kunſtfertigkeiten und wiſſenſchaftliche Bildung aus Frankreich herübergebracht hatten, die franzöſiſche Sprache nur um ſo mehr ausgebreitet worden. So ward auch der Kronprinz von früher Jugend an, gewiß nicht ohne Einfluß auf ſein ſpäteres Leben, vorzugsweiſe in der franzöſiſchen Sprache gebildet. Wie treu aber ſeine Erzieherin ihre Pflichten an ihm erfüllt hat, beweiſt am Beſten der Umſtand, daß

Digitized by Google

er ihr bis an ihren Tod in unwandelbarer Anhänglichkeit zugethan blieb.

Als Friedrich vier Jahre alt war, wurde ein merkwürdiges prophetiſches Wort über ihn geſprochen. Die trotzige Rückſichtsloſigkeit des Schwedenköniges, Karl's XII., hatte damals König Friedrich Wilhelm zum Kriege genöthigt, deſſen Folge die Eroberung eines Theiles von Vorpommern und die Einverleibung deſſelben in den preußiſchen Staat war. In der Weihnachtszeit des Jahres 1715 war Stralſund erobert worden; eine bedeutende Anzahl ſchwediſcher Offiziere, die man hiebei zu Kriegsgefangenen gemacht hatte, befand ſich in Berlin. Einer von dieſen Offizieren, Namens Croom, ſtand in dem Rufe, aus den Sternen und aus den Lineamenten der menſchlichen Hand die Zukunft leſen zu können; die ganze Stadt war voll von ſeinen Prophezeihungen. Die Königin und die Damen des Hofes waren begierig, durch ihn ebenfalls Einiges von ihren zukünftigen Schickſalen zu erfahren. Man berief ihn in die Gemächer der Königin. Hier unterſuchte er die dargebotenen Hände und ſagte Dinge voraus, die ſpäter in der That auf überraſchende Weiſe eintrafen. Der Königin, die ſich eben in geſegneten Umſtänden befand, ſagte er, ſie würde in zwei Monaten von einer Tochter entbunden werden; der älteſten Prinzeſſin verkündete er, daß ſie neben manchen trügeriſchen Hoffnungen ihr ganzes Leben hindurch viele Leiden würde zu erdulden haben; einigen Hofdamen ſagte er ihre baldige, wenig ehrenvolle Entfernung vom Hofe voraus. Als ihm der Kronprinz vorgeführt ward, ſo prophezeihte er dieſem viele Unannehmlichkeiten in ſeiner Jugend: in reiferen Jahren aber würde er Kaiſer und einer der größten Fürſten Europa's werden. Der Titel des Kaiſers iſt Friedrich allerdings nicht zu Theil geworden; ſonſt aber iſt auch dieſe Prophezeihung vollſtändig in Erfüllung gegangen.

In den erſten Lebensjahren, wie auch noch mannigfach in ſpäterer Zeit, bis kriegeriſche Beſchäftigungen den Körper abgehärtet hatten, war die Geſundheit des Kronprinzen ſchwankend; die traurigen Erfahrungen, die man bereits an zwei frühverſtorbenen Prinzen gemacht hatte, ließen auch für ihn gegründete Beſorgniſſe entſtehen. Zugleich hatte dieſer körperliche Zuſtand, vielleicht aber auch eine Gemüthsanlage, welche

Digitized by Google

die äußeren Eindrücke früh mit Beſtimmtheit aufzufaſſen und nachdenklich zu verarbeiten nöthigte, ein eigenthümlich ſchweigſames, faſt ſchwermüthiges Weſen zur Folge, welches jene Beſorgniſſe noch mehr zu rechtfertigen ſchien. Um ſo emſiger war man auf die körperliche Ausbildung des jungen Prinzen bedacht. Mit voller Zärtlichkeit hing dieſer an ſeiner älteren Schweſter, die ſich in ihren Erholungsſtunden nur mit dem Knaben beſchäftigte. Dies innige Verhältniß hat bis an den Tod der Schweſter ausgedauert.

Eine Scene aus dieſen Kinderjahren iſt durch ein ſchönes Gemälde des damaligen Hofmalers Pesne der Nachwelt überliefert worden. Der Prinz hatte eine kleine Trommel zum Geſchenk erhalten, und man bemerkte mit Freude, daß es ihm, im Gegenſatz gegen ſein ſonſtiges ſtilles Weſen, Vergnügen gewährte, den Marſch, den man ihn gelehrt, rüſtig zu üben. Einſt hatte ihm die Mutter erlaubt, dieſe Uebung in ihrem Zimmer vorzunehmen; auch die Schweſter war mit ihren Spielſachen dabei. Der letzteren wurde das Trommeln des Bruders zu viel und ſie bat ihn, lieber ihren Puppenwagen ziehen zu helfen oder mit ihren Blumen zu ſpielen. Aber ſehr ernſthaft erwiederte der kleine Prinz, ſo gern er ſonſt jeder Bitte der Schweſter nachgab: „Gut Trommeln iſt mir nützlicher als Spielen und lieber als Blumen.“ Dieſe Aeußerung ſchien der Mutter ſo wichtig, daß ſie ſchleunig den König herbeirief, dem das ſelten geäußerte ſoldatiſche Talent des Knaben die größte Genugthuung gewährte. Dem Hofmaler mußte die Scene, ohne daß die Kinder die Abſicht merkten, noch einmal vorgeſpielt werden.

Der König war gern im Kreiſe ſeiner Familie; ſeine Zuneigung zu den Kindern zeigte ſich häufig auch darin, daß er ſelbſt an ihren Spielen Theil nahm. Einſt trat der alte General Forcade ungemeldet in das Zimmer des Königs, als dieſer eben mit dem kleinen Prinzen Ball ſpielte. „Forcade“, ſagte er zu ihm, „Er iſt auch Vater; Er weiß: Väter müſſen mit ihren Kindern zuweilen Kinder ſein, müſſen mit ihnen ſpielen und ihnen die Zeit vertreiben.“

Es iſt ſchon bemerkt, daß die Königin ihren Wohlthätigkeitsſinn auf ihre Kinder überzutragen beſtrebt war. Den Kronprinzen machte ſie früh zu ihrem kleinen Almoſenier. Die Hülfsbedürftigen, die ſich

Digitized by Google

vertrauensvoll an die bekannte Milde ihres Herzens gewandt hatten, ließ ſie zu ſich kommen, bezeugte ihnen ihr Mitleid, und die Betrübten wurden dann durch den kleinen Almoſengeber mit Geſchenken entlaſſen. Dieſe ſchöne Sitte war von den erfreulichſten Folgen auf das Gemüth des Kronprinzen; ſchon früh gab er das Zeugniß, wie lebendig er die Lehre der Mutter ſeinem Herzen eingeprägt hatte. Die Eltern pflegten, in der erſten Zeit nach ihrer Vermählung, jährlich eine Reiſe nach Hannover zu machen, um den Vater der Königin zu beſuchen; ſeit ſeinem dritten Jahre wurde der Kronprinz auf dieſen Reiſen mitgenommen. In Tangermünde ließ der König gewöhnlich einige Stunden anhalten, um ſich dort mit den Beamten der Provinz über Gegenſtände der Verwaltung zu beſprechen. Bei dieſen Gelegenheiten verſammelte ſich ſtets ein großer Theil der Einwohner, um den jungen Kronprinzen zu ſehen; die Königin erlaubte ihm gern, zu dem Volke hinauszugehen. Einſt bat er einen der Zuſchauer, ihn zu einem Bäcker zu führen; hier öffnete er ſchnell ſeine kleine Börſe und ſchüttete ſeine erſparte Baarſchaft in die Hand des Bäckers, mit der Bitte, ihm dafür Semmeln, Zwieback und Brezeln zu geben. Er ſelbſt nahm einen Theil der Eßwaaren, das Uebrige mußten ſeine Begleiter und ein Bedienter tragen. Dann wandte er ſich zu den Einwohnern, die ihm in Schaaren gefolgt waren, und theilte ſeine Beute freudig an Kinder und Greiſe aus. Die Eltern hatten den Vorgang vom Fenſter des Amtshauſes angeſehen und ließen, als die erſte Spende beendet war, noch eine zweite holen, um dem Prinzen das Vergnügen der Austheilung zu verlängern. Jährlich, bis zum zwölften Jahre, erneute der Kronprinz dieſe Spende in Tangermünde und legte dazu ſtets ſchon einige Zeit vor der Abreiſe etwas von ſeinem kleinen Taſchengelde zurück. Die Tangermünder nannten ihn mit Entzücken nur i h r e n Kronprinzen. Nach ſeiner Thronbeſteigung äußerte Friedrich öfters, daß er an dieſem Orte zum erſten Mal das Vergnügen genoſſen habe, ſich von Unterthanen geliebt und Dankesthränen in den Augen der Kinder und Greiſe zu ſehen.

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Die Knabenzeit.

Mit dem Anfange des ſiebenten Jahres endete die weibliche Erziehung des Kronprinzen. An die Stelle der Gouvernanten traten nunmehr der Generallieutenant Graf von Finkenſtein als Oberhofmeiſter, und der Oberſt von Kalkſtein als Unter-Gouverneur. Die Söhne dieſer beiden verdienten Männer, ſowie die markgräflichen Prinzen des Hauſes, wurden die Spielgefährten des Thronerben; das kindliche Verhältniß zu dem jungen Grafen von Finkenſtein ging nachmals in eine wirkliche Freundſchaft über, und Friedrich blieb dieſem, der ſpäter ſein Kabinets-Miniſter wurde, fortdauernd mit hohem Vertrauen geneigt.

Der König gab den beiden Hofmeiſtern eine ausführliche Inſtruction, welcher gemäß ſie die Erziehung des Kronprinzen leiten ſollten. Als Hauptpunkt wird darin eine reine chriſtliche Frömmigkeit, als zu welcher der Zögling vornehmlich hinzuführen ſei, vorangeſtellt: — „und muß Er (ſo heißt es u. a. in der Inſtruction) von der Allmacht Gottes wohl und der Geſtalt informieret werden, daß Ihm alle Zeit eine heilige Furcht und Venerazion vor Gott beiwohne, denn dieſes iſt das einzige Mittel, die von menſchlichen Geſetzen und Strafen befreiete ſouveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu halten.“ Sodann ſollte dem Prinzen Ehrfurcht, Hochachtung und Gehorſam gegen ſeine Eltern eingeprägt werden. Doch ſetzte der König die ſchönen Worte hinzu: „Gleichwie aber die allzu große Furcht nichts Andres als knechtiſche Liebe und ſclaviſche Effecten hervorbringen kann, ſo ſoll ſowohl der Oberhofmeiſter, als der Sougouverneur dahin arbeiten und ihr möglichſtes anwenden, Meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine ſolche Furcht, ſondern nur eine wahre Liebe und vollkommen Vertrauen vor Mich haben und in Mich ſetzen müſſe, da er denn finden und erfahren ſolle, daß Ihm mit gleicher Liebe und Vertrauen begegnet würde.“ Ueberall wird in der Inſtruction auf ſtrengſte Sittlichkeit gedrungen; dem Stolz und Hochmuth, wenn dieſe ſich zeigten, ebenſo den Einflüſte-

Digitized by Google

rungen der Schmeichelei ſollte auf's Eifrigſte entgegengearbeitet werden. Dagegen ſollte der Prinz von früh an zur Leutſeligkeit und Demuth, zur Mäßigkeit, Sparſamkeit, Ordnung und zu beſtimmtem geregeltem Fleiße angehalten werden. Was wiſſenſchaftliche Bildung anbetrifft, ſo faßt die Inſtruction nur die praktiſch brauchbaren Kenntniſſe in's Auge. Latein ſollte der Kronprinz gar nicht lernen, dagegen im Franzöſiſchen und Deutſchen ſich eine gute Schreibart zu eigen machen. In der Geſchichte ſollte beſonders auf die Ereigniſſe des eignen Hauſes und Staates, überhaupt auf diejenigen, welche zum Verſtändniß der damaligen Zeitverhältniſſe nöthig waren, Rückſicht genommen werden u. ſ. w. Auf tüchtige Ausbildung und Abhärtung des Körpers ſollte ebenfalls, ohne den Kronprinzen jedoch übermäßig anzuſtrengen, vorzüglich geachtet werden. „Abſonderlich (ſo wird endlich den Hofmeiſtern vorgeſchrieben) haben ſie beide ſich äußerſt angelegen ſein zu laſſen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenſtande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, Er vor der Welt ein verachteter Menſch ſein würde, wenn Er ſolchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Gloria in demſelben ſuchte.“

Den eigentlich wiſſenſchaftlichen Unterricht des Kronprinzen leitete ein Franzoſe, Dühan, der als Kind nach Berlin geflüchtet war und den der König im Jahre 1715, als Führer eines jungen Grafen, in den Laufgräben vor Stralſund kennen gelernt hatte. Dühan iſt ohne Zweifel von großem Einfluß auf die Bildung des Kronprinzen, auf deſſen Uebung im eignen Leſen und Denken, geweſen. Ihm verdankte Friedrich die Kenntniß der Geſchichte und der franzöſiſchen Literatur. Die deutſche Literatur war zu jener Zeit auf der tiefſten Stufe des Verfalles, während die franzöſiſche gerade ihren höchſten Gipfelpunkt erreicht hatte. An den Muſterbildern der letzteren wurde der Geiſt Friedrich's genährt, wie ihm ſchon durch ſeine Gouvernante die franzöſiſche Sprache geläufiger gemacht war als die eigne Mutterſprache. Auch für Dühan hat Friedrich bis an deſſen Tod eine treue Zuneigung bewahrt.

Der Unterricht in der lateiniſchen Sprache war, wie ſchon bemerkt, durch die Inſtruction des Königes verboten worden. Doch hat Friedrich

Digitized by Google

ſelbſt in ſpäterer Zeit öfters erzählt, er habe in ſeiner erſten Jugend — ob aber mit Bewilligung des Vaters, wiſſen wir nicht zu ſagen — einen lateiniſchen Sprachmeiſter gehabt. Einſt ſei der König dazugekommen, als der Lehrer ihn aus dem berühmten Reichsgeſetz der goldnen Bulle Einiges habe überſetzen laſſen. Da er einige ſchlechte lateiniſche Ausdrücke gehört, ſo habe er den Sprachmeiſter gefragt: „Was machſt du Schurke da mit meinem Sohn?“ — „„Ihro Majeſtät, ich explicire dem Prinzen **auream bullam**.““ — Der König aber habe den Stock aufgehoben und geſagt: „Ich will dich Schurke **auream bullam**“ — habe ihn weggejagt, und das Latein habe aufgehört.

Der König, wie wenig er ſonſt die höhere Kunſtbildung zu ſchätzen wußte, hatte doch Wohlgefallen an der Muſik, das heißt an jener ſtrengen Muſik, als deren Meiſter beſonders der große Händel daſteht; Händel ſelbſt ſoll der Lieblings-Componiſt des Königes geweſen ſein. So wurde denn auch der muſikaliſche Unterricht des Sohnes nicht verabſäumt; durch einen Domorganiſten erhielt er Anleitung im Klavierſpiel und in den theoretiſchen Theilen der Muſik. Doch ſcheint dieſer Unterricht ziemlich pedantiſcher Art geweſen zu ſein. Als in dem Kronprinzen eine ſelbſtändige muſikaliſche Neigung erwachte, übte er ſich mit Leidenſchaft im Flötenſpiel.

Ungleich pedantiſcher noch ſcheint der erſte Religionsunterricht betrieben worden zu ſein, ſo daß die höchſten Lehren und die tiefſinnigſten Geheimniſſe des Glaubens dem Prinzen in einer Schale vorgetragen wurden, welche vielleicht wenig geeignet war, das Gemüth zu erwärmen. Auch mag es als ein ſehr bedeutender Mißgriff von Seiten des Vaters gerügt werden, daß auf ſeinen Befehl der Sohn, wenn er ſich einer Strafe ſchuldig gemacht hatte, ein Stück des Katechismus oder der Pſalmen auswendig lernen mußte. Das, was auf drohenden Befehl dem Gedächtniß eingeprägt ward, konnte ſchwerlich im Herzen Wurzel faſſen.

Um ſo größere Sorgfalt aber wurde darauf verwandt, dem Kronprinzen ſchon von früh an eine lebhafte Neigung zum Soldatenſtande einzuflößen und ihn ſowohl mit allen Regeln des kleinen Dienſtes, als mit den kriegeriſchen Wiſſenſchaften vertraut zu machen. Sobald es paſſend war, mußte er die Kinderkleider ausziehen und eine militairiſche

Digitized by Google

Uniform anlegen, auch ſich zu der knappen Friſur, die damals bei der preußiſchen Armee eingeführt war, bequemen. Dies Letztere war freilich ein trauriges Ereigniß für den Knaben, denn er hatte bis dahin ſein ſchönes blondes Haar in frei flatternden Locken getragen und ſeine Freude daran gehabt. Aber dem Willen des Vaters war nicht füglich zu widerſprechen. Dieſer ließ eines Tages einen Hofchirurgus kommen, dem Prinzen die Seitenhaare abzuſchneiden. Ohne Weigerung mußte ſich der Prinz auf einen Stuhl ſetzen, aber der bevorſtehende Verluſt trieb ihm die Thränen in's Auge. Der Chirurg indeß hatte Mitleid mit dem Armen; er begann ſein Geſchäft mit ſo großer Umſtändlichkeit, daß der König, der die Vollziehung ſeines Befehles beaufſichtigte, bald zerſtreut wurde und andre Dinge vornahm. Den günſtigen Moment benutzte der Chirurg, kämmte den größten Theil der Seitenhaare nach dem Hinterkopfe und ſchnitt nicht mehr ab, als die äußerſte Nothwendigkeit erforderte. Friedrich hat ſpäter dem Chirurgen die Schonung ſeiner kindiſchen Thränen mit dankbarer Anerkennung belohnt.

Zur Uebung des Kronprinzen im kleinen Waffendienſte war ſchon im Jahre 1717 eine kronprinzliche Kadetten-Compagnie, die ſpäter auf ein Bataillon vermehrt ward, eingerichtet worden. Hier war der ſiebzehnjährige Kadetten-Unteroffizier von Rentzell der Waffenmeiſter des Kronprinzen; andre Eigenſchaften des jungen Unteroffiziers, namentlich deſſen Neigung zur Muſik und zum Flötenſpiel, führten bald auch ein näheres Verhältniß zwiſchen Beiden herbei. In ſeinem zwölften Jahre hatte der Kronprinz ſchon ſo bedeutende Gewandtheit in den ſoldatiſchen Künſten erlangt, daß er ſein kleines Heer zur großen Zufriedenheit ſeines Großvaters mütterlicher Seite, des Königes von England, exerciren konnte, als dieſer in Berlin zum Beſuche war und, zwar durch Krankheit an's Zimmer gefeſſelt, vom Fenſter aus die militairiſchen Feſtlichkeiten in Augenſchein nahm. Auch anderweitig ſorgte der König, dem Kronprinzen das Kriegsweſen intereſſant zu machen. So ließ er z. B. einen großen Saal des Schloſſes zu Berlin zu einem kleinen Zeughauſe einrichten und Kanonen und allerlei kleine Gewehre in demſelben aufſtellen. Hier lernte der Kronprinz ſpielend den Gebrauch der verſchiedenen, zur Kriegführung nöthigen Inſtrumente kennen. Im vierzehnten

Digitized by Google

Jahre wurde Friedrich zum Hauptmann ernannt, im fünfzehnten zum Major, im ſiebzehnten zum Oberſtlieutenant; in dieſen Stellen hatte er, gleich jedem Andern, die regelmäßigen Dienſte zu leiſten.

Bei den großen Paraden und den General-Revüen, die in der Nähe von Berlin gehalten wurden, mußte ſtets die ganze königliche Familie gegenwärtig ſein. So war der Kronprinz auch von dieſer Seite ſchon frühzeitig, noch ehe er ſelbſtthätig an den Exercitien Theil nehmen konnte, auf die Bedeutung, die der König in das ganze Militairweſen legte, hingewieſen worden. Später nahm ihn der König auch zu den Provinzial-Revüen mit, bei denen er die entlegneren Truppenabtheilungen beſichtigte. Auf dieſen Reiſen wurde zugleich die Verwaltung der einzelnen Theile des Staates an Ort und Stelle unterſucht. Der Vater hatte die Abſicht, den Prinzen ſo, auf einfachſtem Wege, an die Erfüllung ſeiner künftigen königlichen Pflichten zu gewöhnen.

Ueberhaupt war der König bemüht, den Kronprinzen ſoviel als möglich ſich ſelbſt und ſeiner Geſinnung ähnlich zu machen und ihm auch an ſeinen Vergnügungen Geſchmack einzuflößen. Der König war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd; er widmete ihr den größten Theil ſeiner Muße. Der Kronprinz mußte ihn auch hier begleiten. Des Abends verſammelte der König gewöhnlich einen Kreis derjenigen Männer um ſich, denen er ſein näheres Vertrauen geſchenkt hatte. In dieſer Geſellſchaft — dem ſogenannten „Tabaks-Collegium“ — wurde nach holländiſcher Sitte Tabak geraucht und Bier getrunken; mit vollkommener Freiheit von der Etikette des Hofes erging ſich das Geſpräch über alle möglichen Gegenſtände; dabei waren gelehrte Herren zur Erklärung der Zeitungen beſtellt, die aber zugleich auf's Vollkommenſte das Amt der Hofnarren zu vertreten hatten. Hieher kamen gewöhnlich die königlichen Prinzen, dem Vater gute Nacht zu ſagen; auch mußten ſie hier zuweilen, von einem der anweſenden Officiere commandirt, den König und ſeine Freunde durch militairiſche Exercitien unterhalten. Später mußte der Kronprinz als wirkliches Mitglied an dieſer Geſellſchaft Theil nehmen.

Digitized by Google

Viertes Capitel.

Mißſtimmung zwiſchen Vater und Sohn.

Unter ſolchen Verhältniſſen wuchs der Knabe Friedrich zum Jüngling heran. Sein Aeußeres hatte ſich zu eigenthümlicher Anmuth entwickelt; er war ſchlank gewachſen, ſein Geſicht von edler, regelmäßiger Bildung. In ſeinem Auge ſprach ſich ein lebhafter, feuriger Geiſt aus, und Witz und Phantaſie ſtanden ihm zu Gebote. Aber dieſer Geiſt wollte ſeine eignen Bahnen gehen; und die Abweichung von dem Pfade, welchen der ſtrenge Vater vorgezeichnet hatte, zerriß das trauliche Band zwiſchen Vater und Kind.

Schon das mußte den religiöſen Sinn des Königes unangenehm berühren, daß der Religions-Unterricht nicht ſonderlich gefruchtet hatte, um den Prinzen in die Lehren des chriſtlichen Glaubens genügend einzuweihen. Einige Monate vor dem zur Einſegnung des Kronprinzen beſtimmten Tage wurde ihm von den Hofmeiſtern gemeldet, daß der Prinz ſchon ſeit geraumer Zeit im Chriſtenthum nur geringe Fortſchritte gemacht habe. Doch half dieſem Uebelſtande ein vermehrter Unterricht von Seiten des würdigen Hofpredigers Noltenius ab, und Friedrich konnte am 11. April 1727, nach öffentlicher Prüfung, ſein Glaubensbekenntniß ablegen und das heilige Abendmahl empfangen.

Aber noch in tauſend anderen Dingen, in bedeutenden und unbedeutenden, zeigte ſich bald eine gänzliche Verſchiedenheit des Charakters zwiſchen Sohn und Vater. Die militairiſchen Liebhabereien des Königes, das unaufhörliche, bis in's Kleinliche gehende Exercitium der Soldaten, die oft grauſame Behandlung der letzteren machten dem Kronprinzen wenig Freude. Die rohen Jagdvergnügungen, der einfache Landaufenthalt auf dem königlichen Jagdſchloſſe zu Wuſterhauſen waren nicht nach ſeinem Geſchmack. Ebenſo wenig das Tabakrauchen, die derben Späße im Tabaks-Collegium, die Kunſtſtücke der Seiltänzer, die Muſik-Aufführungen, an denen der Vater ſich erfreute. Die Männer, die dieſer in ſeine Nähe berief, zogen den Prinzen nicht immer an, und er ſuchte

ſich Umgang nach ſeinem Gefallen. Er war ernſt, wenn der Vater lachte, ließ aber auch manch ſpöttelndes Wort über Dinge und Perſonen fallen, die dem Vater werth waren; dafür tadelte der Vater an ihm einen ſtolzen hoffärtigen Sinn. Zu ſeiner Erholung trieb er das Schachſpiel, das er von Dühan gelernt hatte, während der Vater das Toccadilleſpiel vorzog; ihm gewährte die Uebung auf der Flöte hohen Genuß, deren ſanfter Ton wiederum dem Vater wenig zuſagte. Mehr noch hing er literariſchen Beſchäftigungen nach; der Glanz der franzöſiſchen Poeſie, beſonders das blitzende muthwillige Spiel, mit welchem die jugendlichen Geiſter Frankreichs gerade zu jener Zeit den Kampf gegen verjährte Inſtitutionen begonnen hatten, zog ihn, der gleichen Sinn und gleiche Kraft in ſich fühlte, mächtig an. Aber ſolche Intereſſen waren gar wenig nach dem Sinne des Vaters. Dann liebte er es auch, wenn der Letztere fern war, den engen Soldatenrock abzuwerfen, bequeme, franzöſiſch moderne Kleider anzuziehen, ſein ſchönes Haar, das er aus den Händen jenes Chirurgen gerettet hatte, aufzuflechten und in zierliche Locken zu kräuſeln. Dies allein war ſchon hinreichend, wenn der Vater davon Kunde erhielt, ſeinen Zorn zu erwecken. So ward manch eine böſe Stunde herbeigerufen; der König gedachte mit Strenge durchzugreifen, aber er machte ſich dadurch das Herz des Sohnes nur immer mehr abwendig. „Fritz iſt ein Querpfeifer und Poet,“ ſo rief der König oft im Unmuth aus; „er macht ſich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben!“

Dieſe Mißſtimmung war um ſo trauriger und ſie machte um ſo verderblichere Fortſchritte, als es an einer Mittelsperſon fehlte, die zugleich das Vertrauen des Vaters und des Sohnes gehabt und nach beiden Seiten hin begütigend und abmahnend gewirkt hätte. Die Mutter hätte in ſolcher Stellung für den Frieden des königlichen Hauſes äußerſt wohlthätig wirken können; leider jedoch war Alles, was ſie that, nur geeignet, das Mißverhältniß immer weiter zu fördern. Die angeborne Güte ihres Herzens war nicht ſo ſtark, daß ſie es über ſich vermocht hätte, ſich mit Aufopferung ihrer eignen Wünſche dem Willen des Königs unterzuordnen. Schon in früheren Jahren, wenn ſie zu bemerken glaubte, daß die Kinder dem Vater größere Liebe bewieſen als

ihr, fand ſich hiedurch ihr mütterliches Gefühl gekränkt; um ihre vermeintlichen Vorrechte zu behaupten, ging ſie ſogar ſo weit, den Kindern in einzelnen Fällen Ungehorſam gegen den Vater einzuprägen. Leicht mag hiedurch der erſte Same zu dem unerfreulichen Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn ausgeſtreut worden ſein. Von ſchlimmeren Folgen war ein Plan, den ſie, zunächſt zwar mit Einſtimmung des Königes, gefaßt hatte und den ſie mit Hartnäckigkeit, trotz der widerwärtigſten Zuſtände, die daraus entſprangen, feſtzuhalten ſtrebte. Es war der Plan, das Haus ihres Vaters durch eine Doppelheirath auf's Neue mit dem ihrigen zu verbinden, um dereinſt die Krone von England auf dem Haupte ihrer älteſten Tochter zu erblicken; dieſe, die Prinzeſſin Wilhelmine, ſollte nämlich dem Sohne des damaligen Kronprinzen von England, ihres Bruders, und ihrem eignen Sohne, dem Kronprinzen Friedrich, ſollte eine engliſche Prinzeſſin verlobt werden. Schon früh war von dieſem Plane geſprochen worden, und man hatte ſich von beiden Seiten dazu bereit erklärt; auch kam es, trotz verſchiedener Zögerungen, die durch unwürdige Zwiſchenträgereien hervorgerufen waren und die dem Könige von Preußen manchen Verdruß verurſacht hatten, in der That zu einigen näheren vorläufigen Beſtimmungen zwiſchen beiden Höfen. Ja die Folgen hievon waren ſo bedeutend, daß Friedrich Wilhelm ſich, im Jahre 1725, zu einem Bündniß mit England und Frankreich, welches einem zwiſchen Oeſterreich und Spanien abgeſchloſſenen Bündniſſe die Wage halten ſollte und welches ihm zugleich beſondere Vortheile zu eröffnen ſchien, überreden ließ, ſo ſehr er im Grunde ſeines Herzens überzeugt war, daß für Deutſchland nur aus dem feſten Zuſammenhalten ſeiner einzelnen Glieder Heil erſtehen könne. Aber immer und immer wieder wurde von England der letzte Abſchluß rückſichtlich jener beabſichtigten Doppelheirath hinausgeſchoben. Es trat eine Spannung zwiſchen beiden Höfen ein. Das Unglück wollte endlich, daß ſich die preußiſchen Werber, wie überall, ſo auch an der hannöverſchen Grenze ſchwere Ungebührlichkeiten erlaubten, was denn keinesweges dazu diente, das ſchwankende Verhältniß wieder herzuſtellen. Bald wollte König Friedrich Wilhelm gar nichts mehr von jener Doppelheirath wiſſen.

Digitized by Google

Zugleich aber hatte das Bündniß Preußens mit England die Beſorgniß des öſterreichiſchen Kaiſerhofes erweckt; durch daſſelbe war die Macht der Gegner nicht unbedeutend verſtärkt und dabei einem einzelnen Reichsfürſten, der ſchon halb unabhängig daſtand und deſſen kriegeriſche Macht nicht überſehen werden konnte, ein Uebergewicht gegeben, welches der Oberherrſchaft, die Oeſterreich in Deutſchland zu erhalten und zu vergrößern bemüht war, gefährlich werden konnte. Man ſah die dringende Nothwendigkeit ein, Preußen von jenem Bündniſſe wieder abzuziehen und, wenn möglich, für Oeſterreich zu gewinnen. Es wurde zu dieſem Zwecke der kaiſerliche General Graf Seckendorf nach Berlin geſandt. Dieſer wußte die eingetretene Spannung zwiſchen England und Preußen ſo klug zu benutzen und das ihm aufgetragene Werk mit ſolcher Geſchicklichkeit auszuführen, daß ſchon im October 1726, zu Wuſterhauſen, ein Tractat Preußens mit Oeſterreich zu Stande kam, der nicht geradezu gegen England gerichtet ſein ſollte. Als Hauptbedingung dieſes Tractates hatte Friedrich Wilhelm die Anforderung gemacht, daß der Kaiſer ſeine Anſprüche auf die Erbfolge von Jülich und jedenfalls auf die von Berg garantiren ſollte, wogegen er der ſogenannten pragmatiſchen Sanction — die den Töchtern des Kaiſers, in Ermangelung männlicher Nachkommen, die Erbfolge zu ſichern beſtimmt war — beizutreten verſprach. Der Kaiſer, Karl VI., hatte ſich jener Anforderung des Königs von Preußen ſcheinbar gefügt; aber er war ſo wenig ernſtlich bedacht, die preußiſche Macht vergrößern zu helfen, daß er gleichzeitig auch mit Pfalz-Sulzbach einen Vertrag ſchloß, der dieſem Hauſe die in Anſpruch genommene Erbfolge in Jülich und Berg ſicherte. Durch die mannigfachſten Kunſtgriffe wußte er jedoch den König von Preußen, der natürlich auf einen feſten, vollkommenen Abſchluß dieſer Angelegenheiten drang, eine Reihe von Jahren hinzuhalten. Auch gelang dies ſo gut, daß Friedrich Wilhelm vor der Hand dem Kaiſer treu ergeben blieb, denn ſein deutſches Gemüth fühlte eine innere Genugthuung in ſolcher Verbindung; zugleich hatte Seckendorf dafür geſorgt, daß der vorzüglichſte Günſtling des Königs, der General (ſpäter Feldmarſchall) von Grumbkow, durch ein ſtattliches Jahrgeld in das Intereſſe des öſterreichiſchen Hofes gezogen wurde. Dieſer

Digitized by Google

war nun fort und fort bemüht, den König in ſeiner Geſinnung zu befeſtigen.

So theilte ſich der preußiſche Hof in zwei Parteien, eine öſterreichiſche und eine engliſche, die von beiden Seiten Alles aufwandten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Denn was die Königin anbetrifft, ſo war ſie keinesweges geneigt, ihren Lieblingsplan in Betreff jener Doppelheirath aufzugeben; im Gegentheil nahm ſie jede Gelegenheit wahr, die ſich ihr zum Wiederanknüpfen der Verbindungen mit England darbot. Ihre ebenſo hartnäckigen wie fruchtloſen Bemühungen erbitterten aber den König ſo ſehr, daß der häusliche Friede faſt ganz entwich. Mißtrauiſch belauſchten die beiden königlichen Eheleute einander, und verderbliche Zwiſchenträger, auf gemeinen Gewinn bedacht, ſchürten die Flamme. Vor Allen hatten die beiden älteſten Kinder, die dem Plane der Königin gern Beifall ſchenkten, unter dem Zwiſt der Eltern zu leiden. Vater und Sohn wurden durch alles dies einander immer mehr entfremdet, und die Herſtellung eines liebevollen Verhältniſſes ſchien in weite Ferne hinausgerückt. Es ſollte noch manches Andre hinzukommen, die Entfremdung zu vergrößern.

Fünftes Capitel.

Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn.

Je lebhafter das Gefühl der Selbſtändigkeit in Friedrich erwacht war, um ſo weniger Neigung empfand er, ſich den Anordnungen des Vaters zu fügen, die mit ſeinen Wünſchen faſt ſtets im Widerſpruch ſtanden; um ſo ſtrenger aber drang auch der Vater auf genaue Befolgung ſeiner Befehle, ſo daß die unangenehmen Scenen ſich zu häufen begannen. Dem Kronprinzen ſchien jetzt die Verbindung mit einer engliſchen Prinzeſſin doppelt wünſchenswerth, indem er hiedurch eine größere Freiheit zu gewinnen hoffte. Bereitwillig bot er der Mutter die Hand, um an der Ausführung ihres Lieblingsplanes mitzuarbeiten; er ſchrieb ſelbſt in dieſer Angelegenheit nach England. Aber die Verhältniſſe

Digitized by Google

zwiſchen England und Preußen hatten ſich inzwiſchen noch weniger erfreulich geſtaltet. König Georg I. war bereits im Jahr 1727 geſtorben und ſein Sohn, Georg II., der Bruder von Friedrich's Mutter, in der Regierung gefolgt. Zwiſchem dieſem und König Friedrich Wilhelm waltete eine perſönliche Feindſchaft, die ſich ſchon in früher Kindheit, als beide mit einander erzogen wurden, geäußert hatte. Jetzt führten ſie Spottreden gegen einander im Munde. Der König von England nannte den König von Preußen „ſeinen lieben Bruder Korporal,“ oder auch „des heiligen römiſchen Reichs Erzſandſtreuer,“ wie man die Sandfluren der Mark Brandenburg als die „Sandbüchſe“ des heiligen römiſchen Reichs zu bezeichnen liebte; Friedrich Wilhelm dagegen titulirte jenen als „ſeinen lieben Bruder den Komödianten,“ oder gelegentlich auch als „den Herrn Bruder Braunkohl.“ Der öſterreichiſchen Politik konnte dies Mißverhältniß nur wünſchenswerth ſein; ſie that das Ihrige zur Förderung deſſelben. Verſchiedene andre Streitpunkte kamen dazu, die Ungebührlichkeiten der preußiſchen Werber, die von ihrem Könige in Schutz genommen wurden, gaben den Ausſchlag, und es drohte im Jahre 1729 ſogar ein Krieg zwiſchen beiden Mächten auszubrechen, der indeß durch andre Fürſten, denen die Ruhe Deutſchlands am Herzen lag, im Anfange des folgenden Jahres wieder beigelegt wurde. Alles dies machte dem Könige die fortgeſetzten Pläne für die Doppelheirath mit England immer verhaßter, und auf die Theilnehmer derſelben häufte ſich ſein Groll. Die Nachricht, die ihm insgeheim von Friedrich's Schreiben nach England zugetragen wurde, war keinesweges geeignet, ſeinen Groll zu mildern. Anfälle von Podagra vermehrten ſeine gereizte Stimmung, ſo daß die beiden älteren Kinder ſchon rohe Behandlung zu gewärtigen hatten.

Dieſe ſuchten ſich durch ihr treues Zuſammenhalten zu entſchädigen. Ihr Vergnügen beſtand in der Beſchäftigung mit franzöſiſcher Literatur. Unter Anderm laſen ſie Scarron's ergötzliches Meiſterwerk, den „komiſchen Roman,“ und ſchrieben gemeinſchaftlich eine Parodie deſſelben, die eine Satyre auf die ihnen verhaßte öſterreichiſche Partei des Hofes enthielt. Die Perſonen der letzteren mußten hierin, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, die Rolle der lächerlichen Perſonen des Romans

Digitized by Google

übernehmen; ſelbſt der König wurde nicht übergangen. Der Mutter ward das Produkt mitgetheilt, und dieſe, ſtatt das Vergehen der Kinder gegen den Vater zu rügen, ergötzte ſich an dem ſatyriſchen Talente, welches ſich darin ausſprach.

Im Sommer 1729, als die königliche Familie ſich einige Zeit in Wuſterhauſen aufhielt, hatte ſich der Zorn des Königes gegen das ältere Geſchwiſterpaar in ſolchem Grade erhöht, daß er ſie ganz, die Mahlzeiten ausgenommen, aus ſeiner und aus der Königin Gegenwart verbannte. Nur ganz insgeheim, des Nachmittags, wenn der König ſeinen Spaziergang machte, durfte ſich die Mutter des Umganges mit ihren Kindern erfreuen; dabei wurden jedesmal Wachen ausgeſtellt, um ſie von der Rückkehr des Königes zu benachrichtigen, von dem man ſich, wenn er die Uebertretung ſeines Befehles wahrgenommen hätte, keiner glimpflichen Behandlung gewärtigen durfte. Eines Tages hatten die Wachen jedoch ihren Auftrag ſo ſchlecht beſorgt, daß man plötzlich, ganz unvorbereitet, den wohlbekannten Schritt des Königs auf dem Gange hörte; das Zimmer der Königin hatte keinen zweiten Ausgang, und ſo blieb kein andres Rettungsmittel, als daß der Prinz eilig in einen Wandſchrank ſchlüpfte, während die Prinzeſſin ſich unter dem Bette der Königin verſteckte. Aber der König, ermüdet von der Hitze, ſetzte ſich auf einen Seſſel und ſchlief zwei lange Stunden, während welcher die Geſchwiſter es nicht wagen durften, ihre ſehr unbehaglichen Gefängniſſe zu verlaſſen.

Andre Uebertretungen der Befehle des Königs gaben zu ähnlichen Scenen Anlaß. Der Kronprinz hatte bei jenem Beſuche in Dresden den vorzüglichen Flötenſpieler Quantz kennen gelernt. Er wünſchte auf's Lebhafteſte, durch dieſen im Flötenſpiel vervollkommnet zu werden; die Königin, die dieſe Neigung gern begünſtigte, ſuchte Quantz für ihre Dienſte zu gewinnen. Doch wollte ihn der König Auguſt nicht von ſich laſſen; er gab ihm indeß die Erlaubniß, jährlich ein paar Mal nach Berlin zu gehen, um den Kronprinzen wenigſtens in den Hauptbedingungen eines vorzüglicheren Flötenſpieles zu unterrichten. Natürlich durfte der König von Preußen von dieſen Reiſen und Unterrichtsſtunden gar nichts wiſſen. Einſt ſaß der Kronprinz in aller Gemächlichkeit mit

Digitized by Google

ſeinem Lehrer beiſammen; ſtatt der beklemmenden Uniform hatte er einen behaglichen Schlafrock von Goldbrokat angelegt, die ſteife Friſur war aufgelöſt und die Haare in einen bequemen Haarbeutel geſteckt. Plötzlich ſprang der Freund des Kronprinzen, der Lieutenant von Katte, herein und meldete, daß der König, deſſen Erſcheinung man zu dieſer Stunde gar nicht vermuthete, ganz in der Nähe ſei. Die Gefahr war groß, und wie der Schlafrock des Kronprinzen, ſo war der rothe Rock des Flötenbläſers — eine Farbe, gegen die der König beſondern Widerwillen hegte — keinesweges geeignet, das Unwetter, das man befürchten mußte, zu beſänftigen. Katte ergriff raſch den Kaſten, welcher Flöten und Muſikalien enthielt, nahm den Muſikmeiſter bei der Hand und flüchtete mit dieſem in ein kleines Kämmerchen, welches zum Heizen der Oefen diente; Friedrich hatte eben nur Zeit, die Uniform anzuziehen und den Schlafrock zu verbergen. Der König wollte ſelbſt einmal Reviſion im Zimmer des Sohnes halten. Daß hier nicht Alles ganz richtig ſei, ward er bald an dem Haarbeutel gewahr, der mit der Uniform des Kronprinzen in keinem reglementsmäßigen Einklange ſtand. Nähere Unterſuchungen ließen ihn die Schränke hinter den Tapeten entdecken, in denen die Bibliothek und die Garderobe der Schlafröcke enthalten war. Die letzteren wanderten augenblicklich in den Kamin, die Bücher wurden dem Buchhändler übergeben. Der zitternde Flötiniſt blieb glücklicherweiſe unentdeckt; doch hütete er ſich, ſo lange ſeine Beſuche heimlich fortgeſetzt wurden, je wieder in einem rothen Rocke zu erſcheinen.

Andre Dinge waren vielleicht in noch größerem Maße, wenn der König von ihnen Kunde erhielt, Schuld an ſeiner Erbitterung gegen den Kronprinzen. Friedrich war in die Jahre getreten, in denen die erwachte Natur ihr Recht forderte; ein Beſuch mit dem Vater an dem grenzenlos üppigen Hofe zu Dresden, im Januar 1728, hatte ihm Bilder gezeigt, die er bis dahin nie geſehen und die nun ſeine Phantaſie umfangen hielten. Für einen Königsſohn, mag er auch noch ſo eng bewacht ſein, ſind die Bande der Sitte immer leicht zu überſpringen, wenn keine abmahnende Stimme des Innern ihn zurückhält; hülfreiche Hände ſind für den Hochſtehenden nur zu häufig bereit. Einen Vertrauten erwarb ſich der Kronprinz zunächſt an dem Lieutenant von Keith, einem

Leibpagen des Königs, der, ſanft und theilnehmend, die bedrückten Verhältniſſe des Prinzen mit Kümmerniß anſah und ſeine Stellung gern dazu benutzte, Jenen ſo oft als möglich von dem Vorhaben und den Stimmungen des Königs zu unterrichten, wodurch denn mancher unangenehmen Scene vorgebeugt ward. Keith leiſtete auch bei den verliebten Abenteuern des Kronprinzen getreue Pagendienſte. Das unregelmäßige Leben des Letztern noch mehr zu begünſtigen, diente zugleich der Umſtand, daß um eben dieſe Zeit ſeine Hofmeiſter ihres bisherigen Dienſtes entlaſſen wurden. Dies geſchah auf den Rath des Generals Grumbkow, deſſen öſterreichiſchen Intereſſen der Oberhofmeiſter, Graf Finkenſtein, den die Königin zu dieſer Stelle erwählt hatte, im Wege ſtehen mochte; er bedeutete den König, daß der Prinz nunmehr in das Alter getreten ſei, in welchem ſich eine Aufſicht ſolcher Art nicht mehr zieme. An die Stelle der Hofmeiſter traten nun zwei Geſellſchafter, die aber keine nähere Aufſicht zu führen hatten, der Oberſt von Rochow und der Lieutenant Freiherr von Keyſerling. Letzterer, ein junger Mann von lebhaftem Geiſte, anmuthiger Bildung und der heiterſten Gemüthsart, wurde nachmals der innigſte Freund des Kronprinzen; auch ſchon jetzt entwickelte ſich ein näheres Verhältniß, doch wurde Keyſerling vor der Hand nicht eigentlicher Vertrauter, wie es Keith war.

Das ſtete Zuſammenhalten des Kronprinzen mit Keith war dem Könige aufgefallen und von ihm nicht mit günſtigen Augen angeſehen; Keith wurde nach einiger Zeit nach dem fernen Weſel in ein Regiment verſetzt. Doch nützte dieſe Trennung wenig. Der Kronprinz fand bald einen zweiten Liebling an dem Lieutenant von Katte, der für ihn ungleich gefährlicher war als jener. Katte wußte ebenfalls durch feine Bildung und Anmuth des Geſpräches einzunehmen, obgleich ſein Aeußeres wenig anziehend war und die zuſammengewachſenen dunkeln Augenbrauen ſeiner Phyſiognomie einen unheilverkündenden Ausdruck gaben. Dabei war er, ſelbſt ohne ſittlichen Halt, nur zu ſehr geeignet, den Kronprinzen in ſeinen Ausſchweifungen zu beſtärken; auch wußte er mit klügelnder Philoſophie eine ſolche Lebensweiſe zu beſchönigen, indem er ſich aus halbverſtandener Katheederlehre ein Syſtem der Vorherbeſtimmung zuſammengeſetzt hatte, demzufolge der Menſch ſich ohne eignen Willen,

Digitized by Google

ſomit ohne Schuld, der über ihn verhängten Sünde zu ergeben habe. An dem Kronprinzen fand er für ſolche Lehren einen theilnehmenden Schüler. Endlich beſaß Katte nicht einmal die für eine ſo gefährliche Stellung nöthige Beſonnenheit; er prahlte gern mit der Gunſt, die ihm der Kronprinz erwies, er zeigte überall deſſen Briefe vor, und gar manches hievon mag dem König ohne ſonderliche Schonung hinterbracht worden ſein.

Schon ſuchte der König abſichtlich die Gelegenheit auf, um den Kronprinzen empfindlich zu kränken. An ſchimpflichen Reden und an ſchimpflicher Behandlung fehlte es nicht. Der Kronprinz mußte eine Zeitlang Fähndrichsdienſte thun. In öffentlicher Geſellſchaft mußte er wiederholt von dem Könige die verächtlichen Worte hören, daß, wenn ihn, den König, ſein Vater auf ähnliche Weiſe behandelt hätte, er tauſendmal davon gelaufen wäre; aber dazu gehöre mehr Muth, als der Kronprinz beſitze. Wo der König ihm begegnete, drohte er ihm mit aufgehobenem Stocke, und ſchon verſicherte der Kronprinz ſeiner älteren Schweſter, daß er nicht Mehreres, als was bisher geſchehen ſei, mit der ſchuldigen Ehrerbietung ertragen könne; käme es je zu thätlicher Mißhandlung, ſo werde er in der That ſein Heil in der Flucht ſuchen. Mehrfach und dringend verlangte der König, der Kronprinz ſolle dem Thronrechte entſagen, damit daſſelbe auf den zehn Jahre jüngeren Sohn, Auguſt Wilhelm, der ſich durchaus fügſam gegen den Vater bewies und von dieſem bei jeder Gelegenheit vorgezogen wurde, übergehen könne. Aber der Kronprinz erwiederte, er wolle ſich eher den Kopf abſchlagen laſſen, als ſein gutes Recht aufgeben; endlich erklärte er ſich dazu unter der Bedingung bereit, daß der König in einem öffentlichen Manifeſt als Urſache ſeiner Ausſchließung von der Thronfolge bekannt mache, er ſei von ihm kein leiblicher und ehelicher Sohn. Auf ſolche Bedingung konnte freilich der Vater, ſeiner Geſinnung gemäß, nicht eingehen.

Zu alledem kam endlich der Umſtand, daß die Beſchäftigungen und die Vergnügungen, welche der Kronprinz hinter dem Rücken des Vaters trieb, ohne mehr oder weniger bedeutende Geldmittel nicht ausführbar waren. Zwar war die ſogenannte kronprinzliche Kaſſe ſehr vermögend, doch nützte ihm dies zu nichts, da er ſelbſt nur über ſehr geringe

Digitized by Google

Summen zu verfügen hatte. Er ſah ſich alſo genöthigt, bei fremden Leuten Geld aufzunehmen. Der Vater erfuhr, daß er von berliniſchen Kaufleuten eine Summe von 7000 Thalern entliehen habe; und ſogleich erſchien, im Januar 1730, ein geſchärftes Edikt wider das Geldleihen an Minderjährige, worin es namentlich auch verboten wurde, dem Kronprinzen, ſowie den ſämmtlichen Prinzen des königlichen Hauſes Geld zu borgen, und worin gegen die Uebertreter des Geſetzes Karrenſtrafe, ſelbſt Todesſtrafe verhängt wurde. Der König hatte die 7000 Thaler bezahlt, und der Kronprinz, auf weiteres Befragen, noch eine geringe Summe genannt, als welche er außerdem ſchuldig ſei; aber die Geſammtmaſſe ſeiner Schulden überſtieg das Doppelte jener großen Summe.

Das Schuldenmachen war es ohne Zweifel, was den Charakter des Königs am Empfindlichſten berührte; wenigſtens hat er ſpäter, als der Gewitterſtrahl auf das Haupt des Kronprinzen herabgefallen war und als dem Letztern ſeine Vergehungen vorgehalten wurden, gerade dieſen Punkt unter allem bisher Geſchehenen als den bedeutendſten hervorgehoben. So konnte ihn ſein aufbrauſender Jähzorn, der ihm öfters alle Beſinnung zu rauben ſchien, zu Scenen verleiten, wie die, von der wir jetzt Bericht geben müſſen. Wir können das Bild dieſer Scene nicht übergehen, da es zum Verſtändniß alles deſſen, was nun erfolgte, weſentlich nöthig iſt, und da man nur, wenn man auf daſſelbe zurückblickt, die Größe der ſpäter eintretenden Verſöhnung zu würdigen vermag. Wir geben die Scene mit den Worten, mit denen ſie von Friedrich's älterer Schweſter, in den Memoiren ihres Lebens, aus denen wir ſchon ſo manchen charakteriſtiſchen Zug aus Friedrich's Jugend entnommen haben, ſelbſt erzählt wird, — oder vielmehr mit Friedrich's eigenen Worten, die die Schweſter in ihren Memoiren anführt. „Man predigt mir alle Tage Geduld (ſo ſagte Friedrich zur Schweſter, als er ſie einſt heimlich beſuchte), allein niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave, und habe nicht die mindeſte Erholung. Man verbietet mir das Leſen, die Muſik, die Wiſſenſchaften, ich darf faſt mit niemand mehr ſprechen, bin beſtändig in Lebensgefahr, von lauter Aufpaſſern umgeben, mir fehlt es ſelbſt an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfniß, und

Digitized by Google

was mich endlich ganz überwältigt hat, iſt der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; ſo wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er ſeine ſtarken Fäuſte auf meiner Bruſt und meinem ganzen Leibe erprobt hatte, ſchleppt er mich an das Fenſter und legt mir den Vorhangſtrang um den Hals. Glücklicherweiſe hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und ſeine beiden Hände zu faſſen; da er aber den Vorhangſtrang aus allen Kräften zuzog, und ich mich erdroſſeln fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun ſelbſt, ob mir ein andres Mittel übrig bleibt als die Flucht? Katte und Keith ſind bereit, mir bis an's Ende der Welt zu folgen; ich habe Päſſe und Wechſel und habe Alles ſo gut eingerichtet, daß ich nicht die geringſte Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England; dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem dieſem nichts, — — weil ſie, wenn der Fall eintritt, im Stande ſein ſoll einen Schwur abzulegen, daß ſie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reiſe außer ſeinen Staaten macht — denn das giebt mir viel mehr Sicherheit — iſt Alles zur Ausführung bereit.“ Die Prinzeſſin wandte Alles an, um ihrem Bruder das gewagte Vorhaben auszureden, aber erneute Mißhandlungen dienten nur, ihn darin zu beſtärken.

Eine günſtige Gelegenheit zur Ausführung dieſes Vorhabens ſchien ſich bald darzubieten, indem der König im Mai 1730 mit ſeinen ſämmtlichen Prinzen und einer großen Menge der angeſehenſten Offiziere nach Sachſen ging, um an dem glänzenden Luſtlager, welches der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, August II., zu Mühlberg veranſtaltet hatte, Theil zu nehmen. Das phantaſtiſche Schaugepränge, mit welchem der preußiſche Hof hier aufgenommen wurde, übertünchte nur ſchlecht den drohenden Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn; auch wurde die aufgeregte Stimmung des Königs nur vermehrt, als er, nicht ohne guten Grund, wahrzunehmen glaubte, daß all dieſe prunkvollen Freundſchaftsbezeugungen von Seiten des polniſchen Königs nur leerer Schein waren, daß König Auguſt ihn hiedurch nur ſicher zu machen ſuchte,

Digitized by Google

während er ſelbſt insgeheim die eifrigſten Anſprüche auf jene jülich-bergiſche Erbfolge geltend machte. Der Kronprinz Friedrich ließ indeß den Kabinetsminiſter des Königs von Polen durch den Lieutenant von Katte um Poſtpferde für zwei Offiziere bitten, welche incognito nach Leipzig zu reiſen wünſchten. Der Miniſter aber ſchöpfte Verdacht, theilte das Anliegen ſeinem Könige mit, und Auguſt, dem für jetzt das äußere gute Verhalten mit dem preußiſchen Könige ſehr wichtig war, drang dem Kronprinzen das Verſprechen ab, ſeinen Vater wenigſtens während des Aufenthaltes in Sachſen nicht zu verlaſſen. So war Friedrich vor der Hand zur Ruhe genöthigt, und ſeine Ungeduld mußte eine beſſere Gelegenheit zu erhaſchen ſuchen. Aber ſchon war für ihn bei längerer Zögerung größere Gefahr im Anzuge; denn unbedacht hatte er manch ein Wort über ſein Vorhaben fallen laſſen, und der König war gewarnt. Durch erneute Härte der Behandlung, ſelbſt im ſächſiſchen Lager, ſuchte dieſer den Sinn des Kronprinzen zu beugen; natürlich aber brachte ein ſolches Verfahren nur die entgegengeſetzte Wirkung hervor.

Inzwiſchen ſchien ſich ganz plötzlich von einer andern Seite die günſtigſte Ausſicht zur Umgeſtaltung von Friedrich's peinlicher Lage zu eröffnen. Es iſt bereits erwähnt worden, daß die kriegeriſchen Verhältniſſe, in denen Friedrich Wilhelm gegen England geſtanden hatte, im Anfang dieſes Jahres beigelegt waren. Der engliſche Hof meinte diesmal die Verſöhnung ſo aufrichtig, daß ein außerordentlicher Geſandter nach Berlin geſchickt wurde, jene Doppelheirath auf's Neue zu beantragen und, wenn möglich, zum feſten Abſchluſſe zu bringen. Aber man wollte ſich zugleich der wirklichen Freundſchaft des Königs verſichern und ihn aus den Intriguen der öſterreichiſchen Partei befreit wiſſen: man verlangte zu dem Ende Grumbkow's Entfernung vom Hofe, indem man durch vollgültige Zeugniſſe die verrätheriſche Verbindung deſſelben mit dem öſterreichiſchen Hofe darzuthun im Stande war. Bei ſo dringender Gefahr wandte die öſterreichiſche Partei Alles an, um den König in ſeiner bisherigen Geſinnung feſtzuhalten, und es gelang nur zu gut. Der König vergaß ſich perſönlich gegen den engliſchen Geſandten, und dieſer fand es mit ſeiner Würde unverträglich, die Unterhandlungen

Digitized by Google

fortzuſetzen. So erloſch dieſer kurze Hoffnungsſchimmer ſo ſchnell wie er aufgetaucht war; dem Könige war neuer Anlaß zum Groll gegeben, und der Kronprinz ſah keinen andern Ausweg aus dieſem Labyrinthe vor ſich, als beſchleunigte Flucht.

Sechstes Capitel.

Verſuch zur Flucht.

Nach wenigen Wochen bereits fand ſich eine neue Gelegenheit, welche die Flucht des Kronprinzen beſſer zu begünſtigen ſchien, als der Beſuch im ſächſiſchen Lager. Der König unternahm eine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland, auf welcher ihn Friedrich begleiten mußte. Er hatte, bei ſeinem Verdachte gegen den Kronprinzen, längere Zeit geſchwankt, ob es beſſer ſei, ihn mitzunehmen oder zu Hauſe zu laſſen; er hatte ſich für das Erſte entſchieden, weil er ihn unter ſeinen Augen beſſer beaufſichtigt glaubte; auch hatte er, um ganz ſicher zu gehen, dreien der höheren Offiziere, die ihn begleiteten, den Befehl gegeben, dieſe Aufſicht zu theilen, ſo daß ſtets Einer im Wagen des Kronprinzen neben dieſem ſitzen mußte. Friedrich hatte indeß im Einverſtändniß mit Katte — obgleich von dieſem zu Anfange mehrfach abgemahnt — ſeine Maßregeln genommen. Schon aus dem ſächſiſchen Lager hatte er an den König von England geſchrieben und dieſen gebeten, ihm an ſeinem Hofe Schutz zu gewähren. Doch war von dort eine ſehr ernſtlich abrathende Antwort erfolgt. Nichtsdeſtoweniger blieb der Kronprinz bei dem Plane, über Frankreich nach England zu gehen. Katte ſollte, ſobald der Prinz ihm von ſeiner Entweichung Nachricht gegeben haben würde, voraus nach England flüchten und dort für ſeine Wünſche unterhandeln; er ſollte zu dem Zwecke ſich Urlaub unter dem Vorwande verſchaffen, daß er auf Werbung gehen wolle. Zugleich waren ihm die Gelder, die Kleinodien, die Papiere des Kronprinzen anvertraut. Außer Katte war auch Keith in Weſel von dem Vorhaben des Kronprinzen unterrichtet worden, um daſſelbe durch ſeine Theilnahme zu begünſtigen.

Digitized by Google

Am 15. Juli 1730 war die Reiſegeſellſchaft von Berlin aufgebrochen und über Leipzig nach Anſpach gegangen, wo der König ſeine zweite Tochter, die im vorigen Jahre mit dem jungen Markgrafen von Anſpach vermählt worden war, beſuchte. Schon hier ſuchte Friedrich Gelegenheit zu entkommen; wiederholt und dringend bat er ſeinen Schwager, ihm eins ſeiner beſten Pferde, angeblich zu einem Spazierritte, anzuvertrauen; aber vorſichtig wich dieſer der Bitte aus, denn ſchon war das Gerücht von Friedrich's Vorhaben von Berlin nach Anſpach gedrungen, indem Katte, ſelbſt in einem ſo kritiſchen Momente, es nicht über ſich gewinnen konnte, ſeiner prahlenden Schwatzhaftigkeit Zügel anzulegen. In Anſpach erhielt Friedrich einen Brief von Katte, worin ihm dieſer meldete, daß er noch immer nicht den nachgeſuchten Urlaub habe erhalten können; er bat ihn ſomit, ſeine Entweichung bis zur Ankunft in Weſel zu verſchieben, von wo er ohnedies am ſchnellſten, über Holland, nach England würde entkommen können. Friedrich antwortete, daß er ſo lange nicht mehr warten könne; er ſei entſchloſſen, in Gemäßheit des von dem Könige vorgeſchriebenen Reiſeplanes ſchon in Sinsheim, auf der Straße zwiſchen Heilbronn und Heidelberg, das Gefolge des Königs zu verlaſſen; Katte werde ihn unter dem Namen eines Grafen von Alberville im Haag treffen. Zugleich verſicherte er nochmals, daß die Flucht gar nicht fehlſchlagen könne, und daß, wenn man ihm nachſetzte, die Klöſter auf dem Wege als ſichere Zufluchtsörter zu betrachten ſeien. In der Haſt aber, mit welcher Friedrich dieſen Brief ſchrieb, vergaß er, ihn nach Berlin zu adreſſiren; er hatte nur darauf geſetzt: „über Nürnberg,“ und ſo ging der unſelige Brief nach Erlangen, zu einem Vetter Katte's, welcher daſelbſt auf Werbung ſtand.

Von Anſpach ging die Reiſe des Königs über Augsburg nach Ludwigsburg, wo man den Herzog von Württemberg beſuchte. Von da wurde der Weg nach Mannheim eingeſchlagen. Auf dieſem Wege hatte man jenes, von Friedrich genannte Sinsheim zu berühren. Der Zufall wollte, daß das Nachtquartier nicht an dieſem Orte, ſondern ein paar Stunden vor demſelben, in dem Dorfe Steinfurth, genommen wurde. Hier übernachtete man in verſchiedenen Scheunen, indem der König in ſolchen Fällen, nach weichlicher Bequemlichkeit wenig lüſtern, einen luf-

tigen Aufenthalt der Art der beklemmenden Schwüle der Wirthshausſtuben vorzuziehen pflegte. Der Kronprinz, der mit dem Oberſten von Rochow und ſeinem Kammerdiener gemeinſchaftlich eine Scheune zum Nachtlager erhielt, machte ſchnell ſeinen Plan der Gelegenheit gemäß. Er benutzte die gutmüthige Leichtgläubigkeit eines königlichen Pagen, — es war ein Bruder ſeines Freundes Keith, — indem er ihm vertraute, er habe ein verliebtes Abenteuer unfern des Ortes, wozu er ihn des andern Tages früh um vier Uhr wecken und ihm Pferde verſchaffen möge. Das Letztere war leicht zu bewerkſtelligen, da gerade an dem Orte Pferdemarkt war. Der Page war gern dazu bereit; anſtatt aber den Prinzen zu wecken, verfehlte er das Bett und weckte den Kammerdiener. Dieſer hatte Geiſtesgegenwart genug, ſein Befremden über das verdächtige Vorhaben zu unterdrücken; er blieb ruhig liegen, um das Weitere abzuwarten. Er ſah nun, wie der Prinz aufſprang und ſich ſchnell ankleidete, doch nicht die Uniform, ſondern ein franzöſiſches Kleid und einen rothen Ueberrock, den er ſich heimlich auf der Reiſe hatte machen laſſen, anlegte. Kaum hatte der Prinz die Scheune verlaſſen, ſo benachrichtigte der Kammerdiener augenblicklich den Oberſten Rochow von dem, was vorgegangen; der Letztere weckte eilig drei andere Offiziere aus des Königs Gefolge, und man machte ſich, nichts Gutes ahnend, auf den Weg, den Prinzen zu ſuchen. Nach kurzer Zeit fanden ihn die Offiziere auf dem Pferdemarkte, an einen Wagen gelehnt und nach dem Pagen ausſchauend. Seine franzöſiſche Kleidung vermehrte ihren Verdacht, doch fragten ſie ihn mit ſchuldiger Ehrerbietung, weshalb er ſich ſo früh aufgemacht. Der Prinz war über die ſtörende Dazwiſchenkunft von Wuth und Verzweiflung erfüllt; er wäre des Aeußerſten fähig geweſen, hätte er Waffen bei ſich gehabt. Er gab ihnen eine kurze und rauhe Antwort. Rochow bemerkte, der König ſei bereits aufgewacht und werde in einer halben Stunde weiter reiſen; er möge alſo auf's Schleunigſte ſeine Kleidung verändern, damit ſie dem Könige nicht zu Geſicht komme. Der Prinz verweigerte es und ſagte, er wolle ſpazieren gehen; er werde ſchon zu rechter Zeit zur Abreiſe bereit ſein. Indeß kam der Page mit den Pferden. Der Prinz wollte ſich nun raſch auf das eine derſelben werfen; aber die Offiziere ließen ihn nicht dazu kommen und zwangen

Digitized by Google

ihn, der ſich wie ein Verzweifelter wehrte, mit ihnen zur Scheune zurückzukehren und die Uniform wieder anzulegen.

Der König war von dieſem Vorgange benachrichtigt worden; doch ließ er ſich gegen den Kronprinzen nichts merken, indem es ihm daran lag, vorerſt noch beſtimmtere Beweiſe von ſeinem Plane zu erhalten. Nur, als die Reiſegeſellſchaft an einem der folgenden Tage, nachdem man bereits Mannheim hinter ſich hatte, in Darmſtadt ankam, ſagte er ihm ſpottender Weiſe, wie er ſich wundere, ihn hier zu ſehen, er habe ihn inzwiſchen ſchon in Paris vermuthet. Der Kronprinz erwiederte trotzig, daß, wenn er es nur gewollt, er Frankreich ſchon dürfte erreicht haben.

Aber ſchon war das Unheil näher, als er glauben mochte. Kaum war man in Frankfurt angekommen, von wo die Reiſe zu Waſſer den Main und den Rhein abwärts bis Weſel fortgeſetzt werden ſollte, als der König von Katte's Vetter aus Erlangen eine Staffette erhielt, durch welche dieſer jenen Brief des Kronprinzen überſandte, deſſen bedrohlichen Inhalt er nicht unterſchlagen zu dürfen glaubte. Der König befahl, den Kronprinzen unverzüglich auf einer der beſtellten Jachten in feſten Gewahrſam zu nehmen. Erſt am folgenden Tage betrat er ſelbſt das Schiff; kaum aber erblickte er den Prinzen, ſo übermannte ihn ſein mühſam zurückgehaltener Jähzorn; er fiel über ihn her und ſchlug ihn mit ſeinem Stocke das Geſicht blutig. Mit verbiſſenem Schmerze rief Friedrich aus: „Nie hat ein brandenburgiſches Geſicht ſolche Schmach erlitten!“ Die anweſenden Offiziere entriſſen ihn den Händen des Königs und brachten es dahin, daß der letztere die Erlaubniß gab, daß der Kronprinz die Reiſe auf einem zweiten Schiffe machen durfte. Dieſer wurde nun wie ein Staatsgefangener behandelt, Degen und Papiere wurden ihm abgefordert; doch hatte er glücklicher Weiſe noch zuvor Gelegenheit gefunden, ſeine Briefe, die manch Einen zu compromittiren geeignet waren, durch ſeinen Kammerdiener verbrennen zu laſſen.

Selten wohl iſt eine Luſtreiſe auf dem ſchönen Rheinſtrom unter traurigeren Verhältniſſen gemacht worden. Die Beſuche bei den geiſtlichen Fürſten, welche abzuſtatten man nicht umhin konnte, wurden ſo viel als möglich abgekürzt. Der Kronprinz war nicht um ſich, ſondern

Digitized by Google

nur um das Schickſal der Freunde, die er mit in's Verderben geriſſen, beſorgt. Doch war er überzeugt, daß Katte, ſchon zur Flucht gerüſtet, Geiſtesgegenwart genug haben würde, für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Keith empfing, ehe der König nach Weſel kam, einen mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel von des Kronprinzen Hand, mit den Worten: „Rette Dich, Alles iſt entdeckt.“ Er verlor die rechte Zeit nicht, ſetzte ſich augenblicklich zu Pferde und erreichte im Galopp die holländiſche Grenze. Selbſt noch im Haag durch einen preußiſchen Offizier verfolgt, den der König zu ſeiner Verhaftnehmung nachſandte, entkam er glücklich auf einem Fiſcherboote nach England und ging von da nach Portugal, wo er Kriegsdienſte nahm.

Nachdem man in Weſel angelangt war, wurde der Kronprinz gefangen geſetzt und ſein Gemach durch Schildwachen mit bloßen Bajonetten verwahrt. Am folgenden Tage erhielt der Feſtungs-Commandant, Major von der Moſel, Befehl, den Prinzen vor den König zu führen. Sobald der Kronprinz zu dem Könige eintrat, fragte ihn dieſer mit drohendem Tone, warum er habe deſertiren wollen. „Weil Sie mich,“ antwortete der Prinz, „nicht wie Ihren Sohn, ſondern wie einen Sklaven behandelt haben.“ — „Du biſt ein ehrloſer Deſerteur,“ rief ihm der König entgegen, „der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat!“ — „Ich habe deſſen ſo viel wie Sie,“ verſetzte der Prinz, „und ich that nur, was Sie, wie Sie es mir mehr als hundertmal geſagt haben, an meiner Stelle gethan haben würden!“ — Dieſe Worte erregten auf's Neue des Königs ganzen Ungeſtüm; er zog ſeinen Degen und würde den Prinzen durchbohrt haben, wäre ihm nicht der General Moſel in den Arm gefallen. Vor den Prinzen tretend rief dieſer würdige Mann aus: „Tödten Sie mich, Sire, aber ſchonen Sie Ihres Sohnes!“ Die Kühnheit des Generals machte den König zaudern, und jener benutzte den Moment, den Prinzen hinauszuführen und in ſeinem Zimmer vorläufig in Sicherheit zu bringen. Die übrigen Generale vermochten es über den König, daß er ſich entſchloß, den Prinzen nicht mehr zu ſehen und ihn der ſtrengen Obhut einiger Offiziere, auf die er ſich verlaſſen konnte, anzuvertrauen. Er ſelbſt reiſte einige Tage darauf nach Berlin ab.

Digitized by Google

Jene Offiziere hatten den Auftrag erhalten, mit dem Kronprinzen etwas ſpäter von Weſel aufzubrechen und ihn ſo ſchnell und ſo geheim als möglich nach Mittenwalde zu führen, wo er zunächſt in Verwahrſam bleiben ſollte. Es war ihnen verboten, auf der Reiſe das hannöverſche Gebiet zu berühren, damit der Prinz nicht etwa durch engliſche Hülfe entführt werden möchte. Zugleich war ihnen anbefohlen, den Prinzen durchaus ſtreng zu halten und ihn mit Niemand ſprechen zu laſſen. Doch fehlte wenig, daß Friedrich, trotz dieſer Vorſicht, nicht ſchon in Weſel ſeiner Haft entkommen wäre. Er war im Volke, im Gegenſatz gegen die bekannte Strenge des Königs, allgemein beliebt; jetzt hatte ſein Unglück einen förmlichen Enthuſiasmus für ihn hervorgerufen. Manch Einer hätte ſein Leben gewagt, um nur ihn in Freiheit zu wiſſen. Schon hatte er heimlich eine Strickleiter und das Kleid einer Bäuerin erhalten, ſchon war er in dieſer Vermummung bei nächtlicher Weile aus dem Fenſter geſtiegen, als die Schildwache unter ſeinem Fenſter, die er nicht bemerkt hatte, ihn anrief. Nun blieb ihm nichts übrig, als ſich in ſein Schickſal zu ergeben, und willig ließ er ſich am folgenden Tage von Weſel abführen. Auf der Reiſe ſelbſt machte er keine weiteren Verſuche zur Flucht, obſchon der Landgraf von Heſſen-Caſſel und der Herzog von Sachſen-Gotha nicht abgeneigt geweſen wären, ihn vor dem Zorne des Vaters zu ſchützen, was er freilich vielleicht nicht wußte.

Siebentes Capitel.

Das Gericht.

Katte war inzwiſchen auf keine Weiſe für ſeine Sicherheit beſorgt geweſen. Schon verbreitete ſich ein dumpfes Gerücht von der Verhaftung des Kronprinzen in Berlin. Von verſchiedenen Seiten kamen ihm, deſſen Verhältniſſe zum Prinzen nur allzubekannt waren, warnende Stimmen zu Ohren; aber er wartete geduldig auf die Vollendung des ſchönen franzöſiſchen Courierſattels, den er ſich beſtellt hatte, um in den verborgenen Behältniſſen deſſelben Papiere, Geld und dergleichen

Digitized by Google

um ſo ſicherer mitnehmen zu können. Endlich erbat er ſich — es war am Abend vor der Nacht, in welcher ſein Verhaftsbefehl ankam, — von einem Vorgeſetzten die Erlaubniß, am nächſten Tage Berlin verlaſſen zu dürfen, angeblich, um einer Jagdpartie in der Nähe beiwohnen zu können. Man zögerte mit der Ausführung des Befehles, bis man ihn genügend entfernt glaubte; als man ſich endlich in ſeine Wohnung verfügte, fand man ihn erſt im Begriffe das Pferd zu beſteigen. Nun war ſein Schickſal entſchieden; er mußte ſich gefangen geben. Eine verſiegelte Kiſte, welche die Papiere und Kleinodien des Kronprinzen enthielt, ließ er der Königin überbringen.

Gleichzeitig mit Katte's Verhaftungsbefehl kam ein Schreiben des Königs an die Oberhofmeiſterin der Königin, worin dieſe gebeten wurde, die Letztere von der verſuchten Deſertion des Kronprinzen und von ſeiner Gefangennehmung zu benachrichtigen. Die Beſtürzung in der königlichen Familie war groß; erhöht wurde ſie durch den Empfang jener Kiſte, die man nicht unterſchlagen durfte, die aber ſehr Bedrohliches, nicht nur für den Kronprinzen, ſondern auch für die Königin ſelbſt und namentlich für die älteſte Prinzeſſin enthalten konnte. Man hatte ohne Wiſſen des Königs eine ſehr ausgedehnte Correſpondenz mit einander geführt, in welcher die Ausdrücke nicht immer mit genügender Ehrerbietung gegen den König abgewogen und namentlich auch die Angelegenheiten in Bezug auf England vielfach berührt waren. Endlich kam man zu dem Entſchluſſe, das Siegel abzunehmen, das Schloß der Kiſte zu erbrechen, alle gefährlichen Schriften zu verbrennen und dafür eine bedeutende Anzahl neugeſchriebener Briefe unſchuldigen Inhalts mit verſchiedenen älteren Daten hineinzulegen. Dann ward die Kiſte wieder verſiegelt, indem man ein dem vorigen ganz ähnliches Petſchaft aufzufinden wußte.

Am 27. Auguſt kehrte der König nach Berlin zurück. Seine erſte Frage war nach der Kiſte. Als ihm dieſelbe gebracht wurde, verlangte ihn mit ſolchem Ungeſtüm nach ihrem Inhalte, daß er ſie, ſtatt ſie zuvor zu beſichtigen, ſogleich aufriß und die Briefe herausnahm. Er hatte den Verdacht, die beabſichtigte Flucht des Prinzen ſei die Folge eines förmlichen Complottes, an deſſen Spitze England geſtanden habe und in welches ſeine Gemahlin und ſeine älteſte Tochter mit verwickelt ſeien.

Digitized by Google

Er vermuthete, daß man hiebei mehr, als nur jene alten Heirathspläne im Sinne gehabt; lag es doch im Bereiche der Möglichkeit, daß es auf ſeinen Thron, wenn nicht gar auf ſein Leben abgeſehen geweſen ſei. Daß er in der Kiſte keine Zeugniſſe fand, machte, ſtatt ihn zu beruhigen, ſeinen Zorn nur um ſo heftiger; er argwöhnte, daß man ihm durch eine Liſt zuvorgekommen ſei. Sein ganzer Ingrimm wandte ſich nun gegen ſeine Familie und namentlich hatte die Prinzeſſin Wilhelmine auf's Schwerſte zu leiden. Er ſchwur, daß er den Kronprinzen werde umbringen laſſen und daß die Prinzeſſin das Schickſal ihres Bruders theilen werde. Nur die Oberhofmeiſterin der Königin, Frau von Kamecke, wagte es, ihm mit heldenmüthiger Unerſchrockenheit entgegenzutreten. Sie folgte ihm in ſein Zimmer und beſchwur ihn, der Königin zu ſchonen und das Unternehmen des Kronprinzen nur als das, was es ſei, — als einen Schritt jugendlicher Unbeſonnenheit zu betrachten. „Bis jetzt," ſagte ſie zu ihm, „war es Ihr Stolz, ein gerechter und frommer König zu ſein, und dafür ſegnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden, — fürchten Sie ſich vor Gottes Zorn! opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wuth, aber ſein Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peter's des Großen und Philipp's des Zweiten: ſie ſtarben ohne Nachkommen und ihr Andenken iſt den Menſchen ein Gräuel!" Dieſe Worte ſchienen Eindruck auf den König zu machen, aber nur auf kurze Zeit.

Inzwiſchen war, auf Befehl des Königs, Katte vor ihn geführt worden, um gerichtlich verhört zu werden. Die erſte Begrüßung des Gefangenen beſtand wiederum nur in wilder Mißhandlung. Katte beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit Standhaftigkeit; er erklärte, daß er allerdings an der Flucht des Kronprinzen habe Theil nehmen wollen, daß es die Abſicht des Letztern geweſen ſei, nach England zu gehen, um dort vor dem Zorne des Königs geſchützt zu ſein, daß er, Katte, den Zwiſchenträger zwiſchen dem Kronprinzen und der engliſchen Geſandtſchaft gemacht habe, daß aber der Prinzeſſin Wilhelmine dieſer Plan nicht mitgetheilt worden und daß von irgend einem Unternehmen gegen die Perſon des Königs oder überhaupt gegen die Angelegenheiten deſſelben niemals die Rede geweſen ſei. Im Uebrigen berief er ſich auf

die Papiere des Kronprinzen. Eine neue Durchſicht der letzteren ergab natürlich nichts, was zu weiterer Anſchuldigung dienen konnte. Aber der Verdacht, daß die wichtigeren Papiere unterſchlagen ſeien, blieb rege, und die Prinzeſſin wurde unausgeſetzt mit Strenge behandelt. Nach beendigtem Verhöre mußte Katte die Uniform ausziehen, und ward in einem leinenen Kittel auf die Hauptwache geſchickt. Gegen die übrigen Freunde des Kronprinzen und die ſonſt ſeinen Intereſſen günſtig geweſen zu ſein ſchienen, auch wenn bei ihnen gar keine Kenntniß ſeines letzten Vorhabens erweislich war, wurde nicht minder mit großer Strenge verfahren; ſo wurde z. B. ſein ehemaliger Lehrer Dühan, der jetzt eine Rathsſtelle bekleidete, nach Memel verwieſen. Die Beſtürzung über alle dieſe Ereigniſſe war allgemein und Alles in banger Erwartung über die ferneren Schickſale des Kronprinzen.

Dieſer war unterdeſſen in Mittenwalde eingetroffen. Hier wurde er am 2. September zuerſt verhört. Man legte ihm die Ausſagen Katte's vor, und er erkannte dieſelben an; auf alle weiteren Fragen indeß gab er wenig genügende Antworten. Dem General Grumbkow, der mit anweſend war und die ſtolze Zuverſicht des Prinzen herabzuſtimmen ſuchte, ſagte er, er glaube über Alles, was ihm noch begegnen könne, hinaus zu ſein, und er hoffe, ſein Muth werde größer ſein, als ſein Unglück. Jener kündigte ihm hierauf an, er werde auf Befehl des Königs nach Cüſtrin gebracht werden, indem dieſe Feſtung für jetzt zu ſeinem Aufenthaltsorte beſtimmt ſei. „Es ſei,“ erwiederte der Kronprinz, „ich werde dahin gehen. Wenn ich aber nicht eher wieder von dort wegkommen ſoll, als bis ich mich auf's Bitten lege, ſo werde ich wohl ziemlich lange da bleiben.“

Am folgenden Tage wurde der Kronprinz nach Cüſtrin geführt. Er erhielt ein Gemach auf dem Schloſſe, indem der dortige Kammer-Präſident von Münchow ihm von ſeiner Wohnung ein Zimmer abtreten mußte. Hier wurde er, auf beſtimmten Befehl des Königs, ſtreng gehalten. Seine Kleidung beſtand aus einem ſchlechten blauen Rocke ohne Stern. Im Zimmer ſtanden nur hölzerne Schemel zum Sitzen. Die Speiſen, die ſehr einfach waren, wurden ihm geſchnitten überbracht, weil den Gefangenen in der Zeit des engſten Arreſts keine Meſſer und

Gabeln zukamen. Dinte und Papier waren ihm nicht verſtattet; auch wurde ihm ſeine Flöte abgefordert. Das Zimmer durfte er unter keiner Bedingung verlaſſen; die Thür war mit Wachen beſetzt, und durfte nur dreimal des Tages, in Gegenwart zweier Offiziere, zur Beſorgung der Bedürfniſſe des Gefangenen auf kurze Zeit geöffnet werden. Alle Morgen hatten zwei Offiziere das Zimmer zu unterſuchen, ob ſich nicht etwa die Spur einer verdächtigen Unternehmung zeige. Jedem war ſtreng verboten, mit dem Kronprinzen zu ſprechen; jeder bloße Beſuch war durchaus unterſagt.

Indeß fand ſich doch Gelegenheit, einige dieſer ſtrengen Anordnungen zu umgehen. Der Kammer-Präſident von Münchow, den das Schickſal des unglücklichen Königsſohnes zu inniger Theilnahme bewegte, ließ in der Decke des Gefängniſſes ein Loch machen, ſo daß er Gelegenheit bekam, den Kronprinzen zu ſprechen, ihm ſeine Dienſte anzubieten und ſeine Wünſche zur Verbeſſerung ſeiner gegenwärtigen Lage zu vernehmen. Der Prinz klagte über das armſelige Eſſen und Speiſegeräth und über den Mangel an geiſtiger Nahrung. Für Beides wußte der Präſident bald Rath. Sein jüngſter Sohn, acht Jahre alt, wurde in die weiten Kinderkleider geſteckt, die ſchon ſeit Jahren abgelegt waren, und die tiefen Taſchen derſelben füllte man mit Obſt, Delicateſſen und Aehnlichem; dem Knaben verweigerte die Wache nicht den Eingang. Dann wurde ein neuer Leibſtuhl mit verborgenen Fächern angeſchafft, und ſo kamen dem Prinzen nach und nach Meſſer und Gabeln, Schreibgeräth, Bücher, Briefe u. ſ. w. zu. Die dienſtthuenden Offiziere unterſuchten das Zimmer nur, ſo weit ihre Ordre reichte.

Indeß behielt der Kronprinz gegen die Perſonen, die der König zu verſchiedenen Malen zu ihm ſchickte, noch immer ſeine ſtrenge Zurückhaltung bei. So namentlich gegen eine Deputation, die ihn in der Mitte Septembers auf's Neue zu verhören kam. Der General Grumbkow, der ſich wieder bei derſelben befand, ſcheute ſich nicht ihm zu ſagen, daß, wenn er ſeinen Stolz nicht bei Seite ſetze, ſchon Mittel und Wege zu finden ſein dürften, ihn zu demüthigen. „Ich weiß nicht,“ erwiederte ihm der Prinz mit vornehmem Tone, „was Sie gegen mich zu unternehmen gedenken: ſo viel aber weiß ich, daß Sie mich nie dahin

Digitized by Google

bringen werden, vor Ihnen zu kriechen!“ Die Deputirten legten ihm nun die in jener Kiſte gefundenen Papiere vor, mit der Frage, ob er Nichts unter denſelben vermiſſe. Der Prinz unterſuchte ſie, und da er die wichtigſten nicht vorfand, ſo zweifelte er nicht daran, daß ſie unterdrückt worden seien. Er verſicherte alſo, es ſei der geſammte Inhalt jener Kiſte. Man verlangte von ihm einen Eid über dieſe Angabe; dieſen wußte er jedoch unter dem Vorwande, daß ihn ſein Gedächtniß möglicherweiſe betrügen könne, von ſich abzulehnen. Die Commiſſarien waren nicht im Stande, anderweitige Bekenntniſſe von ihm zu erlangen. Auch ſpätere Verhöre gaben keinen beſſeren Erfolg. Man ließ ihn unter dem Verſprechen, daß er auf die Thronfolge Verzicht leiſte, Gnade hoffen, aber auch jetzt ging er hierauf nicht ein. Ebenſo wenig nützten die erneuten Verhöre Katte's, jener vermeintlichen Intrigue auf die Spur zu kommen. Der König hatte ſogar die Abſicht, Katte auf die Folter zu ſpannen, doch ſchützte ihn hievor die Verwendung ſeiner Verwandten, die im Staate hohe Stellen bekleideten.

So hatte man keine weiteren Zeugniſſe gegen den Kronprinzen und gegen Katte in Händen, als was ſich durch ihre beabſichtigte Flucht ſelbſt und durch die bisherigen Ausſagen des Letzteren ergab. Doch war auch dies dem Könige bereits genügend, um gegen die Verſchuldeten mit allem Nachdruck eines ſtrengen Geſetzes zu verfahren. Es wurde ein Kriegsgericht zuſammenberufen, welches über ſie nur in militairiſcher Rückſicht zu erkennen hatte: der Kronprinz namentlich ſollte dabei nur als deſertirter Militair betrachtet werden. Am 25. October trat dieſes Gericht in Cöpenick zuſammen und kehrte am 1. November nach Berlin zurück. Trotz jener ausdrücklichen Beſtimmung des Königes erfolgte indeß kein richterlicher Spruch über den Kronprinzen; das Kriegsgericht hatte ſich in dieſem Punkte für incompetent erklärt. Katte war, in Betracht, daß er ſich nicht vom Regiment entfernt habe und ſeine böſen Pläne nicht in Ausführung gekommen ſeien, zu Caſſirung und mehrjähriger Feſtungsbauſtrafe verurtheilt worden. Der König aber nahm die ganze Erklärung des Kriegsgerichtes ſehr ungnädig auf; er ſah darin nur eine Bemühung, ſich dem künftigen Herrn des Landes, den

Digitized by Google

er einmal als ſeinen entſchiedenen Feind betrachtete, gefällig zu erweiſen. Sein Zorn konnte nicht ohne ein blutiges Opfer geſtillt werden; und ſo erklärte er zunächſt, aus eigner Machtvollkommenheit, das Vergehen Katte's als ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät, da dieſer, als Offizier der Garde-Gendarmerie, der Perſon des Königs unmittelbar verpflichtet geweſen ſei und ſolche Verpflichtung durch einen Eid erhärtet, nichtsdeſtoweniger jedoch zur Deſertion des Kronprinzen unerlaubte Verbindungen mit fremden Miniſtern und Geſandten, zum Nachtheil des Königs, angeknüpft habe. Für ein ſolches Verbrechen habe er verdient, mit glühenden Zangen geriſſen und aufgehenkt zu werden; doch ſolle er, in Rückſicht auf ſeine Familie, nur durch das Schwert gerichtet werden. Man ſolle dem Katte, wenn ihm dieſer Ausſpruch eröffnet werde, ſagen, daß es dem Könige leid thäte: es ſei aber beſſer, daß er ſterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt gehe. Alle Bitten und Fürſprachen gegen dies ſtrenge Urtheil waren umſonſt; vergebens flehte Katte's Großvater, der alte verdiente General-Feldmarſchall Graf von Wartensleben, mit rührenden Worten um Gnade, nur damit ihm Gelegenheit bleibe, das Herz ſeines Enkels zur Buße und zur Demuth zurückzuführen. Der Sinn des Königs blieb unerweicht, und wiederholt berief er ſich darauf, es ſei beſſer, daß ein Schuldiger nach der Gerechtigkeit ſterbe, als daß die Welt oder das Reich zu Grunde gehe.

Katte ſelbſt vernahm ſein Urtheil mit großer Standhaftigkeit. So leichtſinnig er ſich früher betragen hatte, ſo würdig erſchien der zwei und zwanzigjährige Jüngling in den wenigen Tagen, die ihm jetzt noch zur Vorbereitung auf den Tod vergönnt waren. Der Gram, den er ſeinen Eltern und ſeinem Großvater durch das leichtſinnig heraufbeſchworene Schickſal verurſachen mußte, ergriff ſeine Seele mit Macht; die Briefe, mit denen er von ihnen Abſchied nahm, waren von innigſter Reue erfüllt. Demuthvoll bekannte er es, daß er in dieſes Unglück geſtürzt ſei, weil er des Höchſten vergeſſen und nur nach irdiſchen Ehren geſtrebt habe; daß er aber hierin nur die Liebe des ewigen Vaters erkenne, die ihn durch den dunkeln Pfad zum Lichte geführt. Am vierten November wurde er nach Cüſtrin abgeführt. Es geſchah auf Befehl

Digitized by Google

des Königes, denn dieſer wollte auch das härteſte Mittel nicht unverſucht laſſen, das Herz des Kronprinzen zu erweichen. Unter den Augen des Letzteren, ſo hatte es der König ausdrücklich angeordnet, ſollte die Hinrichtung des Freundes ſtatt finden. Der Morgen des ſechsten November war zur Hinrichtung beſtimmt. Der Kronprinz wurde genöthigt, an das Fenſter zu treten, und rief, als er den Freund in Mitten des militairiſchen Zuges zwiſchen zweien Predigern erblickte, hinab: „Verzeihe mir, mein theurer Katte!“ — „„Der Tod für einen ſo liebenswürdigen Prinzen iſt ſüß!““ erwiederte Jener. Dann ſchritt der Zug den Wall hinauf, und Katte empfing, von chriſtlicher Tröſtung geſtärkt, den tödtlichen Streich. Aber die ſtarke Natur des Kronprinzen erlag; Ohnmachten ergriffen ihn, und die Schale, die ſein Herz umſchloſſen hielt, war geſprungen.

Aber noch ſchwebte das Schwert, welches Katte's Leben vernichtet, über dem Haupte des Kronprinzen; noch ließen die fortgeſetzten Drohungen des Königes auch für den Letzteren das Schlimmſte befürchten. Dringender und vielſeitiger erhob ſich, bei dem ungeheuren Aufſehen, welches ſeine Gefangennehmung in der ganzen Welt gemacht hatte, die Fürſprache für ihn. Schon im September hatte der König durch ſeine Geſandten ein Rundſchreiben an die auswärtigen Höfe geſchickt, um ſie im Allgemeinen von dem geſchehenen Schritte zu benachrichtigen und ihnen anzuzeigen, daß ihnen ſpäter, nach dem Schluſſe der Unterſuchungen, eine ausführliche Erklärung gegeben werden ſollte. Kurz darauf aber, und zum Theil ſchon vor der Abfaſſung jenes Rundſchreibens, erſchienen Vorſtellungen von verſchiedenen Höfen, welche die Abſicht hatten, den König zu einer milderen Anſicht der Sache zu ſtimmen. Zuletzt und mit beſonderem Nachdrucke trat der öſterreichiſche Hof auf, der nun, da die Verbindung Preußens mit England einen augenſcheinlichen Bruch erlitten hatte und vom Kronprinzen in dieſer Beziehung wenig mehr zu befürchten ſchien, auch ihn, wie den Vater, durch das Gewicht ſeiner Vermittelung an ſeine Intereſſen zu knüpfen wünſchte. Von größerer Bedeutung indeß war zunächſt der Einſpruch, den die würdigſten und vom Könige am meiſten geſchätzten Führer ſeines Heeres gegen das Bluturtheil, mit welchem der König drohte, erhoben.

Digitized by Google

Auf die Erklärung zwar, daß der König nicht befugt ſei, den „Kurprinzen von Brandenburg“ ohne förmlichen Proceß vor Kaiſer und Reich am Leben zu beſtrafen, erwiederte Jener, daß Kaiſer und Reich ihn nicht abhalten dürften, gegen den „Kronprinzen von Preußen“ in ſeinem ſouverainen Königreiche nach Belieben zu verfahren. Aber der Major von Buddenbrock entblößte vor dem Könige ſeine Bruſt und rief heldenmüthig aus: „Wenn Ew. Majeſtät Blut verlangen, ſo nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, ſo lange ich noch ſprechen darf!“

War die Stimme der Politik nicht ganz zu überhören, war die Stimme der Ehre für den kriegeriſchen König ein hochachtbarer Klang, ſo trat doch noch ein Drittes hinzu, welches mit ungleich größerer Gewalt ſein Herz zur Gnade ſtimmte. Es war das Wort eines geringen Dieners, aber es brachte die ſo lang erſehnte Kunde von der Sinnesänderung des Sohnes.

Der Feldprediger Müller, der mit Katte von Berlin nach Cüſtrin gegangen war und ihn zum Tode vorbereitet hatte, war zugleich durch den König beauftragt worden, nach Möglichkeit auch auf das Gemüth des Kronprinzen zu wirken und, wenn ſich dieſer zur Annahme ſeiner geiſtlichen Ermahnungen willfährig zeige, längere Zeit bei ihm zu bleiben. Der Kronprinz war nach jenem furchtbaren Schlage eines höheren Troſtes nur zu ſehr bedürftig. Der Feldprediger hatte ihm von Katte ein theures Vermächtniß überbracht, eine Reihe ſchriftlich abgefaßter Vorſtellungen, welche dazu dienen ſollten, den fürſtlichen Freund auf den gleichen Weg des Heiles zu führen, als durch welchen er mit dem Leben verſöhnt geſtorben war. Dieſe Vorſtellungen beſtanden beſonders darin, daß Katte ſein Unglück als eine verdiente Strafe Gottes betrachtete, daß er den Kronprinzen beſchwur, auch er möge hierin die Hand Gottes erkennen und ſich dem Willen ſeines Vaters unterwerfen, beſonders aber möge er dem Glauben an eine willkührliche Vorherbeſtimmung des Schickſals entſagen. Dies Letztere war der wichtigſte Punkt, und auch der König hatte bereits vor Allem darauf gedrungen, daß der Prediger dieſe Glaubens-Anſicht des Kronprinzen mit allem Eifer bekämpfen möge. Denn der Prinz hatte ſich, beſonders durch Katte dazu verleitet,— wie dies bereits früher angedeutet wurde, — jener Prädeſtinationslehre

ergeben, welche bekanntlich durch die Calviniſten mit einer troſtloſen Strenge vertreten wurde, welche die einzelnen Menſchen als von Ewigkeit her zur Seligkeit oder zur Verdammniß beſtimmt darſtellte, und welche ſomit in der Sünde keine Schuld des menſchlichen Herzens anerkennen konnte. So hatte auch Friedrich Alles, was er bisher gethan, nur als die Fügung eines ihm fremden Schickſals betrachtet. Jetzt aber war ſein Gemüth einer wärmeren Anſicht geöffnet; zwar ſtritt er noch längere Zeit mit eifrigen Gründen zur Vertheidigung ſeines alten Glaubens, aber endlich ſiegte die bibelfeſte Beredſamkeit des Predigers. Er fühlte ſich überwunden und klagte, daß ihn jetzt ſeine Gedanken verließen. Nachdem er ſeine Kräfte wieder zuſammengerafft, war ſeine erſte Aeußerung, daß er alſo ſelbſt Schuld ſei nicht nur an ſeinem eigenen Unglücke, ſondern auch an dem Tode ſeines Freundes. Der Prediger bejahte dies; er ließ ihn abſichtlich die ganze Größe ſeiner Schuld in's Auge faſſen, aber er verwies ihn zugleich auch an die göttliche Gnade, welche größer ſei als alle Schuld. Aber nun meinte der Kronprinz, wenn Gott ihm auch vergeben werde, ſo habe er doch den König in einem Maße beleidigt, daß er von dieſem keine Verzeihung hoffen könne, und gewiß ſei der Prediger nur in der Abſicht geſandt, auch ihn, wie Katte, zum Tode vorzubereiten. Es koſtete jenem große Mühe, einen ſolchen Verdacht abzuwenden; nur durch ein ſtarkes Gebet, gemeinſchaftlich mit dem Kronprinzen, vermochte er dem Letztern ſeine Faſſung wiederzugeben. Der Prinz bat den Prediger, er möge ſeine Wohnung auf dem Schloſſe nehmen, damit er ihn möglichſt viel bei ſich ſehen könne. Müller erhielt darauf ein Zimmer über dem des Prinzen, und dieſer gab ihm, oft ſchon des Morgens früh um ſechs Uhr, das Zeichen, daß er kommen möge. Einſt hatte ihm der Prediger ein geiſtliches Buch mitgetheilt; als er es zurück empfing, fand er darin im Deckel einen Mann gezeichnet, der unter zwei gekreuzten Schwertern kniete, und darunter die Worte des Pſalms: „Herr, wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch, Gott, alle Zeit meines Herzens Troſt und mein Theil.“

Der Prediger ſandte in den erſten Tagen nach Katte's Hinrichtung

Digitized by Google

täglichen Bericht an den König über die Sinnesänderung des Kronprinzen. Aber er fügte auch hinzu, daß der Prinz wegen ſeiner anhaltenden Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit fallen dürfte, und er bat den König, dem Sohne das Wort der Gnade nicht mehr lange vorzuenthalten. Der König verlieh dem Prediger ein geneigtes Gehör. So durfte dieſer denn ſchon am zehnten November dem Prinzen die Mittheilung machen, daß der König ihm zwar noch nicht gänzlich verzeihen könne, daß er aber des ſcharfen Arreſtes entlaſſen werden und ſich nur innerhalb der Feſtungsmauern halten ſolle, und daß er fortan als Rath in der neumärkiſchen Kammer zu Cüſtrin werde beſchäftigt werden. Die Erſcheinung der väterlichen Gnade erſchütterte den Kronprinzen ſo, daß er an der Wahrheit der Nachricht zweifelte und die Thränen nicht zurückzuhalten vermochte; nur erſt der Anblick des königlichen Handſchreibens an den Prediger konnte ihn davon überzeugen. Zugleich aber hatte der König verlangt, der Kronprinz ſolle vor einer beſonders dazu verordneten Deputation einen Eid ablegen, daß er ſeinem Willen und Befehle in Zukunft den ſtrengſten Gehorſam leiſten und Alles thun werde, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohne zukomme; er hatte ihn nachdrücklich auf die Bedeutung eines Eides aufmerkſam machen laſſen und hinzugefügt, daß, wenn er den Eid je brechen ſollte, er ſein Recht auf die Thronfolge, vielleicht auch das Leben verlieren würde. Der Kronprinz erklärte ſich zu dieſem Eide bereit; ließ aber auch den König erſuchen, ihm denſelben zuvor zukommen zu laſſen, damit er ſeinen Schwur vollkommen in Erwägung ziehen und mit wahrer Ueberzeugung ausſprechen könne. Der König gewährte die Bitte.

Bis die Einrichtungen zur Aufnahme des Prinzen in das Kammer-Collegium und zu ſeiner künftigen Wohnung fertig waren, blieb er noch im Gefängniſſe und fuhr mit dem Prediger in jenen erbaulichen Betrachtungen fort. Am 17. November kam endlich die vom König verordnete Deputation in Cüſtrin an. Nachdem Friedrich vor derſelben den Eidſchwur abgelegt, erhielt er Degen und Orden zurück, ging zur Kirche und nahm das Abendmahl. Der Hofprediger hatte mit Beziehung auf das Schickſal ſeines hohen Zuhörers zum Texte

Digitized by Google

der Predigt die Worte des Pſalmes gewählt: „Ich muß das leiden, die rechte Hand des Höchſten kann Alles ändern.“ Dann ſchrieb Friedrich noch einen beſondern Brief an den König, in welchem er ſeine Unterwerfung bekannte, noch einmal um Verzeihung bat und die Verſicherung gab, daß es nicht die Beraubung der Freiheit, ſondern die Aenderung ſeines eigenen Sinnes geweſen ſei, was ihm die Ueberzeugung ſeines Fehltrittes gegeben habe. Noch aber hatte der König nur erſt dem Sohne, nicht dem Oberſtlieutenant Friedrich vergeben; eine Uniform durfte er noch nicht tragen, ſondern nur ein einfaches bürgerliches Kleid, hellgrau, mit ſchmalen ſilbernen Treſſen. Doch ließ er den König durch den Feldprediger Müller, der jetzt wieder nach Berlin zurückkehrte, bitten, er möge ihm zu dem Degen, den er ihm zurückgegeben, doch auch ein Portd'epée verſtatten. Als der König dieſe Bitte des Sohnes vernahm, rief er in freudigſter Ueberraſchung aus: „Iſt denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das iſt ja gut!“

Achtes Capitel.

Die Verſöhnung.

Allgemein war die Freude, als die Begnadigung des Kronprinzen bekannt ward; die große Furcht, die man längere Zeit für ſein Schickſal gehegt, hatte ihn dem Volke nur noch werther gemacht, als er es bereits früher war. Die öſterreichiſche Partei ſorgte indeß nach Kräften dafür, dem kaiſerlichen Hofe das Verdienſt der Begnadigung zuzuſchreiben. Auch wußte der kaiſerliche Geſandte, Graf Seckendorf, den König ohne ſonderliche Mühe dahin zu bewegen, daß er in ſeiner Antwort auf des Kaiſers Verwendungsſchreiben es geradezu ausſprach, daß der Kronprinz ſeine Begnadigung nur dem Kaiſer zu verdanken habe und daß er nur wünſche, der Kronprinz möge ſich für eine ſo liebevolle Verwendung ſtets dankbar erweiſen. Zugleich wurde Friedrich ſelbſt zu einem Dankſchreiben an den Kaiſer veranlaßt, worin er dieſelben Anſichten ausſprechen mußte. Auch war es Seckendorf, auf deſſen Rath

der König dem Kronprinzen jenen Eid hatte abnehmen und die Beſchäftigung deſſelben in Cüſtrin für die nächſte Zukunft beſtimmen laſſen. In dem öffentlichen Rundſchreiben jedoch, welches der König den verſchiedenen Höfen über die Begnadigung des Kronprinzen mittheilte, führte er als den Grund der letzteren nur die eigne königliche Gnade und väterliche Milde an.

Dem Kronprinzen war in Cüſtrin ein eignes Haus zur Wohnung eingerichtet, eine kleine Dienerſchaft und ein, freilich beſchränktes, Einkommen zugewieſen worden; mit letzterem mußte möglichſt ſparſam gewirthſchaftet und regelmäßig Rechnung abgelegt werden. An den Sitzungen der neumärkiſchen Kammer, in welcher er am 21. November zum erſten Male erſchien und durch ein Gratulationsgedicht von Seiten der Kammerkanzelei bewillkommnet wurde, nahm er als jüngſter Krieges- und Domainenrath Theil, ohne daß ihm jedoch bei den Abſtimmungen ein Votum zukam. In den einzelnen Theilen ſeines neues Berufes, in den Finanz- und Polizei-Angelegenheiten, ebenſo in der Landwirthſchaft und Verwaltung der Domainen, erhielt er beſondern theoretiſchen Unterricht. Im Uebrigen blieb ſeine Lage noch ſehr beſchränkt; er durfte die Stadt nicht verlaſſen; Lectüre, namentlich franzöſiſcher Bücher, und ſelbſt muſikaliſche Beſchäftigung blieb ihm unterſagt.

Doch war der Präſident von Münchow bemüht, ihm den Aufenthalt in Cüſtrin möglichſt angenehm zu machen; auch fehlte es nicht an anmuthigen geſelligen Beziehungen, die dem Kronprinzen die urſprüngliche Heiterkeit und Unbefangenheit ſeines Gemüthes wiedergaben. So hatte unter Anderen die verwittwete Landräthin von Manteuffel, eine geborene von Münchow, durch geiſtreichen Verkehr ſeine Zuneigung erworben. Als ſie, noch vor Ende des Jahres, im Begriff war, eine Reiſe auf ihre Güter zu machen, ſandte er ihr, ſein eignes Loos ſchon parodirend, eine eigne ſcherzhafte Kabinetsordre zu, in welcher er auf's Feierlichſte gegen ihre beabſichtigte Deſertion proteſtirte und einem ſo ſtrafbaren Unternehmen ſein Allerhöchſtes Mißfallen bezeugte. Das Verbot gegen die Lectüre hatte man ſchon in dem engen Gefängniſſe zu umgehen gewußt. Noch weniger ernſtlich ſcheint auf das Verbot in Bezug auf die Muſik beſtanden worden zu ſein, indem Friedrich ſich von dem

Digitized by Google

Generalmajor von Schwerin den Hautboiſten Fredersdorf, einen vorzüglichen Flötenbläſer, zur Unterſtützung in ſeinen muſikaliſchen Beſchäftigungen erbitten durfte. Er hatte dieſen ſchon früher kennen gelernt, als er einſt durch Frankfurt reiſte und die Studenten ihm eine Abendmuſik brachten, wobei Fredersdorf ſich durch ſein Flötenſpiel auszeichnete. Später machte ihn Friedrich zu ſeinem geheimen Kämmerier, und Fredersdorf iſt ihm bis an ſein Ende werth geblieben.

Der Kronprinz hatte ſich geſchmeichelt, daß ſeine unbedingte und aufrichtig gemeinte Unterwerfung unter den Willen des Königes ihm auch in der That das Herz des Vaters zurückführen werde. Noch aber war der König keinesweges von allem Mißtrauen gegen den Sohn befreit; noch argwöhnte er fort und fort, daß die nothgedrungene Unterwerfung deſſelben nur Verſtellung und daß des Sohnes Herz zur Liebe gegen ihn nicht fähig ſei. Als nun der Winter verging und der Prinz noch durch kein Zeichen unmittelbarer, perſönlicher Theilnahme des Vaters erfreut war, als er jener Unterrichts-Gegenſtände, die ihm vorgetragen wurden, ſich mit einer Gewandtheit des Geiſtes bemächtigt hatte, die ſeine Lehrer in Erſtaunen ſetzte, und doch der Kreis ſeiner Wirkſamkeit ſo beſchränkt blieb wie bisher, da drohte ein neuer Unmuth in ihm Wurzel zu ſchlagen. Schon ſann er auf neue Mittel, wie er ſich — zwar nicht ohne Wiſſen und Theilnahme des Königes — aus ſeiner drückenden Lage befreien könne. Er glaubte, daß jene engliſche Heirath noch immer an dem Mißtrauen des Königes Schuld ſei; er erklärte alſo in einer vertraulichen Mittheilung an den General Grumbkow, daß er die Gedanken daran vollſtändig aufgegeben habe, daß er vielmehr ſich bereitwillig der Abſicht des Königes fügen werde, wenn dieſer, wie man ſage, eine Vermählung zwiſchen ihm und der älteſten Tochter des Kaiſers zu Stande zu bringen gedenke. Er bemühte ſich, die leichte Ausführbarkeit eines ſolchen Planes zu entwickeln, vorausgeſetzt, daß er nicht ſeine Religion zu verändern brauche, und er erklärte ſich hiebei auch zu der Bedingung bereit, das Recht auf die preußiſche Thronfolge ſeinem Bruder zu überlaſſen, indem die öſterreichiſchen Beſitzungen, in Ermangelung männlicher Erben, auf die älteſte Tochter des Kaiſers übergehen mußten. Grumbkow vermuthete indeß, daß der Kronprinz

Digitized by Google

dieſen Plan nur entworfen habe, um dadurch überhaupt von den Geſinnungen des Königes unterrichtet zu werden; er entwickelte dem Prinzen die ganze Unausführbarkeit, und von der Sache wurde nicht weiter geſprochen.

Doch ließ es ſich Grumbkow, im Intereſſe der öſterreichiſchen Partei, angelegen ſein, eine wirkliche Verſöhnung zwiſchen Vater und Sohn herbeizuführen. Der erſte nähere Beweis der väterlichen Gnade war die Ueberſendung geiſtlicher Bücher und eines ermahnenden Briefes, welche im Mai erfolgte. Aber es währte noch ein paar Monate, ehe der König ſich entſchließen konnte, den Kronprinzen wiederzuſehen. Endlich, am 15. Auguſt 1731, kam er bei Gelegenheit einer größeren Reiſe zum Beſuche nach Cüſtrin. Er trat im Gouvernementshauſe ab und ließ den Kronprinzen aus ſeiner Wohnung zu ſich berufen. Das Aeußere des Sohnes hatte ſich in dem verfloſſenen Jahre ſo verändert, daß ſchon der bloße Anblick dem Könige günſtige Geſinnungen einflößen mußte; die franzöſiſche Leichtfertigkeit ſeines Benehmens war verſchwunden und männlicher Ernſt an deren Stelle getreten. Sowie der König den Kronprinzen erblickte, fiel ihm dieſer zu Füßen. Der König ließ ihn aufſtehen und ſtellte ihm nun in einer nachdrücklichen Rede noch einmal ſeine Vergehungen vor; er ſagte ihm, wie ihn Nichts ſo empfindlich berührt habe, als daß der Kronprinz kein Vertrauen zu ihm gehabt, da doch Alles, was er zum Beſten ſeines Hauſes und ſeines Staates gethan, nur für ihn geſchehen ſei; er habe Nichts als die Freundſchaft des Kronprinzen gewünſcht. Der letztere benahm ſich bei dieſer Rede und bei den Fragen, die der König an ihn über die Geſchichte ſeiner Flucht that, und die er mit Aufrichtigkeit beantwortete, ſo zur Zufriedenheit des Vaters, daß ihm dieſer alles Geſchehene liebevoll vergab. Als der König endlich im Begriff war, die Reiſe fortzuſetzen, und der Kronprinz ihn an den Wagen begleitete, umarmte er ihn vor allem Volk und verſicherte ihn, daß er jetzt nicht mehr an ſeiner Treue zweifle, vielmehr weiter für ſein Beſtes ſorgen wolle. Friedrich war von lebhafter Freude bewegt, ebenſo das ganze Volk, welches ſich um das Gouvernementshaus verſammelt und in banger Erwartung auf den Ausgang der Unterredung geharrt hatte.

Der nächſte Erfolg dieſer Verſöhnung war der, daß der Kronprinz eine größere Freiheit erhielt, als ihm bisher geſtattet war, obſchon der König keineswegeſ die Abſicht hatte, ſofort Alles auf den alten Stand zu ſetzen. Vielmehr gedachte er, in weiſer Rückſicht auf das wahre Wohl des Sohnes, dieſen die Lehrzeit in Cüſtrin möglichſt gründlich vollenden zu laſſen. Er mußte den Sitzungen der Kammer nach wie vor beiwohnen, doch ſo, daß er neben dem Präſidenten zu ſitzen kam, mit dieſem zugleich unterſchrieb und in allen Angelegenheiten ſein Votum mit abgab. Zugleich ſollte er die königlichen Domainen in der Umgegend Cüſtrins, in Geſellſchaft eines erfahrenen Rathes, bereiſen und ſich practiſch in den Dingen üben, die er bisher nur theoretiſch erlernt. Ebenſo ward für ſeine häusliche Bequemlichkeit geſorgt, er ward mit reicherer Garderobe verſehen und erhielt eine Equipage zu ſeiner Verfügung.

Mit großem Eifer ergab ſich der Kronprinz ſeinem erweiterten Berufe. Bei ſeinen Reiſen nach den Aemtern ließ er es ſich angelegen ſein, ſich über alle Einzelheiten der öconomiſchen Verwaltung zu unterrichten; er gab dem Könige über Alles Rechenſchaft und bemühte ſich, Vorſchläge zu Verbeſſerungen und zur Vermehrung des Ertrages, wie ſie ihm zweckmäßig ſchienen, vorzulegen. So trug er z. B. darauf an, daß auf dem einen Amte eine wüſte Stelle urbar gemacht und ein Vorwerk darauf angelegt werden möchte, worüber er den detaillirten Anſchlag einſandte; daß auf einem andern Amte die verfallenen Wirthſchafts-Gebäude in einer zweckmäßigeren Verbindung neu gebaut würden; daß auf einem dritten ein großer Bruch, der zum Wildſtande unbenutzbar war, geräumt und für wirthſchaftliche Benutzung gewonnen würde u. ſ. w. Der König ging mit inniger Freude auf ſolche Vorſchläge ein, ſuchte den Kronprinzen auf alles Einzelne, was dabei zu berückſichtigen ſei, aufmerkſam zu machen und durch dieſe Theilnahme ſeinen Eifer rege zu halten. Er hatte die Genugthuung, daß bald auch von Seiten der Männer, denen er die Beaufſichtigung Friedrich's anbefohlen, die vortheilhafteſten Berichte über die erfolgreiche Thätigkeit deſſelben einliefen. Zugleich verſäumte der Kronprinz nicht, ſich auch in minder wichtigen Dingen den Wünſchen des Königes zu bequemen.

Ohne eigne Neigung zur Jagd berichtete er von dem Wildſtande, den er in den verſchiedenen Gegenden vorgefunden, von den ſeltenen Thieren, die er bemerkt, von der Anzahl Sauen, die er ſelbſt erlegt habe, u. ſ. w. Auch ließ er, gewiß nicht ohne Abſicht, in ſeinen Briefen manche Bemerkungen über ſoldatiſche Angelegenheiten einfließen, denn immer noch entbehrte er des höchſten Beweiſes der väterlichen Verzeihung, der militairiſchen Uniform. Endlich fehlte es auch nicht an erfahrenen Freundesſtimmen, die durch klugen Rath dahin einwirkten, daß der Kronprinz ſein perſönliches Betragen in der Geſellſchaft, namentlich in ſeinem Verhältniß zum Könige, immer mehr dem Wunſche und der Neigung des letzteren gemäß einrichtete. Unter dieſen Rathgebern iſt beſonders Grumbkow, in dieſer Beziehung nur ehrenvoll, zu erwähnen.

In Berlin, in der königlichen Familie ſelbſt, hatten unterdeſſen die Verhältniſſe ebenfalls eine Geſtalt gewonnen, welche Beruhigung nach ſo vielen Kümmerniſſen erwarten ließ. Die Prinzeſſin Wilhelmine hatte ſich, obgleich die Mutter noch immer, wenigſtens in Bezug auf ſie, die Verbindung mit England unterhielt, endlich entſchloſſen, einem der Prinzen, welche ihr vom Vater vorgeſchlagen wurden, ihre Hand zu geben. Unter drei Freiwerbern wählte ſie, weil ihr die beiden andern bekannt und widerwärtig waren, den Einen, den ſie nicht kannte, den Erbprinzen von Baireuth, und ſie hatte ſich in Wahrheit über das Loos, welches ſie gezogen, nicht zu beklagen. Am 1. Juni war die Verlobung geſchehen; die Vermählung erfolgte am 20. November deſſelben Jahres. Es iſt zu bemerken, daß am Tage der Verlobung und am Tage der Vermählung, beide Male aber zu ſpät, ein engliſcher Courier in Berlin angekommen war, der dem König ſehr annehmliche Anträge über eine Verbindung der Prinzeſſin Wilhelmine mit einem engliſchen Prinzen gebracht hatte. Daß der Courier beide Male zu ſpät kam, ließ indeß an der Aufrichtigkeit Englands zweifeln.

Der König hatte ſeiner Tochter, zum Dank für ihr Eingehen in ſeine Wünſche, verſprochen, daß die gänzliche Befreiung des Kronprinzen unmittelbar nach ihrer Hochzeit ſtattfinden ſolle. Der vierte Tag der Hochzeitsfeierlichkeiten wurde von dem Könige durch einen großen Ball in den Prunkzimmern des Schloſſes gefeiert, und es wurde eben

Digitized by Google

eine Menuett getanzt, als der Kronprinz eintrat. Nicht bloß ſein Benehmen, auch ſeine körperliche Erſcheinung hatte ſich in der langen Zeit ſeiner Abweſenheit geändert; er war größer und ſtärker geworden; in dem ſchlichten hechtgrauen Kleide, welches er auch jetzt noch trug, miſchte er ſich unbemerkt unter die Hofbedienten, die in der Nähe der Thür ſtanden. Niemand außer dem Könige wußte um ſeine Anweſenheit; es währte geraume Zeit, ehe er erkannt wurde. Endlich ward die Königin, die beim Spiele ſaß, durch die Oberhofmeiſterin von ſeiner Anweſenheit benachrichtigt; ſie legte die Karten weg, ging ihm entgegen und ſchloß ihn in ihre Arme. Die Prinzeſſin Wilhelmine war außer ſich vor Freude, als ſie durch Grumbkow, mit dem ſie gerade im Tanze begriffen war, die Ankunft des Bruders vernahm; aber auch ſie ſuchte lange mit den Augen, ehe ſie ihn erkannte. Nachdem ſie ihn mit der innigſten Zärtlichkeit bewillkommnet, warf ſie ſich dem Vater zu Füßen und drückte dieſem die Gefühle ihrer Dankbarkeit ſo lebhaft aus, daß er den Thränen nicht zu widerſtehen vermochte. Auffallend gegen ſolche Zärtlichkeit war das kühle Betragen des Bruders, ſo daß er ſelbſt einer vorübergehenden Mißbilligung von Seiten des Königes nicht entging. Der Grund dieſes Betragens lag eines Theils wohl darin, daß Friedrich, eben aus Rückſicht auf den Vater, den Entſchluß gefaßt haben mochte, die Vertraulichkeit mit der Schweſter, die früher zu ſo vielen Anſchuldigungen Anlaß gegeben hatte, öffentlich nicht mehr in gleichem Maße fortzuſetzen; ſodann aber war er in der That inzwiſchen ein andrer geworden, und ſeine Gedanken waren nicht mehr, wie in den früheren Zuſammenkünften mit der Schweſter, allein auf Spiele und Scherze gerichtet. Die Prinzeſſin empfand dieſe Entfremdung mit Kümmerniß, doch kehrte die alte Innigkeit zwiſchen Beiden bald zurück.

Einige Tage darauf erbaten die ſämmtlichen höheren Officiere, die in Berlin anweſend waren, unter Anführung des Fürſten von Deſſau, die Wiederaufnahme des Kronprinzen in den Militairdienſt. Am 30. November erhielt er die Uniform eines Infanterie-Regimentes, zu deſſen künftigem Befehlshaber er ernannt wurde. Für den Winter indeß mußte er die Uniform noch einmal mit ſeinem bürgerlichen Kleide vertauſchen und in den Kreis ſeiner bisherigen Thätigkeit nach Cüſtrin

Digitized by Google

zurückkehren. Mit erneutem Eifer und zur ſtets wachſenden Zufriedenheit des Vaters ging er hier auf die ihm übertragenen Beſchäftigungen ein. Die Inſpectionsreiſen wurden ausgedehnter; vornehmlich waren es jetzt die in jener Gegend vorhandenen Glashütten und deren Betrieb, was ihm Gelegenheit zur Bereicherung ſeiner Kenntniſſe darbot. Er benutzte dies ſorgfältig und wußte den Ertrag, den die Glashütten brachten, ungleich vortheilhafter, wie bisher, zu geſtalten. Er entwarf auch einen Plan, wie dieſe Verbeſſerungen in der Verwaltung der Glashütten auf den ſämmtlichen Domainen des Landes durchzuführen ſeien, und der König, dem jede Vermehrung des Einkommens ſehr genehm war, befahl, daß nach dem Plane des Kronprinzen in allen Provinzen verfahren werden ſolle. Aber auch jetzt wurden die militairiſchen Angelegenheiten nicht verſäumt; als beſondre Gnade bat ſich Friedrich vom Könige das Exercier-Reglement aus und ſuchte ſich durch eifriges Studium deſſelben auch für den kriegeriſchen Dienſt geſchickt zu machen. Nachdem ein Fieber, welches ihn gegen das Ende des Januar 1732 befiel, dem Könige noch beſondre Gelegenheit gegeben hatte, durch ſorgfältige Anordnungen für die Geſundheit des Sohnes ſeine zurückgekehrte väterliche Liebe zu bezeugen, wurde dieſer endlich im Februar nach Berlin zurückgerufen, zum Oberſten und Befehlshaber des von der Goltziſchen Regimentes ernannt, und ihm die Stadt Ruppin zu ſeinem Standquartiere angewieſen. Als Friedrich in Cüſtrin von dem Präſidenten von Münchow Abſchied nahm und dieſer ihn bei der letzten vertraulichen Unterredung fragte, was wohl dereinſt, nach ſeiner Thronbeſteigung, diejenigen von ihm zu erwarten haben würden, die ſich in der Zeit des Zwieſpaltes mit dem Könige feindſelig gegen ihn benommen hatten, erwiederte er: „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammeln!“

Digitized by Google

Neuntes Capitel.

Die Vermählung.

Der Friede zwiſchen dem Könige und ſeinem Sohne war nunmehr geſchloſſen. Aber ebenſo wie der Kronprinz war auch der Vater bemüht, die Gelegenheiten zu neuem Bruche zu vermeiden. Und weil er wohl erkannt hatte, daß die Natur dem Charakter ſeines Sohnes eine andre Richtung als dem ſeinigen gegeben hatte und daß es unmöglich ſein würde, ihn ganz zu ſeinem Ebenbilde umzugeſtalten, ſo hielt er fortan eine Trennung des gewöhnlichen Aufenthaltes, wie ſolche ſchon im verfloſſenen Jahre ſo vortheilhaft gewirkt hatte, für nothwendig. Dies war der Grund, weshalb dem Kronprinzen das neun Meilen entfernte Ruppin zum künftigen Wohnorte angewieſen war. Hier mußte ihm natürlich eine größere Freiheit in ſeinem Thun und Treiben verſtattet ſein, vorausgeſetzt, daß er im Uebrigen die Anordnungen ſeines Vaters, namentlich ſeine Ausbildung für den Soldatendienſt, die ihm jetzt als wichtigſte Pflicht oblag, befolgte. Dieſe weiſe Maßregel bewährte ſich in ſolchem Maße, daß von jetzt an das Vertrauen zwiſchen Sohn und Vater nur im Zunehmen begriffen blieb, und daß augenblickliche Mißverhältniſſe, die allerdings bei ſo verſchiedenen Charakteren und bei der feſtſtehenden Geiſtesrichtung des Königes nicht ganz ausbleiben konnten, doch ohne weitere Folgen vorübergingen.

Zunächſt hatte freilich der Sohn, um ſeine vollkommene Unterwerfung unter den Willen des Vaters zu bezeugen, noch einen ſehr ſchmerzlichen Kampf zu beſtehen. Um einen der wichtigſten Anläſſe zu weiterer Mißhelligkeit zu beſeitigen, dachte der Vater ſehr ernſtlich auf die Verheirathung des Kronprinzen. Schon während ſich der letztere in Cüſtrin aufhielt, waren die erſten Einleitungen dazu getroffen. Die öſterreichiſche Partei, die den König noch immer ausſchließlich beherrſchte und die mit aller Macht den noch immer nicht ganz beſiegten engliſchen Einflüſſen entgegen zu arbeiten ſuchte, wußte es dahin zu bringen, daß eine Nichte der Kaiſerin, Eliſabeth Chriſtine, eine Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern, in Vorſchlag gebracht wurde. Friedrich Wilhelm

Digitized by Google

ging hierauf um ſo freudiger ein, als ihm der Vater der Prinzeſſin perſönlich vor vielen Fürſten werth war. Der Kronprinz gab ſeine Zuſtimmung, aber mit Verzweiflung im Herzen. Man hatte ihm geſagt, die Prinzeſſin ſei häßlich und ſehr beſchränkten Geiſtes; und er, in der erſten Blüthe der Jugend, aller Luſt des Lebens um ſo eifriger zugethan, je entſchloſſener die ſeltene Gelegenheit erhaſcht werden mußte, ſollte ſich ſo früh durch ein Band feſſeln laſſen, das in zwiefacher Beziehung ſeinen Neigungen widerſprach! Er ſuchte einen andern Ausweg. Die Prinzeſſin Katharine von Meklenburg, Nichte der Kaiſerin Anna von Rußland und von dieſer an Kindesſtatt angenommen, ſchien ſeinen Wünſchen ein ungleich angemeßnerer Gegenſtand. Als er jedoch hierüber Mittheilungen machte und eine ſolche Wahl wiederum dem öſterreichiſchen Hofe ſehr bedenklich erſchien, ſo wurden die Anſtrengungen von dieſer Seite, rückſichtlich der Prinzeſſin von Braunſchweig, verdoppelt und der Wille des Königes von Preußen unwiderruflich beſtimmt.

Schon im März 1732, als der Herzog Franz Stephan von Lothringen, der künftige Schwiegerſohn des Kaiſers, einen Beſuch am Hofe von Berlin abſtattete, und zu den ehrenvollen Feſtlichkeiten, mit denen derſelbe empfangen wurde, auch die braunſchweigiſchen Herrſchaften eingeladen waren, wurde die Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine gefeiert. Friedrich fand ſich, zu ſeiner großen Beruhigung, durch die früheren Berichte über ſeine Braut getäuſcht; denn ſie war keinesweges häßlich, vielmehr von eigenthümlicher Anmuth in der äußeren Erſcheinung, und die übergroße Schüchternheit ihres Benehmens, die ſie als beſchränkt erſcheinen ließ, hoffte er ſpäter zu beſeitigen. Doch war er klug genug, ſich von dieſer Veränderung ſeiner Geſinnungen nichts merken zu laſſen, damit der Vater des Opfer, welches er ihm darbrachte, um ſo höher anſchlagen möge. Oeſterreichiſcher Seits that man Alles, um die Prinzeſſin, bis zur Vermählung, den Wünſchen des Kronprinzen gemäß auszubilden; man ſorgte für eine geſchickte Hofmeiſterin; man bemühte ſich ſpäter ſogar, einen ausgezeichneten Tanzmeiſter für ſie zu werben, da der Kronprinz, der damals mit eben ſo großer Leidenſchaft wie Anmuth tanzte, ſich über ihren

Digitized by Google

Tanz mißfällig geäußert hatte. Die Heirath war auf das nächſte Jahr beſtimmt, vom kaiſerlichen Hofe ſuchte man dieſelbe nach Möglichkeit zu beſchleunigen, damit das bisher Gewonnene nicht wieder verloren gehe, was der damals ſehr ſchwankende Geſundheitszuſtand des Königes befürchten ließ.

Nach Beendigung der Feſtlichkeiten kehrte der Kronprinz nach Ruppin zurück. Die Ruhe, welche er hier genoß, that ſeinem Geiſte innig wohl. Zwar ließ er es ſich auf's Eifrigſte angelegen ſein, das ihm anvertraute Regiment unabläſſig zu üben, für deſſen Wohl und Tüchtigkeit zu ſorgen, beſonders aber, demſelben durch die Anwerbung großer Rekruten in den Augen des Königs ein möglichſt ſtattliches Anſehen zu verſchaffen; auch verſäumte er nicht die öconomiſchen Angelegenheiten, die ihm der König gleichzeitig aufgetragen hatte; doch waren die Mußeſtunden hier ohne weiteren Zwang der Bildung ſeines Geiſtes, der Lectüre und Muſik gewidmet. Ernſtlicher als in früherer Zeit konnte er jetzt auf eine wiſſenſchaftliche Durchbildung bedacht ſein, und die großen Männer und die großen Thaten der Vorzeit traten im Spiegel der Geſchichte, zu gleichem Thun begeiſternd, vor ſein inneres Auge. Nahe bei Ruppin ſelbſt, bei Fehrbellin, war claſſiſcher Boden: hier hatte vor einem halben Jahrhundert des Kronprinzen Ahnherr, der große Kurfürſt, die Schaaren der Schweden wie ein Gewitterſturm vernichtet und ſein Land frei gemacht. Er beſuchte die Wahlſtatt, ſich von allen Einzelheiten des denkwürdigen Vorganges zu unterrichten, wohl ahnend, daß ſeine eigne Zukunft ein ſolches Studium nothwendig machen werde. Ein alter Bürger von Ruppin, der jener Schlacht in ſeiner Jugend beigewohnt, war ſein Führer. Als man die Beſichtigung vollendet hatte, fragte dieſen der Prinz heiteren Muthes, ob er ihm nicht die Urſache jenes Krieges ſagen könne. Treuherzig erwiederte der Alte, der Kurfürſt und der Schwedenkönig hätten in ihrer Jugend zuſammen in Utrecht ſtudirt, hätten ſich aber ſo wenig mit einander vertragen können, daß es endlich zu ſolchem Ausbruche habe kommen müſſen. Er wußte nicht, daß ein ähnliches Verhältniß zwiſchen Friedrich's eigenem Vater und dem Könige von England faſt zu gleichen

Digitized by Google

Folgen geführt hatte und daß es nicht ohne weſentlichen Einfluß auf das Schickſal des Kronprinzen geweſen war.

Zu gleicher Zeit aber ſollte ihm auch die Gegenwart das großartigſte Beiſpiel zur Nacheiferung darbieten, und es mußte daſſelbe um ſo tiefer auf ſein Gemüth wirken, als es gerade der eigne Vater war, der ſich hiedurch den Augen der Welt in hochwürdiger Weiſe darſtellte. Es war das Jahr 1732, in welchem Friedrich Wilhelm den proteſtantiſchen Bewohnern von Salzburg, die in der Heimath um ihres Glaubens willen bedrückt und verfolgt wurden, ſeine königliche Hülfe darbot und ihnen in ſeinen Staaten eine neue Heimath und eine ſichere Freiſtatt eröffnete. In unzähligen Schaaren, mehr als zwanzigtauſend, betraten die Auswanderer das gaſtliche Land, wo ihnen, in den Provinzen Preußen und Litthauen, weite, fruchtbare Strecken, die durch die Peſt entvölkert waren, angewieſen wurden. Viele hatten ihr Hab' und Gut im Stiche laſſen müſſen; um ſo eifriger kam man ihnen in allen Orten des preußiſchen Staates, die ſie durchzogen, mit wohlthätiger Spende entgegen, indem überall das Beiſpiel im Kleinen nachgeahmt ward, welches der König im Großen ausübte. Von Friedrich's Geſinnung zeugen ſeine Briefe aus jener Zeit. „Mein Herz treibt mich (ſo ſchreibt er aus Ruppin an Grumbkow), das traurige Loos der Ausgewanderten kennen zu lernen. Die Standhaftigkeit, welche dieſe braven Leute bezeugt, und die Unerſchrockenheit, mit welcher ſie alle Leiden der Welt ertragen haben, um nur nicht der einzigen Religion zu entſagen, die uns die wahre Lehre unſres Erlöſers kennen lehrt, kann man, wie es mir ſcheint, nicht genug vergelten. Ich würde mich gern meines Hemdes berauben, um es mit dieſen Unglücklichen zu theilen. Ich bitte Sie, verſchaffen Sie mir Mittel, um ihnen beizuſtehen; von ganzem Herzen will ich von dem geringen Vermögen, das ich beſitze, Alles hergeben, was ich erſparen kann" u. ſ. w. „Ich verſichere Sie (ſo fährt er in einem andern Briefe fort), je mehr ich an die Angelegenheit der Ausgewanderten denke, je mehr zerreißt ſie mir das Herz." — Wir haben keine Zeugniſſe, wieviel der Kronprinz für jene Unglücklichen gethan; aber es ſind Züge ſeines Lebens genug, und

Digitized by Google

auch aus jener Zeit, vorhanden, die es erkennen laſſen, daß ſolche Aeußerungen gewiß durch Thaten begleitet waren.

In der einen, ſo eben angeführten Briefſtelle bittet Friedrich den General Grumbkow, der ſich das Vertrauen des Kronprinzen zu erwerben gewußt, ihm Geldmittel zu verſchaffen: er war ſolcher Unterſtützung nur zu ſehr bedürftig. Er war vom Könige immer noch auf eine, im Verhältniß zu ſeiner Stellung beſchränkte Einnahme hingewieſen. Dabei hatte er es, trotz aller Fürſorge des Königes, noch immer nicht lernen können, ſich eines ſparſamen Haushaltes zu befleißigen; manche bedeutendere Ausgaben wurden ihm theils durch äußere, theils durch innere Nothwendigkeit auferlegt, und bald war die Summe ſeiner Schulden auf's Neue zu einer namhaften Höhe angewachſen. Die großen Rekruten, die einmal zur Ausſtaffirung ſeines Regimentes unumgänglich nöthig waren, konnten nur durch die Aufopferung ſehr bedeutender Mittel angeworben werden. Seine Schweſter, die Gemahlin des Erbprinzen von Baireuth, befand ſich in einer ebenfalls ſehr unbehaglichen Lage, indem ſie weder in Baireuth von ihrem Schwiegervater, noch in Berlin von ihrem Vater eine genügende Ausſtattung erhalten hatte; ſeinem alten treuen Lehrer Dühan ging es in ſeiner Verbannung auch nur kümmerlich; beide liebte er zärtlich, und er betrachtete ſich als Schuld der Ungnade, die der König auf ſie geworfen hatte. Gern theilte er mit ihnen, was er aufzubringen im Stande war. Solche Verhältniſſe aber waren dem öſterreichiſchen Hofe im allerhöchſten Maße erwünſcht; ſie gaben Gelegenheit, den Kronprinzen, den ein jeder Tag zum Herrſcher machen konnte, auf eine feſtere Weiſe als durch die bisherigen Verſuche an die Intereſſen Oeſterreichs zu knüpfen. Man leiſtete ihm bedeutende Vorſchüſſe, die bald den Charakter eines förmlichen Jahrgehalts annahmen; man gewährte daſſelbe der Prinzeſſin von Baireuth, indem man den Einfluß wohl kannte, den gerade ſie auf den Kronprinzen ausübte; man verſchaffte Dühan eine kleine Stellung in Wolfenbüttel und ſicherte auch ihm eine beſondre Penſion zu. Mit der äußerſten Vorſicht wußte man alles dies zu bewerkſtelligen, ſo daß der König davon keine Kunde erhielt. Friedrich war wohl im Stande, die Abſicht des öſterreichiſchen Hofes zu durchſchauen; aber er nahm das

Digitized by Google

an, wozu ihn die Nothwendigkeit zwang. Wie wenig ehrlich die öſterreichiſche Geſinnung bei ſolcher Theilnahme war, wie wenig ſie wahrhaften Dank verdiente, zeigte ſich nur zu bald.

Das Haupt-Intereſſe, durch welches Kaiſer Karl VI. in allen ſeinen politiſchen Unternehmungen geleitet ward, war jene pragmatiſche Sanction, welche das Erbfolgerecht ſeiner Töchter verbürgen ſollte. Die Verbindung mit Preußen war eingeleitet worden, weil Friedrich Wilhelm der Sanction beizutreten verſprochen hatte; mit England hatte man in feindlichem Verhältniſſe geſtanden, weil man hier Widerſpruch fand. Das Verhältniß änderte ſich, ſowie England, in Folge eines neuen Umſchwunges in der europäiſchen Politik, der Sanction beitrat. Nun ſuchte man dem engliſchen Hofe gefällig zu ſein, und Preußen ſollte das Mittel dazu werden. Der König von England hätte noch immer gern eine ſeiner Töchter zur künftigen Königin von Preußen gemacht; kaum war der Wunſch ausgeſprochen, ſo kehrte ſich auch plötzlich die öſterreichiſche Politik in Bezug auf Friedrich's Verheirathung um, und ſo eifrig man bisher an einer Verbindung mit der Prinzeſſin von Braunſchweig gearbeitet hatte, mit eben ſo behenden Intriguen ſuchte man nun das angefangene Werk zu Gunſten Englands umzuſtürzen; dabei ward auch anderweitiger Vortheil nicht vergeſſen, und die Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine, die Nichte der Kaiſerin, ſollte nun einem engliſchen Prinzen zu Theil werden. Man ging ſogar in dieſem diplomatiſchen Eifer ſo weit, daß man noch am Vorabende von Friedrich's Hochzeit dem Könige von Preußen die dringendſten Vorſtellungen machen ließ. Diesmal aber ſcheiterten die Künſte der Diplomatie an Friedrich Wilhelm's deutſcher Ehrlichkeit; man erreichte damit nur, daß ihm die engliſchen Abſichten auf's Neue verdächtig wurden, indem die Anträge auf's Neue zu ſpät kamen, und daß er auch ſehr lebhafte Zweifel an der Aufrichtigkeit Oeſterreichs gegen ſeine Wünſche zu ſchöpfen begann. Selbſt Friedrich bezeigte ſich den veränderten Anträgen wenig günſtig, da auch er der Meinung war, daß die Verbindung ſeiner geliebten älteren Schweſter mit einem engliſchen Prinzen weſentlich nur durch Englands Schuld ſei abgebrochen worden.

So ging denn die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin

Digitized by Google

Eliſabeth Chriſtine im Juni 1733 vor ſich. Der preußiſche Hof war zu dem Endzwecke nach Salzdahlum gereiſt, einem Luſtſchloſſe des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der als Großvater der Braut die Feierlichkeiten der Hochzeit beſorgte. Die Trauung ward am 12. Juni durch den berühmten Theologen Abt Mosheim verrichtet. Das Feſt wurde durch die Entwickelung großer Pracht verherrlicht, aber es fehlte dabei der frohe Muth. Die Königin von Preußen war in Verzweiflung, daß nun alle ihre Pläne geſcheitert waren; die Braut war ohne Willen den Beſtimmungen der Ihrigen gefolgt, aber ihre frühere Schüchternheit wurde nur durch all das äußere Gepränge vermehrt; Friedrich hatte zwar ſeinen Widerwillen abgelegt, aber er fand es gut, vor den Augen der Welt ſeine Rolle fortzuſpielen; der König ſchien durch das Benehmen des Sohnes nachdenklich gemacht, während zugleich jene engliſch-öſterreichiſchen Anträge nur geeignet waren, ſeine Stimmung zu verderben. Nach einigen Tagen kehrten die ſämmtlichen Herrſchaften, die preußiſchen und die braunſchweigiſchen, nach Berlin zurück, wo am 27. Juni, nachdem man ſich durch militairiſche Schauſtellungen zu vergnügen geſucht, der feierliche Einzug in einer langen Reihe prachtvoller Wagen gehalten wurde. Dann folgten neue Feſtlichkeiten, die mit der ſchon früher beſprochenen Vermählung der Prinzeſſin Philippine Charlotte, einer jüngern Schweſter Friedrich's, mit dem Erbprinzen Karl von Braunſchweig beſchloſſen wurden.

Für Friedrich's Aufenthalt in Berlin war das frühere Gouvernementshaus, — das Palais, welches als die Wohnung König Friedrich Wilhelm's III. allen Preußen noch in theurem Andenken iſt, — eingerichtet und erweitert worden. Um ihm auch den Aufenthalt bei ſeinem Regimente in Ruppin angenehmer zu machen, kaufte der König für ihn das Schloß Rheinsberg, das bei einem Städtchen gleiches Namens, zwei Meilen von Ruppin, in anmuthiger Gegend gelegen iſt, als er vernommen hatte, daß er hiedurch einen Lieblingswunſch des Sohnes erfüllen könne. Für den Umbau und die Einrichtung des Schloſſes wurde eine namhafte Summe ausgeſetzt.

Zehntes Capitel.

Der erſte Anblick des Krieges.

Friedrich hatte bisher den militairiſchen Dienſt nur auf dem Exercierplatze kennen gelernt; jetzt ſollte ihm auch die ernſte Anwendung dieſes Dienſtes im Kriege entgegentreten.

Den Anlaß zu einem Kriege, an welchem Preußen Theil nahm, gab eine Streitigkeit um den Beſitz Polens. König Auguſt war am 1. Februar 1733 geſtorben. Er hatte, gegen die Verfaſſung Polens, welche kein Erbgeſetz kannte und die königliche Macht durch freie Wahl austheilte, die polniſche Krone als ein erbliches Gut für ſeine Familie zu erwerben geſucht. Zunächſt zwar ohne Erfolg; doch trat ſein Sohn, Auguſt **III.**, der ihm in Sachſen als Kurfürſt gefolgt war, als Bewerber um die polniſche Krone auf, indem Rußland und Oeſterreich ſeinen Schritten einen energiſchen Nachdruck gaben. Ihm entgegen ſtand Stanislaus Lesсinski, der Schwiegervater des Königes von Frankreich, Ludwig's **XV.**, der ſchon früher einige Jahre hindurch, als Auguſt **II.** der Macht des Schwedenköniges, Karl's **XII.**, hatte weichen müſſen, mit dem Glanze der polniſchen Krone geſchmückt geweſen war; für ihn ſprach das Wort ſeines Schwiegerſohnes. Polen ſelbſt war in Parteien zerriſſen; einſt ein mächtiges Reich, war es jetzt keiner Selbſtändigkeit, keiner wahren Freiheit mehr fähig, und ſchon lange Zeit hatte es nur durch fremde Gewalt gelenkt werden können. Auguſt **III.** ſiegte durch die kriegeriſche Macht ſeiner Verbündeten, während Frankreich es für Stanislaus faſt nur bei leeren Verſprechungen bewenden ließ. Aber ein ſehr willkommener Anlaß war es dem franzöſiſchen Hofe, für die Eingriffe in die ſogenannte polniſche Wahlfreiheit, für die Beleidigung, die dem Könige, Ludwig **XV.**, in der Perſon ſeines Schwiegervaters ſelbſt zugefügt worden, an Oeſterreich den Krieg zu erklären, um abermals, wie es ſchon ſeit einem Jahrhundert Frankreichs Sitte war, ſeine Grenzen auf die Lande des deutſchen Reiches hin ausdehnen zu können. Die Kriegserklärung erfolgte im October 1733.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm hatte ſich früher der Verbindung Rußlands und Oeſterreichs in Rückſicht auf Polen angeſchloſſen, wozu ihm vorläufig, neben andern Vortheilen, abermals jene bergiſche Erbfolge zugeſichert war. Da es aber auch jetzt hierüber zu keiner ſchließlichen Beſtimmung kam, ſo hatte er ſich auch nicht näher in die polniſchen Händel gemiſcht. Als die franzöſiſche Kriegserklärung erfolgte, verhieß er dem Kaiſer die Beihülfe von 40,000 Kriegern, wenn ſeinen Wünſchen nunmehr genügend gewillfahrtet würde. Auf's Neue jedoch erhielt er ausweichende Antworten, und ſo gab er nur, wozu er durch ſein älteres Bündniß mit dem Kaiſer verpflichtet war, eine Unterſtützung von 10,000 Mann, welche im Frühjahre 1734 zu dem kaiſerlichen Heere abging. Den Oberbefehl über das letztere führte Prinz Eugen von Savoyen, der im kaiſerlichen Dienſte ergraut und deſſen Name durch die Siege, die er in ſeinen früheren Jahren erfochten hatte, hochberühmt war. Dem Könige von Preußen ſchien die Gelegenheit günſtig, um den Kronprinzen unter ſo gefeierter Leitung in die ernſte Kunſt des Krieges einweihen zu laſſen, und ſo folgte dieſer, als Freiwilliger, den preußiſchen Regimentern. Kurze Zeit nach ihm ging auch der König ſelbſt zum Feldlager ab.

Das franzöſiſche Heer, das mit ſchnellen Schritten in Deutſchland eingerückt war, belagerte die Reichsfeſtung Philippsburg am Rheine. Eugen's Heer war zum Entſatz der Feſtung herangezogen; das Hauptlager des letzteren war zu Wieſenthal, einem Dorfe, das von den franzöſiſchen Verſchanzungen nur auf die Weite eines Kanonenſchuſſes entfernt lag. Hier traf Friedrich am 7. Juli ein. Kaum angekommen, begab er ſich ſogleich zum Prinzen Eugen, den einundſiebzigjährigen Helden von Angeſicht zu ſehen, deſſen Name noch als der erſte Stern des Ruhmes am deutſchen Himmel glänzte, ſowie er auch heutiges Tages noch in den Liedern des deutſchen Volkes lebt. Friedrich bat ihn um die Erlaubniß, „zuzuſehen, wie ein Held ſich Lorbeeren ſammele.“ Eugen wußte auf ſo feine Schmeichelei Verbindliches zu erwiedern; er bedauerte, daß er nicht ſchon früher das Glück gehabt habe, den Kronprinzen bei ſich zu ſehen: dann würde er Gelegenheit gefunden haben, ihm manche Dinge zu zeigen, die für einen Heerführer von Nutzen ſeien und in ähnlichen Fällen mit Vortheil angewandt werden könnten. „Denn,“

Digitized by Google

ſetzte er mit dem Blicke des Kenners hinzu, „Alles an Ihnen verräth mir, daß Sie ſich einſt als ein tapferer Feldherr zeigen werden.“

Eugen lud den Prinzen ein, bei ihm zu ſpeiſen. Während man an der Tafel ſaß, ward von den Franzoſen heftig geſchoſſen; doch achtete man deſſen wenig und das Geſpräch ging ungeſtört ſeinen heitern Gang. Friedrich aber freute ſich, wenn er eine Geſundheit ausbrachte und ſeinen Trinkſpruch von dem Donner des feindlichen Geſchützes begleiten hörte.

Eugen fand an dem jugendlichen Kronprinzen ein lebhaftes Wohlgefallen; ſein Geiſt, ſein Scharfſinn, ſein männliches Betragen überraſchten ihn und zogen ihn an. Zwei Tage nach Friedrich's Ankunft machte er ihm, in Geſellſchaft des Herzogs von Württemberg, einen Gegenbeſuch und verweilte geraume Zeit in ſeinem Zelte. Als beide Gäſte ſich entfernten, ging Eugen zufällig voran, ihm folgte der Herzog von Württemberg. Friedrich, der den Letzteren ſchon von früherer Zeit her kannte, umarmte dieſen und küßte ihn. Schnell wandte ſich Eugen um und fragte: „Wollen denn Ew. Königliche Hoheit meine alten Backen nicht auch küſſen?“ Mit herzlicher Freude erfüllte Friedrich die Bitte des Feldherrn.

Prinz Eugen bewies dem Kronprinzen ſeine Zuneigung auch dadurch, daß er ihm ein Geſchenk von vier ausgeſuchten, großen und ſchön gewachſenen Rekruten machte. Zu jedem Kriegsrathe ward Friedrich zugezogen. Dieſer aber war bemüht, ſich ſolcher Zuneigung durch eifrige Theilnahme an allen kriegeriſchen Angelegenheiten würdig zu machen. Er theilte die Beſchwerden des Feldlagers und unterrichtete ſich ſorgfältig über die Behandlung der Soldaten im Felde. Täglich beritt er, ſo lange die Belagerung anhielt, die Linien, und wo nur etwas von Bedeutung vorfiel, fehlte er nie. Von kriegeriſcher Unerſchrockenheit gab er ſchon jetzt eine ſeltene Probe. Er war nämlich einſt, mit ziemlich großem Gefolge, ausgeritten, die Linien von Philippsburg zu beſichtigen. Als er durch ein ſehr lichtes Gehölz zurückkehrte, begleitete ihn das feindliche Geſchütz ohne Aufhören, ſo daß mehrere Bäume zu ſeinen Seiten zertrümmert wurden; doch behielt ſein Pferd den ruhigen Schritt bei, und ſelbſt ſeine Hand, die den Zügel hielt, verrieth nicht die min-

Digitized by Google

deſte ungewöhnliche Bewegung. Man bemerkte vielmehr, daß er ruhig in ſeinem Geſpräche mit den Generalen, die neben ihm ritten, fortfuhr, und man bewunderte ſeine Haltung in einer Gefahr, mit welcher ſich vertraut zu machen er bisher noch keine Gelegenheit gehabt hatte.

So konnte denn Prinz Eugen, als Friedrich Wilhelm im Feldlager eintraf, das günſtigſte Zeugniß über den Kronprinzen ablegen; er verſicherte den König, daß der Prinz in Zukunft einer der größten Feldherren werden müſſe. Ein ſolches Lob, und aus dem Munde eines ſo ausgezeichneten Heerführers, bereitete dem Könige die größte Freude; er äußerte, wie ihm dies um ſo lieber ſei, als er immer daran gezweifelt, daß ſein Sohn Neigung zum Soldatenſtande habe. Fortan betrachtete er den letzteren mit immer günſtigeren Augen.

Wie tief der Eindruck war, den die Erſcheinung des gefeierten Helden auf Friedrich hervorbrachte, wie lebhaft dieſelbe ſeinen Geiſt zur Nacheiferung anreizte, bezeugt ein Gedicht, das er im Lager geſchrieben hat, das früheſte unter denen, die ſich aus ſeiner Jugendzeit erhalten haben. Spricht ſich hierin ſein Gefühl auch in jener rhetoriſchen Umhüllung aus, welche die ganze franzöſiſche Poeſie ſeiner Zeit, nach der er ſich bildete, charakteriſirt, ſo iſt es doch der zu Grunde liegenden Geſinnung wegen merkwürdig genug. Es iſt eine Ode an den Ruhm, den er als den Urheber alles Großen, was durch das Schwert und durch die Kunſt des Wortes hervorgerufen wurde, hinſtellt. Er führt die Beiſpiele der Geſchichte an, hebt unter dieſen beſonders die Thaten Eugen's hervor und ſchließt mit ſeiner eignen Zukunft. Die bedeutungsvolle Schlußſtrophe dürfte ſich etwa mit folgenden Worten — denn das Gedicht iſt, wie alle Schriften Friedrich's, franzöſiſch — überſetzen laſſen:

O Ruhm, dem ich zum Opfer weihe
Der Freuden hold erblühten Kranz:
O Ruhm, dein bin ich! ſo verleihe
Du meinem Leben hellen Glanz!
Und dräuen mir des Todes Schaaren,
Du kannſt noch einen Strahl bewahren
Des Geiſtes, welcher glüht in mir;
Schließ' auf das Thor mit deinen Händen,
Auf deinen Pfad mich hinzuwenden: —
Dir leb' ich und ich ſterbe dir! —

Digitized by Google

Weniger bedeutend iſt ein zweites Gedicht aus derſelben Zeit, in welchem Friedrich die Gräuel des Krieges zu ſchildern ſucht und mit innerer Genugthuung hinzufügt, daß er ſich hiebei ſein zarteres Gefühl erhalten habe.

Indeß war dieſer Feldzug wenig geeignet, den Theilnehmern an demſelben einen Ruhm, wie ihn Friedrich wünſchte, zu gewähren. Die öſterreichiſchen Regimenter waren ſchlecht disciplinirt und bildeten einen ſehr auffallenden Gegenſatz gegen die vortreffliche Beſchaffenheit der, an Zahl freilich geringeren, preußiſchen Truppen. Friedrich ſelbſt war, als er nach der Heimath zurückkehrte, mit Verachtung gegen die Prahlerei und das unkriegeriſche Benehmen der Oeſterreicher erfüllt, — ein Umſtand, der gewiß auf ſeine ſpäteren Pläne und Entſchließungen gegen Oeſterreich weſentlich eingewirkt hat. Eugen hatte das Feuer ſeiner Jugend verloren und wagte es nicht, den wohlerworbenen Ruhm noch einmal auf's Spiel zu ſetzen. So geſchah es, daß man, ſtatt die ungünſtige Stellung der Franzoſen mit raſcher Entſchloſſenheit zu benutzen, in Ruhe zuſah, wie Philippsburg von ihnen, ſchon am 18. Juli, eingenommen wurde. Damit war die Hoffnung auf große Thaten verloren.

Die thatenloſe Muße des Feldlagers zu vertreiben, gerieth Friedrich einſt mit einigen gleichgeſtimmten jungen Freunden auf die Ausführung eines ſonderbaren Planes. Ihn dünkte nämlich der Schlaf eine große Beſchränkung des Lebens zu ſein; die Entbehrung deſſelben ſchien dem Leben einen doppelten Werth zu verheißen. Man wagte den Verſuch, indem man dem guten Willen durch den Genuß ſtarken Kaffees nachzuhelfen bemüht war. Vier Tage lang hatte man in ſolcher Weiſe ohne Schlaf zugebracht, als die Natur ihre Rechte forderte. Man ſchlief über Tiſche ein, Friedrich war in Gefahr krank zu werden, und man begnügte ſich fortan mit dem einfachen Werthe des Lebens.

Friedrich Wilhelm verließ das Heer, mißvergnügt über die ſchlechten Erfolge, ſchon im Auguſt, wurde aber unterweges von einer gefährlichen Krankheit befallen und kehrte im September in einem ſehr bedenklichen Zuſtande heim. Der Kronprinz hatte den Auftrag, die preußiſchen Truppen in die Winterquartiere zu führen; die Krankheit des Vaters trieb ihn zur Beſchleunigung ſeines Geſchäftes; und ſchon in der

Digitized by Google

Mitte des Octobers war auch er wieder bei den Seinen. Der König bewies ihm jetzt, indem er ſelbſt den ganzen Winter hindurch das Zimmer und Bett hüten mußte, das ehrenvolle Vertrauen, daß er ihn alle einlaufenden Sachen an ſeiner Statt unterzeichnen ließ. So drohend die Krankheit des Königs indeß geweſen war, ſo genas er doch im nächſten Frühjahre wieder, wenn auch die Folgen des Uebels nicht mehr ausgerottet werden konnten. Im Juni 1735 beförderte er den Sohn, ihm auf's Neue ſein Wohlwollen zu bezeugen, zum Generalmajor.

Oeſterreich bewies ſich indeß gegen den König von Preußen wenig dankbar für die erwieſene Hülfe. Es machte ſtatt deſſen im Gegentheil noch Nachforderungen, die ſich auf die Pflichten des Königs als Reichsſtand gründeten. Auch forderte es, die redlichen Geſinnungen des Königs ſehr verkennend, von ihm die Auslieferung des Stanislaus Lescinski, welcher ſich, nachdem ſein Unternehmen in Polen geſcheitert war, auf preußiſchen Boden geflüchtet und hier auf den Befehl Friedrich Wilhelm's, dem Stanislaus perſönlich werth war, gaſtliche Aufnahme gefunden hatte. Beides verweigerte der König; ebenſo wenig aber nahm er die verlockenden Anerbietungen Frankreichs an, das ihn, ſeine Freundſchaft für Stanislaus in's Auge faſſend, auf ſeine Seite zu ziehen ſtrebte. Endlich ließ ihn der öſterreichiſche Hof, als er der preußiſchen Unterſtützung entbehren zu können glaubte, ganz fallen. Man ging mit Frankreich in Friedens-Unterhandlungen ein, die dem Könige Stanislaus zur Entſchädigung das zum deutſchen Reiche gehörige Herzogthum Lothringen brachten, deſſen Erledigung man nahe vorausſah, das aber nach Stanislaus' Tode an Frankreich fallen ſollte; der Herzog von Lothringen ſollte ſtatt deſſen durch den Beſitz von Toscana entſchädigt werden. Dem Kaiſer wurde dafür von Frankreich ſeine pragmatiſche Sanction garantirt. Das deutſche Reich war mit einer ſo ſchmachvollen Beendigung des Krieges dankbarlichſt zufrieden. An Friedrich Wilhelm war dabei gar nicht gedacht worden; man gab ihm nicht einmal von den Verhandlungen Nachricht; noch viel weniger war man bemüht, ihm irgend einen Lohn für ſeine Aufopferungen zukommen zu laſſen. Ja, man verletzte ſogar die Geſetze der äußeren Schicklichkeit ſoweit, daß man ihm nicht einmal von der Vermählung der älteſten Tochter des Kaiſers,

Digitized by Google

Maria Thereſia, mit dem Herzoge von Lothringen, die im Anfange des Jahres 1736 erfolgte, Nachricht gab. Nun war auch für Friedrich Wilhelm kein Grund mehr vorhanden, ſeinen lang verhaltenen Unwillen gegen Oeſterreich zu verbergen. Bitter ſpottend äußerte er ſich über das Benehmen des kaiſerlichen Hofes; und als einſt die Rede darauf kam, deutete er auf den Kronprinzen und ſprach, die künftige Größe des Sohnes ahnend, im Gefühl der eignen zunehmenden Schwäche die prophetiſchen Worte: „Hier ſteht Einer, der wird mich rächen!"

Im Anfange des Jahres 1739 aber ſchloß Oeſterreich mit Frankreich einen Tractat, dem zufolge die von Friedrich Wilhelm in Anſpruch genommenen und ihm durch die früheren Verträge zugeſicherten Rechte auf Jülich und Berg auf den damaligen Prinzen von Pfalz-Sulzbach übergehen ſollten. Der Antrag zu dieſem Tractate war von Oeſterreich ausgegangen und es wurde ausdrücklich die Garantie deſſelben von Seiten Frankreichs gegen Preußen ausbedungen.

Eilftes Capitel.

Der Aufenthalt in Rheinsberg.

In der ſchweren Krankheit des Königs, welche auf die Rhein-Campagne vom Jahr 1734 gefolgt war, rief Friedrich einſt mit Thränen in den Augen aus: „Ich möchte gern einen Arm hingeben, um das Leben des Königs um zwanzig Jahre zu verlängern, wollte auch er nur mich nach meiner Neigung leben laſſen!" Es bedurfte des Opfers nicht, um endlich eine anmuthigere Geſtaltung ſeines Lebens zu erreichen. Der König gewährte ihm fortan vollkommene Freiheit, und es folgte bis zu Friedrich's Thronbeſteigung eine Reihe ſo glückſelig heiterer Jahre, wie ſolche ſein ſpäteres Leben, welches viel mehr dem Wohle ſeines Volkes, als dem eignen gewidmet war, nicht wieder geſehen hat.

Rheinsberg, jene anmuthige Beſitzung in der Nähe von Ruppin, mit welcher der Kronprinz nach ſeiner Vermählung beſchenkt worden war, bildete nun den Mittelpunkt ſeiner Freuden. Hier wurde ſeine Hofhal-

Digitized by Google

tung, fürſtlich, aber ohne übertriebenen Glanz, eingerichtet; hier ſammelten ſich um ihn die Männer, die ihm vor Allen werth waren; hier widmete er die Tage, die nicht durch Dienſtgeſchäfte in Anſpruch genommen wurden, dem ungeſtörten Genuſſe der Wiſſenſchaften und Künſte. Das Verhältniß zu ſeiner Gemahlin hatte ſich auf eine ſehr erfreuliche Weiſe geſtaltet; ihr Aeußeres hatte die zarteſte Anmuth gewonnen, ihre Schüchternheit hatte ſich zur reinſten weiblichen Milde entfaltet, ihre vollkommene Hingebung an den Gemahl erwarb ihr von deſſen Seite eine herzliche Zuneigung; ohne im Mindeſten danach zu ſtreben, war ſie in dieſer glücklichen Zeit ſelbſt nicht ohne Einfluß auf ſeine Entſchließungen. Leider nur war die Ehe durch keine Kinder beglückt. Unter Friedrich's Freunden ſind vornehmlich anzuführen: Baron Keyſerling, ein heiterer, lebensfroher Menſch, der ihm ſchon in früherer Zeit vom Könige zum Geſellſchafter gegeben war und mit dem ſich jetzt das innigſte Verhältniß entwickelte; Knobelsdorff, dem Kronprinzen ſeit der Zeit des Cüſtriner Aufenthalts werth, damals Hauptmann, jetzt aber dem militairiſchen Treiben abgethan und nur den bildenden Künſten, namentlich der Architektur, lebend, für die er ein hochachtbares Talent auszubilden wußte; Jordan, früher Prediger, jetzt mit dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigt und durch geſellige Talente ausgezeichnet; u. A. m. Sodann eine Reihe ehrenwerther Offiziere, älterer und jüngerer; Künſtler, unter denen beſonders der Hofmaler Pesne von höherer Bedeutung iſt; Muſiker, wie z. B. der bekannte Kapellmeiſter Graun; und manche Andre, die nur vorübergehend in Rheinsberg einſprachen. Mit entfernten Freunden endlich wurde das Band durch einen eifrig fortgeſetzten Briefwechſel feſtgehalten.

In den Briefen eines Zeitgenoſſen, des Baron Bielfeld, der im letzten Jahre ebenfalls unter die Zahl der Rheinsberger Freunde aufgenommen wurde, iſt uns das anſchaulichſte Bild von Rheinsberg, von der Anmuth des Ortes, von der Heiterkeit des dortigen Lebens aufbehalten. Wir können die Schilderung deſſelben nicht beſſer wiedergeben, als indem wir ſeine eigenen Worte benutzen:

„Die Lage des Schloſſes (ſo ſchreibt Bielfeld im October 1739) iſt ſchön. Ein großer See beſpült faſt ſeine Mauern, und jenſeit deſſelben

Digitized by Google

zieht ſich amphitheatraliſch ein ſchöner Wald von Eichen und Buchen hin. Das ehemalige Schloß beſtand nur aus dem Hauptgebäude mit einem Flügel, an deſſen Ende ſich ein alter Thurm befand. Dies Gebäude und ſeine Lage waren geeignet, das Genie und den Geſchmack des Kronprinzen und das Talent Knobelsdorff's zu zeigen, welcher Aufſeher über die Bauten iſt. (Die erſte Anlage des Umbaues war indeß nicht Knobelsdorff's Werk.) Das Hauptgebäude wurde ausgebeſſert und durch Bogenfenſter, Statuen und allerhand Verzierungen verſchönert. Man baute von der andern Seite ebenfalls einen Flügel mit einem Thurme und vereinigte dieſe beiden Thürme durch eine doppelte Säulenreihe, mit Vaſen und Gruppen geſchmückt. Durch dieſe Einrichtung gewann das Ganze die Geſtalt eines Vierecks. Am Eingange iſt eine Brücke, mit Statuen beſetzt, die als Laternenträger dienen. In den Hof gelangt man durch ein ſchönes Portal, über welches Knobelsdorff die Worte: „Friderico tranquillitatem colenti“ geſetzt hat. — Das Innere des Schloſſes iſt höchſt prächtig und geſchmackvoll. Ueberall ſieht man vergoldete Bildhauerarbeit, doch ohne Ueberladung, vereint mit richtigem Urtheil. Der Prinz liebt blos beſcheidene Farben, deshalb ſind Möbel und Vorhänge hellviolett, himmelblau, hellgrün und fleiſchfarben, mit Silber eingefaßt. Ein Saal, welcher der Hauptſchmuck des Schloſſes ſein wird, iſt noch nicht fertig; er ſoll mit Marmor bekleidet und mit großen Spiegeln und Goldbronze verziert werden. Der berühmte Pesne arbeitet am Plafond-Gemälde, das den Aufgang der Sonne vorſtellt. Auf einer Seite ſieht man die Nacht, in dichte Schleier gehüllt, von ihren traurigen Vögeln und den Horen begleitet. Sie ſcheint ſich zu entfernen, um der Morgenröthe Platz zu machen, an deren Seite der Morgenſtern in der Geſtalt der Venus erſcheint. Man ſieht die weißen Pferde des Sonnenwagens und den Apoll, der die erſten Strahlen ſendet. Ich halte dies Bild für ſymboliſch und auf einen Zeitpunkt deutend, der vielleicht nicht mehr fern iſt. — Die Gärten in Rheinsberg haben ihre Vollendung noch nicht erreicht, denn ſie ſind erſt ſeit zwei Jahren angelegt. Der Plan iſt großartig, die Ausführung aber wird von der Zeit abhängen. Die Hauptallee ſchließt mit einem Obelisken in ägyptiſchem Geſchmacke, mit Hieroglyphen. Ueberall ſind Baum-

Digitized by Google

gruppen, Lauben und ſchattige Sitze. Zwei Luſtſchiffe, die der Prinz erbauen ließ, ſchwimmen auf dem See und bringen den Wanderer, welcher die Waſſerfahrt liebt, an das Waldufer."

Hierauf geht der Verfaſſer zur Schilderung der hervorragendſten Perſonen über, welche die Geſellſchaft von Rheinsberg ausmachten und von denen ein Jeder, durch das Feſthalten ſeiner charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit, weſentlich zu der Lebendigkeit und Unbefangenheit des Verkehres beitrug. Dann fährt er fort:

„Alle, die auf dem Schloſſe wohnen, genießen die ungezwungenſte Freiheit. Sie ſehen den Kronprinzen und deſſen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Concert oder bei anderen Feſten, an denen ſie Theil nehmen können. Jeder denkt, lieſt, zeichnet, ſchreibt, ſpielt ein Inſtrument, ergötzt oder beſchäftigt ſich in ſeinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man ſich ſauber, doch ohne Pracht und Verſchwendung an und begiebt ſich in den Speiſeſaal. Alle Beſchäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geiſt. Sein Geſpräch bei der Tafel iſt unvergleichlich; er ſpricht viel und gut. Es ſcheint, als wäre ihm kein Gegenſtand fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Sein Witz gleicht dem nie verlöſchenden Feuer der Veſta. Er duldet den Widerſpruch und verſteht die Kunſt, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern, indem er die Gelegenheit, ein ſinniges Wort anzubringen, herbeiführt. Er ſcherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiederung übel aufzunehmen."

„Die Bibliothek des Prinzen iſt allerliebſt; ſie iſt in einem der Thürme, die ich erwähnte, aufgeſtellt und hat die Ausſicht auf den See und Garten. Sie enthält eine nicht zahlreiche, aber wohlgewählte Sammlung der beſten franzöſiſchen Bücher in Glasſchränken, die mit Gold und Schnitzwerk verziert ſind. Voltaire's lebensgroßes Bild iſt darin aufgehängt. Er iſt der Liebling des Kronprinzen, der überhaupt alle guten franzöſiſchen Dichter und Proſaiker hoch hält."

„Nach der Mittagstafel gehen die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe iſt, die Honneurs des Kaffees zu machen. Die Oberhofmeiſterin fängt an und die anderen folgen; ſelbſt die fremden

Digitized by Google

Damen ſind nicht ausgeſchloſſen. Der ganze Hof verſammelt ſich um den Kaffeetiſch; man ſpricht, man ſcherzt, man macht ein Spiel, man geht umher, und dieſe Stunde iſt eine der angenehmſten des Tages. Der Prinz und die Prinzeſſin trinken in ihrem Zimmer. Die Abende ſind der Muſik gewidmet. Der Prinz hält in ſeinem Salon Concert, wozu man eingeladen ſein muß. Eine ſolche Einladung iſt immer eine beſondre Gnadenbezeigung. Der Prinz ſpielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Inſtrument mit höchſter Vollkommenheit; ſein Anſatz, ſowie ſeine Fingergeläufigkeit und ſein Vortrag ſind einzig. Er hat mehrere Sonaten ſelbſt geſetzt. Ich habe öfters die Ehre gehabt, wann er die Flöte blies, hinter ihm zu ſtehen, und wurde beſonders von ſeinem Adagio bezaubert. Doch Friedrich iſt in Allem ausgezeichnet. Er tanzt ſchön, mit Leichtigkeit und Grazie, und iſt ein Freund jedes anſtändigen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd, die in ſeinen Augen geiſt- und zeittödtend und, wie er ſagt, nicht viel nützlicher iſt, als das Ausfegen eines Kamins."

Dann ſpricht der Verfaſſer mit hoher Begeiſterung von der Schönheit, der liebenswürdigen Anmuth, der zarten Milde der Kronprinzeſſin. — „Wir hatten (ſo heißt es weiter) kürzlich einen allerliebſten Ball. Der Prinz, der gewöhnlich Uniform trägt, erſchien in einem ſeladongrünen ſeidenen Kleide, mit breiten ſilbernen Brandenbourgs und Quaſten beſetzt. Die Weſte war von Silbermoor und reich geſtickt. Alle Kavaliere ſeines Gefolges waren ähnlich, doch weniger prächtig gekleidet. Alles war reich und feſtlich, doch erſchien die Prinzeſſin allein als die Sonne dieſes glänzenden Sternenhimmels. — Ich verlebe hier wahrhaft entzückende Tage. Eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmliſche Muſik, köſtliche Spaziergänge ſowohl im Garten als im Walde, Waſſerfahrten, Zauber der Künſte und Wiſſenſchaften, angenehme Unterhaltung: Alles vereinigt ſich in dieſem feenhaften Palaſte, um das Leben zu verſchönern."

Der Verfaſſer hat hiebei noch Eines Vergnügens zu erwähnen vergeſſen, das die Freuden von Rheinsberg erhöhte und den Kronprinzen wiederum in einer neuen Geſtalt zu zeigen geeignet war: der Aufführung von Komödien und Trauerſpielen, deren Rollen von den Perſonen der

Digitized by Google

Rheinsberger Geſellſchaft beſetzt wurden. So ſpielte Friedrich ſelbſt u. a. in Racine's Mithridat und in Voltaire's Oedipus; in der letztern Tragödie begnügte er ſich mit der Rolle des Philoktet. Auch fehlte es an mancherlei anderweitigen Maskeraden nicht.

Noch in anderen Beziehungen wurde der poetiſche Hauch, der das Leben von Rheinsberg erfüllte, mit Abſicht feſtgehalten. So erfreute man ſich einer zur Sage gewordenen antiquariſchen Behauptung, die ſchon vor mehr als hundert Jahren aufgeſtellt worden war, daß nämlich Rheinsberg eigentlich Remusberg heiße, weil Remus, der Mitgründer des römiſchen Staates, durch ſeinen Bruder Romulus vertrieben, hier ein neues Reich geſtiftet habe und auf der Remusinſel, die ſich aus dem benachbarten See erhebt, begraben worden ſei. Alte, auf der Inſel ausgegrabene Marmorſteine ſollten in früherer Zeit den Anlaß zu dieſer Behauptung gegeben haben; kürzlich noch ſollten italieniſche Mönche, durch eine neuentdeckte lateiniſche Handſchrift dazu veranlaßt, auf der Remusinſel nach der Aſche des römiſchen Helden gegraben haben; viele Alterthümer der Vorzeit, die in der That auf der Inſel zum Vorſchein kamen, ſchienen der Sache eine Art von Beſtätigung zu geben, und ſo wagte man nicht, die claſſiſche Bedeutung des ſchönen Aſyls allzu kritiſch anzugreifen. In den aus Rheinsberg geſchriebenen Briefen jener Zeit wird daher auch gewöhnlich der Ort als „Remusberg" bezeichnet. Die Freunde ſelbſt wurden ebenfalls, theils im Scherze, theils auch im Ernſt, mit beſonderen Namen genannt, die das Ohr mit einem mehr poetiſchen Klange berührten als die Namen, die ſie im gewöhnlichen Leben führten; ſo hieß z. B. Keyſerling gewöhnlich Cäſarion, Jordan wurde Hephäſtion oder Tindal genannt, u. ſ. w.

Bedeutſamer noch zeigte ſich das poetiſche Streben in der Stiftung eines eignen Ritterordens, welcher mehrere verwandte und befreundete Prinzen, ſowie die nächſten militairiſchen Freunde des Kronprinzen umfaßte. Der Schutzpatron des Ordens war Bayard, der Held der franzöſiſchen Geſchichte; ſein Sinnbild war ein auf einem Lorbeerkranze liegender Degen und führte als Umſchrift den bekannten Wahlſpruch Bayard's: „Ohne Furcht und ohne Tadel!" Der Großmeiſter des Ordens war Fouqué, der nachmals unter den Helden Friedrich's eine ſo

bedeutende Stellung einnehmen ſollte; er weihte die zwölf Ritter (denn nur ſo viele umfaßte der Orden) durch Ritterſchlag ein und empfing von ihnen die Gelübde des Ordens, die auf edle That überhaupt und insbeſondere auf Vervollkommnung der Kriegsgeſchichte und Heeresführung lauteten. Die Ritter trugen einen Ring, der die Geſtalt eines rundgebogenen Schwertes hatte, mit der Inſchrift: „Es lebe wer ſich nie ergiebt.“ Sie führten beſondere Bundesnamen: Fouqué hieß der Keuſche, Friedrich der Beſtändige; der Herzog Wilhelm von Bevern hieß der Ritter vom goldnen Köcher. Den entfernten Gliedern des Ordens wurden Briefe im altfranzöſiſchen Ritterſtyl geſchrieben, und noch bis in den ſiebenjährigen Krieg hinein, ja noch ſpäter, finden ſich Zeugniſſe, daß man des Bundes in Freude gedachte und ſeine Formen, wie in den Zeiten unbefangener Jugend, mit Ernſt beobachtete.

Wohl derſelbe poetiſche Anreiz, verbunden mit dem lebhaften Wiſſensdrange, der Friedrich zu jener Zeit erfüllte, bewog ihn, ſich gleichzeitig auch in die Brüderſchaft der Freimaurer aufnehmen zu laſſen. Das geheimnißvolle Dunkel, in welches dieſe Geſellſchaft ſich hüllte und beſonders in der Zeit eines noch immer gefahrdrohenden kirchlichen Eifers ſich zu hüllen für doppelt nöthig befand, die Klänge religiöſer Duldung, einer freiſinnigen Auffaſſung des Lebens, einer geläuterten Moral, die bedeutſam aus jenem Dunkel hervortönten, mußten dem jungen Prinzen, deſſen Herz damals vor Allem von dem Drange nach Wahrheit beſeelt war, eine Hoffnung geben, hier, was er ſuchte, zu finden. Seine Aufnahme geſchah im Jahre 1738, als er im Gefolge ſeines Vaters eine Reiſe nach dem Rheine machte. Hier äußerte ſich einſt der König in öffentlicher Geſellſchaft ſehr mißfällig über die Freimaurerei; der Graf von der Lippe-Bückeburg aber, der ein Mitglied der Brüderſchaft war, nahm dieſelbe mit ſo beredter Freimüthigkeit in Schutz, daß Friedrich ihn hernach insgeheim um die Aufnahme in eine Geſellſchaft bat, welche ſo wahrheitsliebende Männer zu Mitgliedern zähle. Dem Wunſche des Kronprinzen zu genügen, wurde der Beſuch, den man auf der Rückkehr in Braunſchweig abſtattete, zu der Vornahme der geheimnißvollen Handlung beſtimmt, und Mitglieder der Brüderſchaft aus Hamburg und Hannover ſammt dem benöthigten Apparate ebendahin verſchrieben. Die

Digitized by Google

Aufnahme geſchah zu nächtlicher Weile, da man des Königs wegen mit großer Vorſicht verfahren mußte. Friedrich verlangte, daß man ihn ganz als einen Privatmann behandeln und keine der üblichen Ceremonien aus Rückſicht auf ſeinen Rang abändern ſollte. So wurde er ganz in gehöriger Form aufgenommen. Man bewunderte dabei — wie uns berichtet wird — ſeine Unerſchrockenheit, ſeine Ruhe, ſeine Feinheit und Gewandtheit ebenſo, wie nach der eigentlichen Eröffnung der Loge den Geiſt und das Geſchick, mit welchem er an den maureriſchen Arbeiten Theil nahm. Später wurden einige Mitglieder der Brüderſchaft (unter ihnen der obengenannte Bielfeld) nach Rheinsberg eingeladen, mit welchen dort, freilich wiederum im größten Geheimniß, in den Arbeiten fortgefahren wurde.

Bewegte ſich ſolcher Geſtalt das Leben in Rheinsberg in den verſchiedenſten Formen eines poetiſch heiteren Genuſſes, ſuchte Friedrich denſelben endlich noch durch mancherlei eigne dichteriſche Verſuche zu erhöhen und feſtzuhalten, ſo barg ſich doch zugleich unter dieſer anmuthvollen Hülle ein tiefer redlicher Ernſt. Die Stunden, in welchen Friedrich nicht in der Geſellſchaft zum Vorſchein kam, — und dieſe umfaßten bei weitem die größere Zeit des dortigen Aufenthalts — waren der vielſeitigſten geiſtigen Thätigkeit gewidmet. Denn wie ihm früher ſeine wiſſenſchaftlichen Intereſſen mannigfach verkümmert waren, ſo ſuchte er jetzt eine jede freie Minute zur Gewinnung des Verſäumten anzuwenden, indem er nicht wiſſen konnte, wie bald der Tag, der eine andre Wirkſamkeit von ihm erforderte, die Ruhe von Rheinsberg beenden möchte. Dabei beſaß Friedrich ein ſeltnes Talent, nicht blos durch das Studium der geſchriebenen Wiſſenſchaft ſeinen Geiſt zu bereichern, ſondern auch einen jeden bedeutenderen Menſchen, der ihm entgegentrat, nach deſſen Eigenthümlichkeit zu faſſen und, theils brieflich, theils mündlich, die Kenntniſſe und die Erfahrungen deſſelben für das eigne Wiſſen zu gewinnen. So diente vornehmlich ein Briefwechſel mit Grumbkow dazu, ihn in das Einzelne der politiſchen Verhältniſſe ſeiner Zeit und der Verwaltungsangelegenheiten des preußiſchen Staates einzuführen; ſo ließ er ſich von dem alten Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau und von anderen Kriegsführern in den Grundſätzen der Kriegskunſt unterrichten;

Digitized by Google

ſo verkehrte er, zu ähnlichen Zwecken, mit Aerzten und Naturforſchern, mit Theologen, Philoſophen u. dergl. m. Seine Lectüre war mannigfacher Art; einen ſehr wichtigen Theil derſelben bildeten die Schriftſteller, beſonders die Geſchichtſchreiber, des claſſiſchen Alterthums, die Friedrich in franzöſiſchen Ueberſetzungen las.

Mit dem größten Eifer jedoch und mit ausdauernder Beharrlichkeit war Friedrich während dieſer ganzen Zeit denjenigen Forſchungen ergeben, welche die wichtigſten Intereſſen des Menſchen umfaſſen: das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, des Vergänglichen zum Ewigen, des Menſchen zu Gott, ſtrebte er mit allen Kräften, ſich zur Anſchauung zu bringen. Jene religiöſe Zerknirſchung, die ihn, den ganz Gebeugten, im Gefängniſſe zu Cüſtrin niedergedrückt hatte, war freilich vorübergegangen, ſobald er auf's Neue Kraft und Selbſtbewußtſein gewonnen hatte; wohl aber war der Eindruck mächtig genug geweſen, um ihn fortan mit Ernſt auf eine würdigere Löſung des großen Räthſels hinzuweiſen. Die vorgeſchriebenen Satzungen einer geheimnißvollen Glaubenslehre genügten ihm nicht; nicht für das Gefühl oder für das Gemüth, für ſeinen hellen, ſcharfen Verſtand forderte er Ueberzeugung. So begann er mit der Lectüre der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Kirchenredner; ſo ſuchte er durch brieflichen und mündlichen Verkehr mit den vorzüglichſten franzöſiſchen Predigern Berlins, denen er die beſtimmteſten Fragen zur Beantwortung vorlegte, Aufſchluß und Löſung ſeiner Zweifel zu erhalten.

Unter den eben erwähnten Predigern war es beſonders der hochbetagte Beauſobre, der ihn mächtig anzog. Eine Predigt, die er von dieſem im März 1736 hörte, riß ihn zu förmlicher Begeiſterung hin, und er ſuchte ſeine perſönliche Bekanntſchaft. Beauſobre war wohl geeignet, durch die edle Würde ſeines Aeußern und durch die Gewandtheit ſeines Benehmens Eindruck auf ihn zu machen. Nach der erſten Begrüßung, mit der ihn der Prinz empfangen, fragte dieſer, der in ſeiner raſchen Weiſe jede weitere Einleitung verſchmähte, mit welcher Lectüre der Prediger gegenwärtig beſchäftigt ſei. „Ach, gnädiger Herr,“ erwiederte Beauſobre mit dem würdevollen Tone, der ihm zur Natur geworden war, „ich las in dieſem Augenblick ein bewunderungswürdiges,

Digitized by Google

ein wahrhaft göttliches Stück, deſſen Eindruck ich noch an dieſer Stelle empfinde.“ — „„Und das war?““ — „Der Anfang von dem Evangelium St. Johannis.“ — Die Antwort kam dem Kronprinzen unerwartet, und ſchon fürchtete er, daß der bibliſche Redner ſeine Bedürfniſſe wenig verſtehen werde. Aber Beauſobre wußte im weitern Verlaufe des Geſpräches den Geiſt des Prinzen ſo lebendig zu feſſeln, daß dieſer mit größter Zufriedenheit den Beſuch beendete und dem Prediger aus freier Anregung verſprach, ſeinen älteſten Sohn an Kindes Statt anzunehmen. Leider ſtarb der würdige Geiſtliche bald darauf, zu früh für den jungen Forſcher. Friedrich hielt dankbar ſein Verſprechen.

Was ihm auf dem Felde der Theologie unklar blieb, ſuchte Friedrich durch ein um ſo gründlicheres Studium der Philoſophie zu erwerben. Wolff, früher Profeſſor zu Halle, von wo ihn aber Friedrich Wilhelm auf pietiſtiſchen Antrieb verbannt hatte, behauptete zu jener Zeit den erſten Platz in der philoſophiſchen Wiſſenſchaft. Seine Schriften wurden von den Gebildeten mit freudigem Danke aufgenommen. Auch Friedrich wurde durch ſeine Freunde an dieſe Quelle geführt. Er ließ ſich Wolff's Logik, ſeine Moral, ſeine Metaphyſik in's Franzöſiſche überſetzen, — denn ſchon hatte er ſich gewöhnt, ſeine Gedanken nur in franzöſiſcher Form zu bilden, — und war raſtlos bemüht, ſich alle Ergebniſſe ſeiner Forſchung anzueignen, auch, wo er Mängel und Ungenügendes wahrzunehmen glaubte, mit eigner Kraft auf dem Wege der Forſchung durchzudringen. So bildete ſich ihm eine Weltanſchauung aus, die fortan, wenn auch in manchen Einzelheiten verändert, die Grundrichtung ſeines Geiſtes beſtimmte. Er kehrte zu jener Lehre der Vorherbeſtimmung zurück, die er ſchon früh auf eine ſchroffe Weiſe aufgefaßt hatte; aber er ſuchte ſie von jener troſtloſen Härte zu entkleiden und mit der Freiheit und der Kraft des Menſchen in Einklang zu bringen. Nur aus einer Ueberzeugung ſolcher Art konnte die todverachtende Zuverſicht entſpringen, mit welcher er nachmals die großen Thaten ſeines Lebens ausgeführt hat.

Im Allgemeinen aber gelang es Friedrich nicht, auf dem Gebiete der höheren Philoſophie heimiſch zu werden, und ſo gab er auch ſpäter ſeine ſpekulativen Verſuche wieder auf. Die Natur hatte ihn nicht zu

beſchaulicher Ruhe, ſondern zur That, zur Geſtaltung des Lebens berufen. So waren es auch nur diejenigen Elemente der Philoſophie, die unmittelbar in's Leben eingriffen, vornehmlich das Bereich der Moral, was ihn mit dieſer Wiſſenſchaft in Verbindung erhielt. Auch ſind alle ſeine Schriften, die ſich nicht auf den Kreis hiſtoriſcher Gegenſtände beziehen, vorzugsweiſe nur der Betrachtung und Erörterung moraliſcher Zuſtände gewidmet. In ſolcher Beziehung erſcheint es faſt als eine beſondre Ironie des Zufalles, daß, als im Januar 1737 eben eine Reinſchrift von der Ueberſetzung der Wolff'ſchen Metaphyſik vollendet war und zum belehrenden Genuſſe einzuladen ſchien, der eine von den Affen, die Friedrich ſich damals hielt, darüber kam und das ſchöne Manuſcript ruhig in den brennenden Kamin ſteckte.

Das umfaſſendſte, das durchgreifendſte Intereſſe gewährte Friedrich der Mann, der damals ſich an die Spitze der geiſtigen Bildung Frankreichs — ſomit der geiſtigen Bildung Europa's — emporgeſchwungen hatte: Voltaire. Freilich war es nicht eigenthümliche Tiefe des Wiſſens, nicht innere Glut der Begeiſterung, was Voltaire eine ſo glänzende Stellung verliehen: — es war der unermüdliche Kampf, den er, mit allen Waffen des Ernſtes und des Spottes, gegen die verjährten Vorrechte im Bereiche des Glaubens und Wiſſens führte; es war die helle Fackel des geſunden Menſchenverſtandes, mit der er in das Dunkel des Aberglaubens hineinleuchtete; es war die Behendigkeit eines Geiſtes, welcher faſt in allen Gebieten des Wiſſens, in der Geſchichte, der Naturkunde, der Philoſophie u. ſ. w., nicht minder in allen Gattungen poetiſcher Darſtellungsweiſe die Lehren und die Forſchungen der neuen Zeit zu verbreiten und ſie der Faſſungskraft der Menge anzubequemen wußte; es war endlich eine Kunſt des Wortes, die durch die Reinheit der äußeren Form, durch ebenſo geiſtreich witzigen wie zierlichen Vortrag, durch das verlockende Gewand einer üppig ſpielenden Phantaſie das Intereſſe des Leſers geſpannt hielt. Alles, was er ſchrieb, hatte einen vorzugsweiſe praktiſchen Gehalt. Und eben aus dieſem Grunde fand Friedrich in Voltaire den Mann, der das, was in der eignen Bruſt ruhte, was ihn zu Thaten treiben ſollte, durch das Wort ausſprach, der hiemit ſein inneres Weſen vollendete und ausfüllte. Friedrich hatte

Digitized by Google

ſich ſeit früher Zeit an Voltaire's Schriften auferbaut; im Jahre 1736 wandte er ſich, der vierundzwanzigjährige Königsſohn, an den zweiundvierzigjährigen Schriftſteller, ihm brieflich ſeine Verehrung zu bezeugen, ſeine Freundſchaft anzutragen; und es entſpann ſich ein Briefwechſel, der, trotz mancher Störungen, bis an das Ende Voltaire's, zweiundvierzig Jahre lang fortgeſetzt wurde, indem beide Naturen fort und fort auf die gegenſeitige Ergänzung hingewieſen blieben. Friedrich theilte dem Freunde ſeine philoſophiſchen Studien und ſeine dichteriſchen Verſuche mit, jene zur Erweiterung der eignen Anſicht, dieſe, um ſich auf ihre Fehler aufmerkſam machen zu laſſen. Er erwies ihm eine bis an Schwärmerei grenzende Verehrung; Voltaire's Geiſteswerke waren ihm der liebſte Beſitz; von dem Bilde des Freundes, welches den Schmuck ſeiner Bibliothek ausmachte und ſeinem Schreibtiſche gegenüber hing, ſagte er, es ſei wie das Memnonsbild, das in den Strahlen der Sonne erklinge und den Geiſt deſſen, der es anſchaue, lebendig mache. Voltaire's Heldengedicht, die Henriade, beabſichtigte er in einer großen Prachtausgabe, mit Kupferſtichen, zu denen Knobelsdorff die Zeichnungen machen ſollte, der Welt zu übergeben (ein Unternehmen, das nicht zur Vollendung kam); ein einzelner Gedanke der Henriade, ſo behauptete er in ſeinem überſchwänglichen Enthuſiasmus, wiege Homer's ganze Iliade auf u. ſ. w. Er ſandte dem Freunde mancherlei ſinnige Geſchenke zu; ja er ſchickte, in der Perſon Keyſerling's, einen eignen Geſandten an Voltaire, der dieſem Friedrich's Portrait, von Knobelsdorff gemalt, überbringen mußte und dafür die neuen Schriften Voltaire's, namentlich diejenigen, die zur Zeit noch aus mancherlei Gründen das Licht zu ſcheuen hatten, heimbrachte. Dieſen Erwerb, der mit äußerſter Vorſicht bewahrt wurde, nannte Friedrich ſein goldnes Vließ.

So war die Zeit, die Friedrich in Rheinsberg zubrachte, recht eigentlich die Zeit der Vorbereitung auf den hohen Beruf, der ihn erwartete. Aber auch unmittelbar ſchon riefen dieſe Jahre ſehr bemerkenswerthe Früchte hervor: verſchiedene Schriften, in denen er ſeine Anſichten und Geſinnungen ausſprach, ſich ſelbſt und Andere klar zu machen. Von geringerer Bedeutung ſind unter dieſen zunächſt ſeine Gedichte. In letzteren zeigt ſich dieſelbe Erſcheinung, wie in Friedrich's

philoſophiſchen Studien; denn auch in ihnen tritt, wenigſtens in der früheren Zeit, von welcher hier die Rede iſt, zumeiſt nur eine praktiſche Bezugnahme auf das Leben, zumeiſt nur die Darſtellung moraliſcher Zuſtände hervor. Ein wahrhaft ergreifendes Gefühl athmet vornehmlich erſt in denjenigen ſeiner Dichtungen, welche der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, als die ſchwere Hand des Schickſales auf ihm lag und alle geiſtige Spannkraft zum Widerſtande hervorrief, angehören. Ungleich wichtiger und merkwürdiger als ſeine früheren Poeſien ſind zwei Abhandlungen, die er in dieſer Zeit ſeines Aufenthaltes in Rheinsberg verfaßt hat.

Die eine derſelben iſt bereits im Jahre 1736 geſchrieben und enthält „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand des europäiſchen Staatenſyſtemes.“ Friedrich faßt hier die kritiſche Lage Europa's, nach jenerVerbindung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, mit einer Schärfe in's Auge, die bei einem vierundzwanzigjährigen Jünglinge das höchſte Erſtaunen hervorruft; er zieht dann die Folgerungen, die der alten Politik beider Mächte gemäß — der unaufhörlichen Vergrößerungsſucht Frankreichs und dem Streben Oeſterreichs nach abſoluter Herrſchaft über Deutſchland — aus jener Verbindung zu erwarten ſeien, wenn ſich in den andern Mächten keine neue Kraft entwickele. Die Schrift iſt in der Verahnung der neuen Kraft, die zu entwickeln eben Friedrich ſelbſt beſtimmt war, geſchrieben. Er ſchließt damit, den Fürſten auf eindringliche Weiſe in's Ohr zu rufen, daß all ihre Schwäche nur auf ihrem falſchen Glauben von ſich ſelbſt beruhe, daß nicht die Völker für ſie, ſondern umgekehrt, ſie für die Völker da ſeien. Das war die Lehre der neuen Zeit, die durch Friedrich in das Leben eingeführt werden ſollte und der er bis an ſeinen Tod treu geblieben iſt. Friedrich hatte übrigens die Abſicht, dieſe Abhandlung in England drucken zu laſſen; doch unterließ er es aus guten Gründen, und ſo ward ſie erſt in ſeinen hinterlaſſenen Werken bekannt.

Die zweite Abhandlung, eine Arbeit von größerem Umfange, ſchrieb Friedrich im Jahre 1739. Dies iſt die, unter dem Namen des „Antimachiavell“ bekannte Widerlegung des Buches „der Fürſt,“ welches der berühmte florentiniſche Geſchichtſchreiber Niccolo Machiavelli im

Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts verfaßt hatte. Das Buch vom Fürſten, ein Meiſterwerk, wenn man die Verhältniſſe, für die es ausſchließlich beſtimmt war und in die es wirkſam eingreifen ſollte, in's Auge faßt, enthält die Anweiſungen, wie eine Alleinherrſchaft im Staate — im florentiniſchen Staate jener Zeit — zu erreichen und zu behaupten ſei. Friedrich faßte daſſelbe allgemein, als eine Lehre des Despotismus auf; er betrachtete Machiavelli, der den Fürſten eine ſolche Lehre hinſtellte, geradezu als ihren frevelhafteſten Rathgeber, ja als einen Verläumder ihrer erhabenen Pflicht. Mit begeiſtertem Unwillen wies er es nach, indem er den Bemerkungen des Florentiners Schritt vor Schritt folgte, wie nicht despotiſche und verbrecheriſche Handlungen, ſondern nur Tugend, nur Gerechtigkeit und Güte, die Richtſchnur der Fürſten ſein dürfe, wie nur ſie ihnen ein dauerndes Glück auf dem Throne verſprechen könne. Seine ganze Darſtellung knüpft ſich an denſelben Grundſatz, mit welchem er die vorerwähnte Abhandlung geſchloſſen hatte, daß der Fürſt nicht als der uneingeſchränkte Herr der Völker, die er beherrſche, daß er vielmehr nur als ihr erſter Diener zu betrachten ſei. Eine unbefangene, hiſtoriſch wiſſenſchaftliche Würdigung des Werkes, welches er bekämpfte, tritt alſo dem Leſer nicht entgegen, im Einzelnen ſo wenig, als im Ganzen; aber als das ausführliche Glaubensbekenntniß, welches der Erbe einer mächtigen Krone ablegte, und zwar zu einer Zeit, in welcher die Uebernahme ſeines Erbes nach menſchlicher Berechnung ſchon nahe bevorſtand, iſt es ein höchſt denkwürdiges Buch. Auch erweckte es ein allſeitiges Intereſſe, als es, zwar ohne Friedrich's Namen, in Holland öffentlich erſchien, wo Friedrich daſſelbe unter Voltaire's Augen hatte drucken laſſen. Der Verfaſſer wurde bald genug bekannt, und alle Welt war begierig ſich zu überzeugen, in wiefern ſeine That mit ſeinem Worte übereinſtimmen werde. Denn ſchon trug er die Krone.

Digitized by Google

Zwölftes Capitel.

Der Tod des Vaters.

Die ſchönen Tage in Rheinsberg waren indeß keinesweges ohne mancherlei Störung hingefloſſen. Die Dienſtgeſchäfte in Ruppin, Beſuche am Hofe des Vaters in Berlin, Reiſen in entlegnere Provinzen des Reiches führten Friedrich nur zu häufig auf längere oder kürzere Zeit fort; aber alle dieſe Unterbrechungen dienten nur dazu, den Genuß, welchen Geſelligkeit, Wiſſenſchaft und Künſte darboten, um ſo lebhafter und inniger empfinden zu laſſen.

Vor Allem war Friedrich bemüht, durch genauſte Erfüllung ſeiner militairiſchen und anderweitigen Obliegenheiten die Gunſt des Königs rege zu erhalten. Er ſorgte dafür, daß ſein Regiment bei den jährlichen Heerſchauen und Muſterungen ſich ſtets als eines der ſchönſten und geübteſten auszeichnete; und er hatte die Genugthuung, daß der König ihm vor der verſammelten Generalität ſeine Zufriedenheit bezeugte. Auch war ein ſolcher militairiſcher Eifer das beſte Mittel, um dieſe und jene Aeußerung des Mißvergnügens, das dem Könige noch immer von Zeit zu Zeit gegen Friedrich's geſelliges und wiſſenſchaftliches Treiben auftauchte, unwirkſam zu machen. Ebenſo wandte Friedrich alle Mittel an, um Rekruten von ausgezeichneter Größe und Schönheit an allen Enden der Welt für das Regiment, welches der König ſelbſt führte, anwerben zu laſſen. Auch ſuchte er durch allerlei kleine Geſchenke, welche der Garten und die Ställe von Rheinsberg in die Küche des Königs lieferten, Zeugniſſe ſeiner Aufmerkſamkeit zu geben. Alles das war ihm durch die Regeln der Klugheit geboten; zugleich aber war es viel mehr, denn ſein Gefühl gegen den Vater hatte ſich, durch die Anerkennung ſeiner unläugbaren Verdienſte um das Land, ſchon lange zu einer innigen Hochachtung geſteigert.

Auch ging in dem Charakter Friedrich Wilhelm's ſelbſt in den letzten Jahren ſeines Lebens eine merkliche Veränderung vor. So berichtete Friedrich u. a. ſelbſt, im December 1738, an einen Freund, der König habe von den Wiſſenſchaften als etwas Löblichem geſprochen.

Digitized by Google

„Ich bin entzückt,“ ſo fährt er fort, „und außer mir vor Freude geweſen über das, was ich geſehen und gehört habe. Alles Löbliche, was ich ſehe, giebt mir eine innere Freude, die ich kaum verbergen kann. Ich fühle die Geſinnungen der kindlichen Liebe in mir ſich verdoppeln, wenn ich ſo vernünftige, ſo wahre Anſichten in dem Urheber meiner Tage bemerke.“ — Ein Jahr ſpäter konnte er einem andern Freunde von einer noch ungleich bedeutenderen Umwandlung im Charakter des Vaters, auf die gewiß die überlegene Geiſteskraft des Sohnes nicht ohne Einfluß geweſen war, Nachricht geben. „Die Neuigkeiten des Tages,“ ſo ſchreibt er, „ſind, daß der König drei Stunden lang täglich Wolff's Philoſophie lieſt, worüber Gott gelobt ſei! So ſind wir endlich zum Triumphe der Vernunft gelangt.“ Es war Wolff's Werk von der natürlichen Theologie, welches der König damals in einem Auszuge las. Auch war Friedrich Wilhelm in dieſer letzten Zeit ſeines Lebens eifrig bemüht, ſeinen früheren Fehler wieder gut zu machen und den verbannten Philoſophen wieder für ſein Reich zurückzugewinnen. Dies gelang aber erſt ſeinem Nachfolger.

Zur höchſten Ehrfurcht gegen die landesväterlichen Tugenden ſeines Vaters aber wurde Friedrich hingeriſſen, als er dieſen im Sommer 1739 auf einer Reiſe nach Preußen begleitete und hier den Segen wahrnahm, den der König über eine gänzlich verödete Provinz, dieſelbe, in die er jene vertriebenen Salzburger aufgenommen, verbreitet hatte. Seine Gefühle werden auch hier auf's Schönſte durch ſeine eigenen Worte bezeugt. „Hier ſind wir,“ ſo ſchreibt er aus Litthauen an Voltaire, „in dem Lande angekommen, das ich als das **Non plus ultra** der civiliſirten Welt anſehe. Es iſt eine nur wenig gekannte Provinz von Europa, die als eine neue Schöpfung des Königes, meines Vaters, angeſehen werden kann. Litthauen war durch die Peſt verheert, zwölf bis fünfzehn entvölkerte Städte und vier- bis fünfhundert unbewohnte Dörfer waren das traurige Schauſpiel, das ſich hier darbot. Der König hat keine Koſten geſpart, um ſeine heilſamen Abſichten auszuführen. Er baute auf, traf treffliche Einrichtungen, ließ einige tauſend Familien von allen Seiten Europa's kommen. Die Aecker wurden urbar gemacht, das Land bevölkert, der Handel blühend, und jetzt

herrſcht mehr als je Ueberfluß in einer Provinz, die eine der fruchtbarſten in Deutſchland iſt. Und Alles, was ich Ihnen ſage, iſt allein das Werk des Königs, der es nicht blos anordnete, ſondern ſelbſt die Hauptperſon bei der Ausführung war, der die Pläne entwarf und ſie ſelbſt vollzog, der weder Mühe und Sorge, noch ungeheure Schätze, nicht Verſprechungen noch Belohnungen ſparte, um einer halben Million denkender Weſen Glück und Leben zuzuſichern, die ihr Wohl und ihre gute Verfaſſung ihm allein verdanken. Ich finde in dieſer großmüthigen Arbeit, durch welche der König eine Wüſte bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht hat, ich weiß ſelbſt nicht, etwas Heroiſches, und ich ahne, daß Sie meine Geſinnung darüber theilen werden."

Noch ein beſondres und ganz überraſchendes Zeichen der väterlichen Gnade brachte dem Kronprinzen dieſe preußiſche Reiſe, als ihm der König ſeine reichen preußiſchen Stutereien, die ein jährliches Einkommen von zehn- bis zwölftauſend Thalern brachten, ſchenkte. Der Kronprinz hatte hievon um ſo weniger eine Ahnung gehabt, als der König einige Zeit zuvor auf's Neue gegen ihn eingenommen geweſen war und ſeine Geſinnung mehrfach nicht ganz glimpflich ausgedrückt hatte; nun ward er von dieſem Beweiſe der unerwartet zurückgekehrten und vergrößerten Zärtlichkeit ſo gerührt, daß er in der erſten Ueberraſchung vergeblich nach dem Worte des Dankes ſuchte. Zugleich aber war dies Geſchenk für ſeine ökonomiſchen Umſtände von großer Wichtigkeit, denn immer noch reichte ſein gewöhnliches Einkommen für ſeine Bedürfniſſe bei weitem nicht aus, und er ſah ſich fort und fort genöthigt, bedeutende Summen im Auslande aufzunehmen. Auch dieſem Uebelſtande war alſo, für eine längere Lebensdauer des Königs, abgeholfen.

Doch ſtand das Ende des Königs ſchon nahe bevor; aber aller ernſtliche Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn war nun ausgeglichen und eine immer mehr erhöhte gegenſeitige Anerkennung an deſſen Stelle getreten. Friedrich Wilhelm konnte das Schickſal ſeiner Unterthanen vertrauensvoll in die Hände des Sohnes übergeben. In Preußen war ſein altes Uebel mit erneuter Kraft ausgebrochen, und eine gefahrvolle Waſſerſucht mit ihren ſchlimmſten Symptomen hatte ſich ausgebildet.

Digitized by Google

Den ganzen Winter über ward er von der ſchweren Krankheit gepeinigt; Friedrich brachte den größten Theil des Winters in ſeiner Nähe zu. Von der zärtlichen Theilnahme, die der Sohn dem Vater widmete, geben die Briefe des Erſteren aus dieſer Zeit Kunde.

Gegen das Frühjahr, als der Zuſtand des Königs einige Linderung zu verheißen ſchien, hatte ſich Friedrich nach Rheinsberg begeben. Da berief ihn eine Staffette, welche die Nachricht von der nahe bevorſtehenden Auflöſung des Vaters brachte, zurück. Friedrich eilte nach Potsdam, wo der König die größere Zeit der Krankheit zugebracht hatte. Doch war die Lebenskraft des Vaters noch einmal aufgeflackert. Friedrich fand ihn auf öffentlichem Platze neben dem Schloſſe, auf ſeinem Rollſtuhle ſitzend, deſſen er ſich bediente, da ihm die Füße ſchon geraume Zeit den Dienſt verſagten. Er ſah der Grundſteinlegung eines benachbarten Hauſes zu. Sobald er den Sohn von weitem erblickte, ſtreckte er die Arme nach ihm aus, in die der Prinz ſich weinend ſtürzte. In dieſer Stellung verharrten ſie geraume Zeit, ohne zu ſprechen. Der König unterbrach endlich das Schweigen. Er ſei zwar immer, ſo ſagte er zu dem Sohne, ſtreng gegen ihn geweſen, gleichwohl habe er ihn ſtets mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt; es ſei für ihn ein großer Troſt, daß er ihn noch einmal wiederſehe. Friedrich erwiederte mit Worten, die den erregten Gefühlen ſeines Inneren angemeſſen waren. Der König ließ ſich hierauf in ſein Zimmer bringen und unterhielt ſich über eine ſtarke Stunde lang insgeheim mit dem Sohne, indem er ihm mit ſeltner Stärke über alle inneren und äußeren Angelegenheiten des Reiches Rechenſchaft gab. An den noch übrigen Tagen ſetzte er dieſe Unterredungen fort. Als am zweiten Tage der Kronprinz und mehrere höhere Beamte um den König waren, wandte ſich dieſer zu jenen und ſagte zu ihnen: „Aber thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen ſo braven und würdigen Sohn gegeben hat?“ Friedrich erhob ſich bei dieſen Worten und küßte gerührt die Hand des Vaters; dieſer aber zog ihn an ſich, hielt ihn lange feſt umſchloſſen und rief aus: „Mein Gott, ich ſterbe zufrieden, da ich einen ſo würdigen Sohn und Nachfolger habe.“

Wenige Tage darauf ließ der König des Morgens früh ſein

Digitized by Google

ganzes Gefolge, die Miniſter, ſowie die höheren Offiziere ſeines Regiments, zu ſich in das Vorzimmer beſcheiden. Hier erſchien er auf ſeinem Rollſtuhle, mit dem Mantel bedeckt, ſchon äußerſt matt, ſo daß er nicht mehr laut ſprechen konnte. Feierlich übergab er, indem einer der anweſenden Offiziere ſeinen Willen öffentlich und laut bekannt machte, ſein Reich und Regiment in die Hände des Kronprinzen und ermahnte ſeine Unterthanen, dieſem fortan ebenſo treu zu ſein, wie ſie ihm geweſen wären. Die Handlung hatte ihn jedoch ſo angegriffen, daß er ſich in ſein Zimmer und in das Bett zurückbringen ließ. Der Kronprinz und die Königin waren ihm gefolgt. Kaltblütig ertrug er die letzten Schmerzen, die ſich alsbald einſtellten; unter frommem Gebete gab er ſeinen Geiſt auf. Es war der 31. Mai 1740.

Der König hatte in ſeinem letzten Willen eine ſehr einfache Beſtattung angeordnet. Friedrich befolgte dieſe Anordnung im Allgemeinen. Doch ließ er einige Zeit darauf ein beſondres feierliches Leichenbegängniß halten; denn er fürchtete, das Publikum, das von jenem letzten Willen des Verſtorbenen keine Kunde gehabt, möchte ihn ohne eine ſolche Feier der Mißachtung zeihen und den Grund für letztere in ſeinen früheren Mißhelligkeiten mit dem Vater ſuchen. Friedrich ſelbſt hat ſich über dieſe Mißhelligkeiten nachmals, als er das Leben ſeines Vaters ſchrieb, mit der edelſten kindlichen Pietät ausgeſprochen, indem er dieſelben nur mit den frommen Worten berührt: „Die häuslichen Verdrießlichkeiten dieſes großen Fürſten haben wir mit Stillſchweigen übergangen. Man muß gegen die Fehler der Kinder, in Betracht der Tugenden ihres Vaters, einige Nachſicht üben.“

Digitized by Google

Zweites Buch.

Glanz.

Dreizehntes Capitel.

Friedrich's Regierungs-Antritt.

Friedrich war von tiefſtem Schmerze ergriffen, als er geſehen, wie das Auge des Vaters nach bitterm Todeskampfe ſich ſchloß. Alle kindlichen Gefühle, welche die letzten Jahre in ihm auf's Neue hervorgerufen hatten, waren im innerſten Grunde erregt; die Regententugenden, durch welche Friedrich Wilhelm ihm eine ſeltne Bahn vorbereitet, ſchienen das Bild des Dahingeſchiedenen mit verklärendem Glanze zu umgeben. Aber nicht in müßiger Trauer blickte Friedrich dieſem Bilde nach. Er brachte dem Vater den Zoll wahrhafter Verehrung dar, indem er mit rüſtiger Kraft die Bahn verfolgte, die ihm jener vorgezeichnet hatte, indem er an dem Mechanismus des Staates, den jener mit großartiger Kunſt aufgeführt, in gleicher Weiſe fortbildete und nur in denjenigen Theilen Neues hinzufügte, wo der freie Geiſt, der in ihm lebte, auch freiſinnige Einrichtungen erforderte. Mit raſtloſem Eifer, ſeinen Schmerz bewältigend, gab er ſich gänzlich dem hohen Berufe hin, und ſchon die erſten Tage ſeiner Regierung machten es kund, wie er das Alte feſthalten, wie er Neues gründen, — wie er König ſein wollte.

Digitized by Google

Gar Manchem bereitete ein ſolches Auftreten des jungen Königs unangenehme, Manchem auch freudige Ueberraſchungen. Man war auf bedeutende Veränderungen in der Einrichtung des Staates gefaßt geweſen, man hatte geglaubt, daß die Männer, die Friedrich Wilhelm beſonders nahe geſtanden, die einen beſondern Einfluß auf ihn ausgeübt hatten, jetzt in ein minder ehrenvolles Dunkel zurücktreten würden. Aber Friedrich war nicht gewillt, dem wahren Verdienſte eine Kränkung zuzufügen, ſelbſt in dem Falle, daß er dabei perſönliche Abneigungen aus früherer Zeit zu überwinden hatte. So wird von dem alten Kriegshelden, dem Fürſten Leopold von Deſſau, der früher der öſterreichiſchen Partei des Hofes angehörte, erzählt, er ſei, als er ſich bei Friedrich zur Kondolenz gemeldet, weinend eingetreten, habe eine Rede gehalten und gebeten, ihm und ſeinen Söhnen ihre Stellen in der Armee und ihm ſeinen bisherigen Einfluß und Anſehen zu laſſen. Friedrich habe hierauf erwiedert, er werde ihn in ſeinen bisherigen Stellen auf keine Weiſe beeinträchtigen, da er erwarte, daß der Fürſt ihm ſo treu dienen werde als dem Vater; er habe aber auch hinzugefügt: was das Anſehen und den Einfluß betreffe, ſo werde in ſeiner Regierung Niemand Anſehen haben als er ſelbſt und Niemand Einfluß. Noch mehr überraſchte es, als Friedrich den bisherigen Finanz-Miniſter von Boden, dem man harte Maßregeln Schuld gab, dem er ſelbſt früher wenig geneigt ſchien, deſſen große Tüchtigkeit er aber wohl zu würdigen wußte, nicht nur im Amte behielt, ſondern ihm auch ein prächtiges, neu erbautes und vollſtändig eingerichtetes Haus zum Geſchenk machte.

Andre dagegen fanden ſich in den glänzenden Erwartungen, zu denen ſie durch Friedrich's Regierungs-Antritt berechtigt zu ſein glaubten, auf eine zum Theil empfindliche Weiſe getäuſcht. So ſetzte ſich ſelbſt der verdiente General-Lieutenant von der Schulenburg ſcharfem Tadel von Seiten des jungen Königs aus, als er, zwar freundſchaftlicher Weiſe, doch ohne Urlaub ſein Regiment verlaſſen hatte, um mündlich zur Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. So fand ſich ſchnell eine Menge von Glücksrittern ein, denen die genialere Richtung Friedrich's leichten Erwerb zu ſichern ſchien, während er nicht im Mindeſten daran dachte, ihre thörichten Hoffnungen zu erfüllen. Die Ballen der Glück-

Digitized by Google

wünſchungs-Gedichte, welche dem königlichen Dichter von allen Seiten zugeſandt wurden, lohnten die Mühe des Verſemachens wenig. Auch manche ſeiner früheren Günſtlinge mußten es erfahren, daß ſie ſeinen Charakter falſch beurtheilt hatten. Einer von dieſen hatte nichts Eiligeres zu thun, als unverzüglich eine Einladung an einen Freund in Paris fertig zu machen, indem er dieſen verſicherte, daß er jetzt gewiß ſein Glück in Berlin machen könne und daß ſie dem luſtigſten Leben in Friedrich's Geſellſchaft entgegenſehen dürften. Unglücklicher Weiſe war Friedrich unbemerkt in das Zimmer des Schreibers getreten und hatte, über deſſen Schulter blickend, den Brief geleſen. Er nahm ihn dem Schreiber aus der Hand, zerriß ihn und ſprach ſehr ernſthaft: „Die Poſſen haben nun ein Ende!“

Diejenigen aber unter Friedrich's Freunden, deren wahre Treue, deren Verdienſt und Fähigkeiten erprobt waren, ſahen jetzt ehrenvolle Laufbahnen vor ſich; Friedrich wußte einem Jeden von ihnen eine ſolche Stelle anzuweiſen, auf welcher er, ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß, für das Wohl des Staates nach Kräften wirkſam ſein konnte. Die einſt unverſchuldet für ihn gelitten hatten, fanden ſich nun auf eine erhebende Weiſe getröſtet. Der Vater ſeines unglücklichen Katte ward zum Feldmarſchall ernannt und in den Grafenſtand erhoben; auch die übrigen Verwandten Katte's erfreuten ſich unausgeſetzt der Gnade des Königs. Der treue Dühan wurde aus der Verbannung zurückberufen und Friedrich bereitete ihm einen behaglichen Lebensabend. Ebenſo kehrte Keith nach Berlin zurück und wurde zum Stallmeiſter und zum Oberſtlieutenant von der Armee ernannt. Der Kammerpräſident von Münchow hatte, ſeit Friedrich's Aufenthalt in Cüſtrin zu Ende gegangen war, manche Leiden zu erdulden gehabt; dafür wurden er und ſeine Söhne jetzt durch ehrenvolle Gnadenbezeugungen ſchadlos gehalten.

Gleiche Sorgfalt zeigte Friedrich für ſeine Geſchwiſter, namentlich für die Erziehung und angemeſſene Ausbildung der jüngeren Brüder. Der Mutter bewies er, bis an ihren Tod, eine treue kindliche Verehrung. Als ſie ihn an der Leiche des Vaters mit den Worten „Ihro Majeſtät“ anredete, unterbrach er ſie und ſagte: „Nennen Sie mich

immer Ihren Sohn; dieſer Titel iſt köſtlicher für mich als die Königswürde.“ Mit derſelben Hochachtung begegnete er ſeiner Gemahlin, obgleich ſich bald das Gerücht verbreitete, daß er ſich, da ſeine Ehe nicht mit Kindern geſegnet war, von ihr trennen und zu einer zweiten Ehe ſchreiten würde. Aber Friedrich dachte an keine Eheſcheidung. Es wird im Gegentheil erzählt, daß er ſie kurz nach ſeiner Thronbeſteigung dem verſammelten Hofe mit den Worten: „Das iſt Ihre Königin!“ vorgeſtellt, ſie auch Angeſichts der Verſammelten zärtlich umarmt und geküßt habe. Das anmuthige Verhältniß indeß, welches ſich zwiſchen Friedrich und ſeiner Gemahlin in der glücklichen Zeit des Rheinsberger Aufenthaltes gebildet hatte, kehrte nicht zurück; ſie lebten bald abgeſondert von einander und ſahen ſich zumeiſt nur noch bei feſtlichen Gelegenheiten. Die zarte, weibliche Frömmigkeit, welche das innerſte Seelenleben dieſer ſeltnen Fürſtin ausmachte, ſtimmte vielleicht zu wenig mit der Schärfe des Verſtandes überein, welche Friedrich, in freier Kraft, als Maßſtab an die heiligen Ueberlieferungen legte. Wohl aber ließ es ſich Friedrich angelegen ſein, ſie in allen den Ehren, welche der regierenden Königin zukamen, zu erhalten, und eiferſüchtig wachte er darüber, daß ihr auch von den Geſandten fremder Mächte der gebührende Zoll der Ehrfurcht dargebracht wurde. Dafür bewies ſie ihm bis an ſeinen Tod die rührendſte Theilnahme und Ergebenheit.

Ueber die Weiſe, in welcher Friedrich die Verwaltung ſeines Landes geübt wiſſen wollte, ſprach er ſich ſelbſt unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung aus, als die Staatsminiſter, am 2. Juni, vor ihm zur Eidleiſtung erſchienen. Seine hochherzige Erklärung, welche in dieſer Beziehung in der That die Richtſchnur ſeines Lebens geworden iſt, lautete alſo: „Ob Wir euch gleich ſehr danken wollen für die treuen Dienſte, welche ihr Unſers Höchſtgeliebteſten Herrn Vaters Majeſtät erwieſen habet; ſo iſt doch ferner Unſere Meinung nicht, daß ihr Uns inskünftige bereichern und Unſere armen Unterthanen unterdrücken ſollet, ſondern ihr ſollt hergegen verbunden ſein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit ebenſo vieler Sorgfalt für das Beſte des Landes, als für Unſer Beſtes zu wachen, um ſo viel mehr, da Wir keinen Unterſchied wiſſen wollen zwiſchen Unſerm eigenen beſondern und des Landes Vor-

Digitized by Google

theil, und ihr dieſen ſowohl als jenen in allen Dingen vor Augen haben müſſet; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unſerm eigenen beſonderen haben, wenn ſich beide nicht mit einander vertragen." In derſelben Weiſe äußerte ſich Friedrich auch gegen die anderweitigen Behörden.

Dieſe Geſinnungen der Treue gegen ſein Volk, die bei den Fürſten jener Zeit gar ſelten geworden waren, bethätigte Friedrich zu gleicher Zeit auf eine Weiſe, die ihm allgemeine Liebe bereiten mußte. Der letzte Winter hatte länger als ein halbes Jahr in anhaltender Strenge über dem Lande gelegen; allgemeine Theuerung, Hungersnoth an vielen Orten waren die Folge davon. Die Stimme des Elends aber hatte das Ohr des jungen Königs ſchnell erreicht. Schon am zweiten Tage nach ſeinem Regierungsantritt ließ er die reichlich gefüllten Kornſpeicher öffnen und das Getraide zu ſehr wohlfeilen Preiſen verkaufen. Wo die Vorräthe nicht zureichten, wurden bedeutende Summen in's Ausland geſchickt, um Getraide zu gleichem Zwecke aufzukaufen. Ebenſo wurden die königlichen Forſtämter angewieſen, das erlegte Wild für geringe Preiſe auszubieten. Mehrere Abgaben, die auf dem Erwerb der Nahrungsmittel laſteten, wurden für einige Zeit gänzlich aufgehoben. Endlich wurden größere und kleinere Summen, die man durch verſchiedene Erſparniſſe im Staatshaushalte gewann, baar unter die Dürftigſten vertheilt. So mochte der Jubelruf, der dem jungen Könige überall, wo er ſich nur öffentlich zeigte, entgegentönte, wohl aus dem Herzen des Volkes kommen. Aber auch darauf, wie der Wohlſtand des Volkes durch innerlich fortwirkende Mittel zu heben ſei, war Friedrich ſchon in den erſten Tagen ſeiner Regierung eifrig bedacht; über die Verbeſſerung und Vermehrung der Manufakturen erſchienen wohlthätige Anordnungen; erfahrenen Arbeitern, die ſich aus der Fremde in die preußiſchen Staaten überſiedeln wollten, wurden weſentliche Vortheile zugeſichert.

Nicht minder hatte es Friedrich ſehr deutlich erkannt, welchen Werth für die zerſtreuten Länder des preußiſchen Staates der Schutz eines mächtigen Kriegsheeres hatte und welche Wichtigkeit daſſelbe, bei veränderten politiſchen Umſtänden, ſeiner Regierung geben konnte. So wenig ſeine Natur urſprünglich mit der Strenge des militairiſchen

Dienſtes übereinzuſtimmen ſchien, ſo eifrig ſorgte er jetzt für die fortgeſetzte Uebung deſſelben. Nur was als ein überflüſſiger Luxus in den militairiſchen Angelegenheiten zu betrachten war, ward auf eine vortheilhafte Weiſe umgeändert. Dies war namentlich der Fall mit der berühmten Rieſengarde, welche der verſtorbene König zu ſeinem beſondern Vergnügen in Potsdam gehalten hatte. Aber es wird auch berichtet, daß Friedrich Wilhelm ſelbſt, kurz vor ſeinem Tode, ſeinem Sohne von den ungeheuren Summen, welche die Unterhaltung dieſes Corps gekoſtet, Rechenſchaft gegeben und daß er ihm zur Auflöſung deſſelben gerathen habe. So erſchien daſſelbe am 22. Juni zum letzten Mal, die Leichenfeier ſeines Stifters zu verherrlichen; unmittelbar darauf wurde es unter andre Regimenter vertheilt. Dadurch gewann Friedrich die Mittel, ſeine Kriegsmacht, ſchon im Verlauf weniger Wochen, um mehr als zehntauſend Mann zu verſtärken. — Sonſt ward auch für einen ehrenhaften Schmuck des kriegeriſchen Lebens geſorgt. Alle Fahnen und Standarten der Armee bekamen den preußiſchen ſchwarzen Adler mit Schwert und Scepter in den Klauen und mit der Beiſchrift: „Für Ruhm und Vaterland" (**Pro Gloria et Patria**).

Die weſentlichſten Veränderungen, mit denen Friedrich auftrat, betrafen diejenigen Elemente des Lebens, welche ſeinem Vater am fernſten gelegen hatten. Friedrich Wilhelm hatte nur das materielle Wohl ſeines Staates im Auge gehabt; der Geiſt lag in Feſſeln. Friedrich gab dem Gedanken Freiheit und gewann hiedurch für die Macht ſeines Staates eine Stütze, die gewaltiger iſt, als Schwerter und Feuerſchlünde. Oeffentliche Rede war unter ſeinem Vater nicht verſtattet geweſen; die Zeitungsblätter, anfangs ganz verboten, hernach unter drückenden Einſchränkungen erlaubt, hatten nur ein kümmerliches Daſein gefriſtet. Kurz nach Friedrich's Thronbeſteigung erſchienen auf ſeine Veranlaſſung zwei Zeitungen, die bald Bedeutung erlangten und für die er ſelbſt einzelne Artikel lieferte. Die Wiederbelebung der Akademie der Wiſſenſchaften, die ſich unter Friedrich Wilhelm I. faſt gänzlich aufgelöſt hatte, wurde vorbereitet; vorzügliche Gelehrte aus verſchiedenen Ländern wurden nach Berlin berufen. Beſonders ließ es ſich Friedrich angelegen ſein, den Philoſophen Wolff für die heimiſche Wiſſenſchaft

Digitized by Google

wieder zu gewinnen; dem Probſte Reinbeck, dem er dies Geſchäft übertrug, ſchrieb er: ein Menſch, der die Wahrheit ſuche und ſie liebe, müſſe unter aller menſchlichen Geſellſchaft werth gehalten werden; er glaube, daß Reinbeck eine Eroberung im Lande der Wahrheit machen werde, wenn es ihm gelinge, Wolff zur Rückkehr zu bewegen. Wolff folgte dem Begehren ſeines erhabenen Schülers und kehrte nach Halle zurück, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde. Auch erſchien alsbald ein ausdrücklicher königlicher Befehl, demzufolge nur diejenigen Landeskinder, welche zwei Jahre auf einer preußiſchen Univerſität ſtudirt, eine Anſtellung im Staate zu erwarten haben ſollten. Die Geſellſchaft der Freimaurer wurde öffentlich anerkannt; Friedrich ſelbſt hielt bald nach ſeiner Thronbeſteigung eine feierliche Loge, in welcher er den Meiſterſtuhl einnahm.

Aus ſolcher Geiſtesrichtung entſprang endlich auch eine freiſinnigere Geſtaltung andrer Lebensverhältniſſe. Religiöſe Duldung war einer der wichtigſten Grundſätze, mit denen Friedrich ſeine Regierung begann und thätig alten Mißbräuchen oder einſeitiger Beſchränkung gegenübertrat. Ein zweiter Grundſatz war: geläuterte, vernunftmäßige Rechtspflege. Aber um eine ſolche in das Leben einzuführen, bedurfte es eines weiſe durchdachten, kunſtreich aufgeführten Baues. Vorerſt erſchienen einige Verordnungen, welche wenigſtens geeignet waren, das Licht der neuen Zeit, das in Friedrich's Hand ruhte, erkennen zu laſſen. So iſt namentlich anzuführen, daß, ſchon am vierten Tage ſeiner Regierung, das unmenſchliche Gerichtsverfahren der Folter — bis auf einige außerordentliche Ausnahmen, für welche daſſelbe aber einige Jahre ſpäter ebenfalls verſchwand, — durch königlichen Befehl aufgehoben wurde. Die übrigen Staaten ſind dieſem großartigen Beiſpiele erſt in beträchtlich ſpäterer Zeit gefolgt.

Alles aber, was Friedrich in ſolcher Weiſe in den erſten Monaten ſeiner Regierung einrichtete, war ſein eignes Werk; die Miniſter hatten nur ſeine Befehle auszuführen. Durch eine außerordentliche Thätigkeit, durch die ſtrengſte Eintheilung der Zeit machte er es möglich, was bis dahin unerhört geweſen war, daß er Alles beobachten, prüfen, leiten konnte. Und ſo blieb es die lange Zeit ſeiner Regierung hindurch bis

an ſeinen Tod. Und doch gebrach es ihm hiebei nicht an Zeit, um auch den Künſten, namentlich der Muſik und Poeſie, einige heitere Stunden widmen zu können; aber der Genuß der Kunſt diente wiederum nur dazu, ſeinem Geiſte neue Schwungkraft zu geben. Die vortheilhafteſten Zeugniſſe über dieſe ganz außerordentliche Geſchäftsführung enthalten die Berichte der damaligen, in Berlin anweſenden fremden Geſandten an ihre Regierungen. Sie klagen, daß der König ſein eigner Miniſter ſei, daß man niemand finde, dem er ſich ganz mittheile und durch deſſen Hülfe man Kenntniß und Einfluß erlangen könne. Auch wird, gewiß richtig, hinzugeſetzt, es ſei das Beſte, wenn man gegen dieſen jungen König — dem herkömmlichen Gebrauche ſehr zuwider — ein offenes Verfahren beobachte.

In der Mitte Juli begab ſich Friedrich nach Königsberg in Preußen, die Erbhuldigung der preußiſchen Stände zu empfangen. Dort hatte ſich ſein Großvater die preußiſche Königskrone aufgeſetzt. Aber Friedrich Wilhelm ſchon verſchmähte dieſe äußerliche Ceremonie, und auch Friedrich fand es nicht für nöthig, dieſelbe wieder einzuführen. „Ich reiſe jetzt," ſo äußerte er ſich kurze Zeit vorher in einem Schreiben an Voltaire, „nach Preußen, um mir da ohne das heilige Oelfläſchchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu laſſen, welche Ignoranz eingeführt hat und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünſtigt werden." Die Huldigung fand am 20. Juli ſtatt. Ueber die dabei nöthigen Förmlichkeiten hatte er ſich durch einen, in ſolchen Dingen erfahrenen Freund, der ihn begleitete, unterrichten laſſen. Nachher fragte er dieſen, ob er ſeine Sache gut gemacht habe. — O ja, Sire, antwortete der Gefragte, aber Einer machte es doch noch beſſer. — „Und der war?" — Ludwig der Funfzehnte. — „Ich aber," ſetzte Friedrich mit Laune hinzu, „kenne Einen, der es doch noch beſſer machte." — Und der war? — „Baron!" (Ein bekannter franzöſiſcher Schauſpieler.)

Uebrigens war Friedrich mit den Tagen ſeines Aufenthalts in Königsberg zufrieden. Die Huldigungspredigt, welche der Oberhofprediger Quandt hielt, fand ſeinen entſchiedenen Beifall; ſchon früher hatte er Quandt mit Theilnahme gehört und noch am Abend ſeines Lebens, in

einer Schrift über deutſche Literatur, erwähnte er ſeiner als des vorzüglichſten Redners, den Deutſchland je beſeſſen. Beſonderes Vergnügen bereitete ihm ein Fackelzug, den ihm die Königsberger Studenten unter Muſikbegleitung brachten; er ließ ihnen zum Dank ein reichliches Trinkgelag veranſtalten. Auch die Uebungen des Königsberger Militairs fielen zu ſeiner Zufriedenheit aus. Er aber bezeichnete dieſe Tage wiederum durch zahlreiche Wohlthaten, die er der Stadt und der geſammten Provinz zukommen ließ, den Wahlſpruch der bei der Huldigung ausgeworfenen Medaillen — „Glück des Volkes“ — durch die That bewährend.

Nachdem Friedrich aus Preußen zurückgekehrt war, erfolgte in Berlin, am 2. Auguſt, die Erbhuldigung der kurmärkiſchen Stände. Das Volk rief, als Friedrich nach der Ceremonie auf den Balkon des Schloſſes hinaustrat, dreimal mit freudiger Seele: Es lebe der König! Gegen die Gewohnheit und Etikette blieb er eine halbe Stunde auf dem Balkon, mit feſtem, aufmerkſamem Blick auf die unermeßliche Menge vor dem Schloſſe hinabſchauend; er ſchien in tiefe Betrachtung verloren. — Die Medaillen, welche in Berlin ausgeworfen wurden, führten den Wahlſpruch: „Der Wahrheit und Gerechtigkeit.“

Kurze Zeit darauf verließ Friedrich Berlin auf's Neue, um die Huldigung in den weſtphäliſchen Provinzen des Staates einzunehmen. Vorher beſuchte er ſeine ältere Schweſter, die Markgräfin von Baireuth, in ihrer Reſidenz. Von hier machte er in raſchem Fluge einen Abſtecher nach Straßburg, um einmal franzöſiſchen Boden zu betreten und franzöſiſche Truppen zu ſehen. Um indeß unbekannt zu bleiben, hatte er den Namen eines Grafen du Four angenommen und nur geringes Gefolge mitgeführt. Seine ganze Equipage beſtand in zwei Wagen. Als die Geſellſchaft in Kehl, Straßburg gegenüber, auf der deutſchen Seite des Rheins, ankam, machte der dortige Wirth den Kammerdiener Friedrich's aufmerkſam, daß man jenſeits ſogleich die Päſſe vorzeigen müſſe. Der Kammerdiener ſetzte alſo einen Paß auf, ließ Friedrich unterſchreiben und drückte dann das königliche Siegel darunter. Dem Wirthe war ein ſo kurzes Verfahren ſelten vorgekommen; aber ſchnell errieth er, von wem allein daſſelbe ausgehen konnte, und man hatte Mühe, den Hocherfreuten zum Stillſchweigen zu verpflichten.

Digitized by Google

In Straßburg angekommen, ließ ſich Friedrich ſogleich, um ganz als Franzoſe auftreten zu können, franzöſiſche Kleider nach neueſtem Geſchmacke anfertigen. In einem Kaffeehauſe machte er die Bekanntſchaft franzöſiſcher Offiziere, die er zu ſich zur Abendtafel einlud; die geſchmackvolle Bewirthung, der Geiſt und die Anmuth ſeiner Unterhaltung entzückten die Gäſte, aber vergebens bemühten ſie ſich, die Geheimniſſe ihres Wirthes zu erforſchen. Am nächſten Tage beſuchte Friedrich die Parade. Hier erkannte ihn ein Soldat, der früher in preußiſchen Dienſten geſtanden hatte; augenblicklich wurde es dem Gouverneur, Marſchall von Broglio, berichtet, und Friedrich war nicht im Stande, die Ehrenbezeugungen des Marſchalls ganz zu beſeitigen. Nun verbreitete ſich die Nachricht durch die ganze Stadt; das Volk war entzückt, den jungen König, deſſen Ruhm ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung durch die Welt erklungen war, in ſeiner Nähe zu wiſſen. Der Schneider, der die neuen Kleider gefertigt, wollte keine Bezahlung annehmen und ſich durchaus nur mit der Ehre, für den Preußenkönig gearbeitet zu haben, begnügen. Am Abend wurden rings in den Straßen Freudenfeuer angezündet; überall hörte man den Jubelruf: **Vive le roi de Prusse!**

Von Straßburg begab ſich Friedrich den Rhein abwärts nach Weſel. Diesmal wurde die Rheinreiſe nicht mit ſo bangen Gefühlen zurückgelegt, wie vor zehn Jahren, da Friedrich in engem Gewahrſam als ein ſchmachvoll Gefangener geführt ward. Doch verkümmerte ein Fieber, das ſich einſtellte und längere Zeit anhielt, den Genuß der ſchönen Fahrt. Das Fieber war auch die Urſache, daß Friedrich nicht, wie er beabſichtigt hatte, nach Brabant ging, um Voltaire aufzuſuchen, der ſich gegenwärtig dort aufhielt. Dafür indeß bedurfte es nur des ausgeſprochenen Wunſches, und Voltaire fand ſich bereitwillig vor ſeinem hohen Verehrer auf dem Schloſſe Moyland bei Cleve ein. Friedrich war angegriffen von der Krankheit; er bedauerte, daß ihm die nöthige Spannkraft fehle, um einem ſo großen Geiſte würdig entgegentreten zu können. Doch war er von der Perſönlichkeit des Gefeierten ebenſo entzückt, wie früher von ſeinen Werken. „Voltaire,“ ſo ſchrieb Friedrich kurze Zeit nach dieſem Beſuche an Jordan, „iſt ſo beredt wie Cicero, ſo angenehm wie Plinius, ſo weiſe wie Agrippa; mit Einem Wort: er vereinigt in

ſich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geiſt arbeitet unaufhörlich, jeder Tropfen Tinte, der aus ſeiner Feder fließt, wird zu einem Zeugniß ſeines Witzes. Er hat uns ſein herrliches Trauerſpiel Mahomet vordeklamirt; wir waren entzückt davon; ich konnte es nur bewundern und ſchweigen." — „Du wirſt mich," ſo fügt Friedrich ſpäter hinzu, „bei meiner Zurückkunft ſehr geſchwätzig finden; aber erinnere dich, daß ich zwei Gegenſtände geſehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und franzöſiſche Truppen."

Auf der Rückreiſe wohnte Friedrich in Salzdahlum der Verlobung ſeines Bruders, des Prinzen Auguſt Wilhelm, mit der Schweſter ſeiner Gemahlin, der braunſchweigiſchen Prinzeſſin Luiſe Amalie, bei. —

Die Huldigungsreiſe nach Weſtphalen hatte Friedrich zu einer politiſchen Demonſtration veranlaßt, welche ſehr geeignet war, ſeinen Charakter in den Verhältniſſen der Politik erkennen zu laſſen. Doch auch ſchon früher, ehe noch die erſten drei Wochen ſeiner Regierung verfloſſen waren, hatte er ein ähnliches, wenngleich minder augenfälliges Beiſpiel gegeben. Der Kurfürſt von Mainz hatte nämlich, zum Nachtheil des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und Grafen von Hanau, eines Erbverbrüderten des Hauſes Brandenburg, ungegründete Anſprüche auf einen hanauiſchen Ort gemacht. Friedrich ſandte am 19. Juni dem Kurfürſten eine ernſtliche Ermahnung, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen und die Ruhe des Reichs ungeſtört zu laſſen. Die Folge hievon war, daß der Kurfürſt ſeine Truppen zurückzog.

Wichtiger, wie geſagt, war das zweite Ereigniß. Preußen war durch Erbſchaft in den Beſitz der Herrſchaft Herſtall an der Maas, im Bezirke des Bisthums Lüttich, gekommen. Herſtall hatte ſich ſchon unter König Friedrich Wilhelm empört und war von dem Biſchofe von Lüttich, der Anſprüche auf die Oberlehnsherrlichkeit der Herrſchaft machte, in Schutz genommen worden. Friedrich Wilhelm hatte vergebens verſucht, die Angelegenheit auf gütlichem Wege beizulegen. Jetzt weigerte ſich Herſtall, ebenfalls unter dem Schutze des Biſchofs, Friedrich den Huldigungseid zu leiſten. Friedrich ſchickte deshalb von Weſel aus einen ſeiner höheren Staatsbeamten an den Biſchof und ließ dieſen dringend zu einer beſtimmten Erklärung über ſein Benehmen auffordern, indem er ihm zu-

Digitized by Google

gleich die Folgen andeutete, denen er ſich dadurch ausſetzen dürfte. Die Erklärung blieb aus, und ſofort rückten 1600 Mann preußiſcher Truppen in das Gebiet des Biſchofs ein. Dieſer wandte ſich in ſeiner Noth an alle benachbarten Fürſten, namentlich auch an den Kaiſer. Der Letztere ſchrieb nachdrücklich an Friedrich, daß er, ſtatt ſich eigenmächtig Recht zu verſchaffen, ſeine Klage vor den Reichstag bringen ſolle. Aber Friedrich, der wohl wußte, wie wenig dadurch erreicht werde, rechtfertigte ſich durch eine Gegenſchrift und zog ſeine Truppen nicht zurück. Nun bequemte ſich der Biſchof zur Unterhandlung mit Friedrich, und ſchon am 20. October kam ein Vertrag zu Stande, demzufolge Friedrich dem Biſchofe die Herrſchaft Herſtall für eine bedeutende Geldſumme überließ. Die Entfernung der Lage Herſtalls von ſeinen übrigen Staaten mochte ihn vornehmlich zu dieſem Verkaufe bewegen. —

So hatte Friedrich im Verlauf der erſten fünf Monate die Art und Weiſe ſeiner Regierung angekündigt. Aber die freie, ſelbſtändige Kraft, mit welcher er überall auftrat, dünkte ſeinen Zeitgenoſſen zu fremd, zu ſeltſam, als daß ſie die Größe dieſer Erſcheinung ſchon jetzt zu würdigen vermocht hätten. Indeß hatte die Stunde bereits geſchlagen, die ihm eine leuchtendere Bahn aufſchließen, die ſein Bild auch dem blöderen Auge deutlich erkennbar machen ſollte.

Vierzehntes Capitel.

Ausbruch des erſten ſchleſiſchen Krieges.

Unter den Ausſichten auf mancherlei behaglichen Genuß ging man der winterlichen Jahreszeit entgegen. Voltaire war auf Friedrich's Einladung nach Berlin gekommen, und man konnte ſich jetzt lebhafter und minder geſtört, als bei jenem erſten flüchtigen Zuſammentreffen, gegeneinander ausſprechen. Zugleich hatte Friedrich die Abſicht, ſeinen Antimacchiavell zu überarbeiten und eine neue Herausgabe deſſelben zu veranſtalten, indem in die frühere Ausgabe, durch Voltaire's übertriebene Fürſorge, allerlei Fremdartiges eingeſchlichen war. Neben Voltaire

Digitized by Google

waren noch andere geiſtreiche Männer um Friedrich verſammelt. Auch ſeine beiden Schweſtern, die Markgräfinnen von Baireuth und von Anſpach, kamen zum Beſuche. Wiſſenſchaftlicher Verkehr, Concerte, Feſtlichkeiten ſchienen eine längere Reihe von heiteren Tagen anzukündigen.

Da brachte ein Eilbote die Nachricht, daß Kaiſer Karl VI. am 20. October (1740) geſtorben ſei. Friedrich war eben in Rheinsberg, wo er ſich von erneuten Fieberanfällen, die periodiſch wiederkehrten, zu erholen ſuchte. Mit Gewalt ſchüttelte er das Fieber von ſich, und begann die Ausführung deſſen, was er lange ſchon im Innern vorbereitet hatte. „Jetzt iſt die Zeit da,“ ſo ſchrieb er in einem Billet an Voltaire, „wo das alte politiſche Syſtem eine gänzliche Aenderung leiden kann; der Stein iſt losgeriſſen, der auf Nebukadnezar's Bild von viererlei Metallen rollen und ſie alle zermalmen wird.“

Das Bild, das weiland König Nebukadnezar im Traume geſehen und das ihm der Prophet Daniel ausdeuten mußte, war aus Metallen ſtattlich erbauet, aber in den Füßen waren Eiſen und Thon gemiſcht, ſo daß es dem Stoße nicht zu widerſtehen vermochte. So war auch die öſterreichiſche Herrſchaft beſchaffen. Das große Reich war ohne innere Kraft; ein unglücklich geführter Türkenkrieg hatte in den jüngſt vergangenen Jahren auch die letzten Hülfsmittel erſchöpft. Prinz Eugen, lange Zeit die Stütze des Reiches, war geſtorben, ohne daß ſeine Stelle durch einen Andern hätte erſetzt werden können. Karl VI. hatte es als die Aufgabe ſeines Lebens betrachtet, für das Erbfolgerecht ſeiner Tochter Maria Thereſia die Gewährleiſtung aller bedeutenderen Mächte Europa's zu erlangen; Eugen's Rath, die pragmatiſche Sanction lieber durch ein ſchlagfertiges Heer von 20,000 Mann, als durch ein flüchtiges Verſprechen zu ſichern, war unbeachtet geblieben. Preußen dagegen ſtrebte in jugendlicher Friſche empor. Oft zwar hatte man über König Friedrich Wilhelm geſpottet, daß er unmäßige Koſten auf ſein Kriegsheer verwendet und doch daſſelbe ſeit geraumer Zeit in keine Schlacht geführt habe; aber das Daſein dieſes Kriegsheeres ließ ſich nicht wegläugnen, und es war geübt, wie kein zweites. Zugleich waren ſeine Provinzen blühend, die Einkünfte verhältnißmäßig bedeutend, keine Schulden belaſteten den Staat, im königlichen Schatze befanden ſich baar

Digitized by Google

nahe an neun Millionen Thaler. Mit ſolchen Mitteln konnte ein kräftiger, männlicher Geiſt es immerhin wagen, ſelbſtändig in das Rad der Geſchichte einzugreifen und ſeiner Größe, ſeinem inneren Berufe Anerkennung zu verſchaffen.

Oeſterreich hatte ſchon ſeit Jahrhunderten gegen den brandenburgiſch-preußiſchen Staat eine mehr als zweideutige Rolle geſpielt. Von den Verhältniſſen zu Friedrich Wilhelm iſt in der Jugendgeſchichte ſeines Sohnes Erwähnung geſchehen; ſeine Anſprüche auf Jülich und Berg waren von dem Kaiſer zu gleicher Zeit anerkannt und denen andrer Prätendenten nachgeſetzt worden. Friedrich hätte jetzt, auf ſeine Militairmacht geſtützt, dieſe Anſprüche auf's Neue geltend machen können; aber er ſah die Größe der Gefahr, der er ſich hiebei ausſetzen mußte, zu wohl ein; er hätte zu viele Mitbewerber gegen ſich gehabt und hätte ſein ganzes Reich von Truppen entblößen müſſen, um alle Macht auf dieſem einen entlegenen Punkte zuſammenzuziehen. Ungleich wichtiger waren andre Anſprüche, die Friedrich, und zwar mit entſchiednem Recht, erheben durfte, die ihm, unter den gegenwärtigen Umſtänden, einen minder gefahrvollen Erwerb, ſeinem Staat einen glänzenderen Gewinn zu ſichern ſchienen. In Schleſien nämlich waren ſeinen früheren Vorfahren mehrere Fürſtenthümer — Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, in den verſchiedenen Theilen des Landes belegen, — zu verſchiedenen Zeiten erblich zugefallen; aber der kaiſerliche Hof hatte ſtets Vorwände gefunden, ſie zurückzuhalten. Dieſe Angelegenheit hatte ſchon früher zu manchen Streitigkeiten geführt. Unter dem großen Kurfürſten endlich, als man deſſen Hülfe gegen die Türken bedurfte, hatte der öſterreichiſche Hof ein ſcheinbares Abkommen getroffen, indem an Brandenburg, ſtatt jener Fürſtenthümer, ein, freilich viel kleinerer Theil von Schleſien, der ſchwiebuſiſche Kreis, der an die Neumark grenzte, überlaſſen ward; zuvor aber hatte man den Thronfolger, der das eigentliche Sachverhältniß gar nicht kannte, der ſich in bedenklicher Lage befand und zur Nachfolge in der Regierung ſeines Vaters Oeſterreichs Beihülfe nöthig zu haben meinte, durch das Verſprechen der letzteren dahin gebracht, daß er ſich heimlich verpflichtete, auch jenen Kreis nach ſeiner Thronbeſteigung wieder zurückgeben zu wollen. Als dieſer nun — der nachmalige König Friedrich I. —

zur Regierung kam und den Miniſtern ſein heimliches Verſprechen mittheilte, wurden ihm über das widerrechtliche Verfahren des kaiſerlichen Hofes die Augen geöffnet. Zwar konnte er nicht umhin, den ſchwiebuſiſchen Kreis an Oeſterreich wirklich zurückzugeben; aber er erklärte, daß nun auch jene älteren Anſprüche Brandenburgs an die genannten ſchleſiſchen Fürſtenthümer in unverringerter Kraft fortbeſtänden. „Ich muß, will und werde mein Wort halten," — ſo rief er aus; „das Recht aber in Schleſien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlaſſen, als welche ich ohnedem bei dieſen widerrechtlichen Umſtänden weder verbinden kann, noch will; giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, ſo müſſen wir zufrieden ſein; ſchickt es aber Gott anders, ſo werden meine Nachkommen ſchon wiſſen und erfahren, was ſie desfalls dereinſt zu thun und zu laſſen haben."

Friedrich wußte, was er zu thun habe. Der lebhafte Drang, der den jungen König zu ruhmvollen Thaten trieb, hatte ein würdiges Ziel gefunden; die Reichs-Proceſſe in ihrer unendlichen Dauer konnten hier nicht zum erwünſchten Ziele führen; die günſtige Gelegenheit mußte ſchnell gefaßt, das Recht durch die Kraft vertreten werden.

Friedrich bedurfte keiner langen Vorbereitungen, um ſich, zur Erwerbung ſeines Rechts, auf einen kriegeriſchen Fuß zu ſetzen. Sein Plan ward nur wenigen Vertrauten mitgetheilt. Aber die ungewöhnlichen Bewegungen, die auch zu dieſer kurzen Vorbereitung nöthig waren, die Truppenmärſche, Artilleriezüge, die Einrichtung der Magazine und dergleichen gaben es kund, daß irgend ein großes Unternehmen im Werke war. Alles ward von Staunen und von Neugier erfüllt; die verſchiedenſten Gerüchte brachte man in Umlauf; die Diplomaten ſandten und empfingen Couriere, ohne mit Beſtimmtheit den Plan des Königs errathen zu können. Abſichtlich hatte dieſer einige Truppenmärſche ſo angeordnet, daß man vorerſt eher an eine Rhein-Campagne, wegen Jülich und Berg, als an Schleſien dachte. Die verkehrten Meinungen, die im Publikum herüber- und hinüberwogten, ergötzten ihn ſehr. „Schreib' mir viel Poſſierliches," ſo heißt es in einem Briefe Friedrich's aus Ruppin an Jordan, „was man ſagt, was man denkt und was man thut. Berlin ſoll jetzt ausſehen wie Frau Bellona in Kindesnöthen;

Digitized by Google

hoffentlich wird ſie ein hübſches Früchtchen zur Welt bringen, ich aber werde durch irgend einige kühne und glückliche Unternehmungen das Vertrauen des Publikums gewinnen. Da wär' ich denn endlich in einer der glücklichſten Lagen meines Lebens und in Verhältniſſen, die einen ſichern Grund zu meinem Ruhme legen können!"

Friedrich hatte es für gut befunden, den berühmteſten General ſeiner Armee, den alten Fürſten Leopold von Deſſau, nicht in das Geheimniß des Unternehmens zu ziehen. Er fürchtete einerſeits, daß Leopold, aus alter Zeit und namentlich aus den Tagen ſeines militairiſchen Ruhmes dem öſterreichiſchen Intereſſe befreundet, die Sache überhaupt nicht billigen möchte; andrerſeits war es ſchwer, dem alten Feldherrn nicht die erſte Rolle bei der Ausführung des kühnen Vorhabens zu übergeben, und doch wollte ſie Friedrich eben für ſich behalten. Leopold war von peinlicher Ungeduld über alle die Geheimniſſe, die um ihn her vorgingen, erfüllt; je mehr ſich dieſelben zu enthüllen ſchienen, um ſo eindringlicher legte er dem Könige ſeine Dienſtfähigkeit und ſeine Bereitwilligkeit zum Dienſte dar. Briefe zwiſchen dem Feldherrn und dem Könige gingen hin und her, bis der letztere jenem, mit aller Anerkennung ſeiner Verdienſte, unverholen ſagte, er behalte das beabſichtigte Unternehmen ſich ſelber vor: „auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen marſchire mit einem Hofmeiſter zu Felde." Leopold erhielt den Auftrag, während des Kriegszuges für die Sicherheit der Mark zu ſorgen.

Auf die Länge konnte es nicht verborgen bleiben, daß die preußiſchen Truppen ſich an der ſchleſiſchen Grenze zuſammenzogen. Der öſterreichiſche Hof wurde durch ſeinen Geſandten in Berlin von der Gefahr benachrichtigt; der Staatsrath der Maria Thereſia aber, im vollen Vertrauen auf die Sicherheit Oeſterreichs, dem kleinen Preußenſtaate gegenüber, ſchrieb zurück, daß er dieſen Nachrichten Glauben weder beimeſſen wolle noch könne. Indeß ward doch noch ein zweiter Geſandter, der Marquis Botta, von Wien nach Berlin geſchickt, die preußiſchen Unternehmungen genauer zu erforſchen. Dieſem mochte der Plan des Königs bald deutlich geworden ſein. Bei ſeiner Antritts-Audienz nahm er Gelegenheit, mit Nachdruck von den Ungemächlichkeiten

der Reiſe, die er ſo eben gemacht, zu ſprechen, beſonders von den ſchlechten Wegen in Schleſien, die gegenwärtig durch Ueberſchwemmungen ſo verdorben ſeien, daß man nicht durchkommen könne. Friedrich durchſchaute die Abſicht des Geſandten, hatte indeß noch nicht Luſt, ſich näher zu erklären; er erwiederte trocken, das Schlimmſte, was Einem auf ſolchen Wegen begegnen könne, ſei, ſich zu beſchmutzen.

Im December war Alles zum Beginn des Unternehmens bereit. Der Plan, Schleſien zu beſetzen, hörte jetzt auf ein Geheimniß zu ſein. Friedrich ſchickte einen Geſandten, den Grafen Gotter, nach Wien, um dem öſterreichiſchen Hofe ſeine Anſprüche auf Schleſien und die Anerbietungen, zu denen er ſich bei deren Gewährleiſtung verpflichten wolle, vorzulegen. Er ſelbſt gab, ehe er zu ſeinen Truppen abging, dem Marquis Botta noch eine Abſchieds-Audienz, in welcher er nunmehr auch dieſen von ſeinem Plane unterrichtete. „Sire," rief Botta aus, „Sie werden das Haus Oeſterreich zu Grunde richten und ſtürzen ſich ſelbſt zugleich in den Abgrund!" Friedrich erwiederte, daß es nur von Maria Thereſia abhängen werde, die ihr gemachten Vorſchläge anzunehmen. Nach einer Pauſe fing Botta mit ironiſchem Tone wieder an: „Ihre Truppen ſind ſchön, Sire, das geſtehe ich. Unſre haben dieſen Anſchein nicht, aber ſie haben vor dem Schuß geſtanden. Bedenken Sie, ich beſchwöre Sie, was Sie thun wollen." Der König ward ungeduldig und verſetzte lebhaft: „Sie finden meine Truppen ſchön: bald werden Sie bekennen, daß ſie auch gut ſind!" Andre Vorſtellungen, welche der Geſandte noch verſuchte, brach Friedrich mit dem Bemerken ab, es ſei zu ſpät, der Schritt über den Rubicon ſei ſchon gethan.

Ehe Friedrich aufbrach, berief er noch einmal ſeine Offiziere zu ſich und nahm von ihnen mit folgenden Worten Abſchied: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, worin ich keine andern Bundesgenoſſen habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache iſt gerecht, und ich vertraue dem Glück. Erinnern Sie ſich ſtets des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Feldern von Warſchau, Fehrbellin und auf dem preußiſchen Winterfeldzuge erworben haben. Ihr Geſchick iſt in Ihren Händen; Ehren und Belohnungen warten, daß Sie ſie durch glänzende Thaten verdienen. Aber ich habe nicht

nöthig, Sie zum Ruhme anzufeuern: er allein ſteht Ihnen vor Augen, er allein iſt ein Gegenſtand, Ihrer Bemühungen würdig. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Dieſer Prinz iſt nicht mehr: dennoch wird der Sieg für uns nicht minder ehrenvoll ſein, da wir uns mit ſo tapfern Soldaten zu meſſen haben. Leben Sie wohl! Reiſen Sie ab! Ohne Verzug folge ich Ihnen zu dem Sammelplatze des Ruhmes, der unſrer wartet!“

Am 13. December war ein großer Maskenball im königlichen Schloſſe. Während die Geigen und Trompeten luſtige Tanzmelodieen erklingen ließen und die Masken bunt durch einander wirbelten, ward Alles zur Abreiſe des Königs zurecht gemacht. Unbemerkt verließ er die Reſidenz und eilte der ſchleſiſchen Grenze zu. Am 14. traf er in Croſſen, nahe an der Grenze, ein. An demſelben Tage zerbrach in der Hauptkirche von Croſſen der Glockenſtuhl, und die Glocke fiel zur Erde. Das machte die Soldaten des Königs beſorgt, denn man hielt es für ein böſes Zeichen. Friedrich aber wußte dem Vorfall eine günſtigere Prophezeihung abzugewinnen; er hieß die Seinen gutes Muths ſein: das Hohe, ſo deutete er den Sturz der Glocke, werde erniedriget werden. Oeſterreich aber war natürlich, im Verhältniß zu Preußen, das Hohe, und ſo gewannen die, welche eben gezagt hatten, neue Zuverſicht auf ſiegreichen Erfolg.

Am 16. December betrat Friedrich den ſchleſiſchen Boden. An der Grenze fand er zwei Abgeſandte, welche der proteſtantiſche Theil der Einwohnerſchaft der feſten Stadt Glogau ihm entgegengeſchickt hatte. Sie baten ihn, falls er zur Belagerung von Glogau ſchreite, ſo möge er die Gnade haben, den Angriff nicht von derjenigen Seite der Stadt zu machen, auf welcher ſich die proteſtantiſche Kirche befinde. Dieſe Kirche ſtand nämlich außerhalb der Feſtungswerke, und der Commandant von Glogau, Graf Wallis, beabſichtigte, dieſelbe, ſowie er es bereits mit einigen andern Gebäuden gethan hatte, niederbrennen zu laſſen, damit Friedrich nicht auf ſie einen Angriff ſtützen könne. Friedrich hatte ſeinen Wagen halten laſſen, als die beiden Abgeordneten ihre Bitte vortrugen. „Ihr ſeid die erſten Schleſier,“ ſo gab er ihnen zur Antwort, „die mich um eine Gnade bitten, ſie ſoll Euch gewährt werden.“

Digitized by Google

Unverzüglich ward ein reitender Bote an den Grafen Wallis abgefertigt, mit dem Verſprechen, ihn nicht von jener Seite anzugreifen; und die Kirche blieb verſchont.

Das preußiſche Heer fand keine feindlichen Armeen vor ſich; die ſchwache Beſatzung des Landes reichte nur eben hin, die wenigen Hauptfeſtungen zu decken. Aus Oeſterreich konnte ſo ſchleunig keine bedeutendere Hülfe geſandt werden. Die Staffetten und Couriere, welche das in Breslau befindliche Ober-Amt bei der herannahenden Gefahr nach Wien ſchickte, die immer dringenderen Bitten um Hülfe waren umſonſt. Die letzte Reſolution, welche von Wien aus erfolgte, lautete dahin, daß man die Staffetten-Gelder ſparen und ſich von der Furcht nicht allzuſehr einnehmen laſſen ſolle.

So ſtanden dem Einmarſch und der Beſitznahme von Seiten der Preußen keine ſonderlichen Hinderniſſe weiter entgegen, als das ſchlechte Wetter und die böſen Wege, von denen Marquis Botta dem Könige in der That nicht viel Falſches gemeldet hatte. Aber die Soldaten behielten guten Muth, und Friedrich ließ es ſich, durch mannigfache Belohnung, angelegen ſein, ſie in dieſer Stimmung zu beſtärken. An die Bewohner Schleſiens wurden Manifeſte ausgetheilt, welche den Einwohnern alle ihre Beſitzungen, Rechte und Freiheiten beſtätigten, die ſtrengſte Kriegszucht für das einmarſchirende Heer verhießen und die Abſicht des Königs, ſich ſeiner Rechte nur gegen die etwanigen Einſprüche eines Dritten zu verſichern, auseinanderſetzten. Dieſe Erklärungen, beſonders die treffliche Kriegszucht, die in der That beobachtet ward, noch mehr aber die Hoffnungen der proteſtantiſchen Bewohner Schleſiens, die in Friedrich ihren Erretter von mannigfachem Drucke ſahen, machten ihm viele Herzen des Volkes geneigt. Die Proteſtationen, die von Seiten der öſterreichiſchen Regierung erfolgten, fruchteten dagegen wenig.

Zu Anfange freilich konnte man in Schleſien noch nicht wiſſen, wie man ſich zwiſchen der althergebrachten und der neugeforderten Unterthanenpflicht zu benehmen habe. Indeß fehlte es ſchon dem Bürgermeiſter und Rath von Grüneberg, — dem erſten bedeutenderen Orte Schleſiens, auf den die preußiſche Armee ſtieß, — nicht an einem ſchlau

Digitized by Google

erſonnenen Auskunftsmittel. Die Preußen fanden die Thore der Stadt geſperrt. Ein Offizier ward abgeſchickt, ſie im Namen des Königs zur Uebergabe aufzufordern; man führte ihn auf das Rathhaus, wo Bürgermeiſter und Rath in feierlicher Amtstracht verſammelt waren. Der Offizier verlangte von dem Bürgermeiſter die Schlüſſel zu den Stadtthoren. Jener entſchuldigte ſich nachdrücklichſt: er könne und dürfe die Schlüſſel nicht geben. Der Offizier drohte nun, daß man die Thore ſprengen und mit der Stadt, wenn ſie ſich den gnädigen Anerbietungen des Königs widerſetze, übel verfahren werde. Der Bürgermeiſter zuckte mit den Achſeln. Hier auf dem Rathstiſche, entgegnete er, liegen die Schlüſſel; aber ich werde ſie ihnen unter keinen Umſtänden geben. Wollen Sie ſie ſelbſt nehmen, ſo kann ich's freilich nicht hindern. Der Offizier lachte, nahm die Schlüſſel und ließ die Thore öffnen. Als die Truppen eingerückt waren, ward dem Bürgermeiſter von Seiten des preußiſchen Generals bedeutet, er möge, dem Kriegsgebrauche gemäß, die Schlüſſel wieder abholen laſſen. Der Bürgermeiſter weigerte ſich indeß ebenſo wie vorhin. Ich habe die Schlüſſel nicht weggegeben, ſagte er, ich werde ſie daher auch nicht holen oder annehmen. Will aber der Herr General ſie wieder auf die Stelle, von der ſie weggenommen worden, hinlegen oder hinlegen laſſen, ſo kann ich freilich nichts dagegen haben. — Der General meldete dieſen Vorfall dem Könige, zu deſſen großem Ergötzen. Auf Friedrich's Befehl wurden die Schlüſſel durch ein Commando des Regiments, unter Muſik und Trommelſchlag, nach dem Rathhauſe zurückgebracht.

Die erſte Feſtung, deren Beſatzung den Preußen ein Hinderniß in den Weg legte, war Glogau. Die Vertheidigungswerke waren in keinem ſonderlichen Zuſtande, doch hatte der Commandant in der Eile einige Vorkehrungen zu ſeiner Sicherung getroffen. Friedrich ließ, um ſeine Armee in ihrem Zuge nicht aufzuhalten und da überdies die ungünſtige Jahreszeit eine regelmäßige Belagerung unterſagte, nur ein Corps zurück, welches die Beſatzung einzuſchließen hinreichte, und ſetzte ſeinen Marſch gegen Breslau fort.

Breslau erfreute ſich damals einer freien, faſt republikaniſchen Verfaſſung; die Stadt war von dem Beſatzungsrechte ausgenommen. Als

ein öſterreichiſches Corps einrücken ſollte, gerieth die Bürgerſchaft in Bewegung; der Unwille erhöhte ſich, als es in Vorſchlag gebracht ward, die Vorſtädte abzubrennen. Die Bürger beſchloſſen, ihre Wälle allein zu vertheidigen. Aber ſchon hatten ſich, ſchneller als man es vermuthet, die Preußen der Vorſtädte bemächtigt und die Stadt eingeſchloſſen; drinnen war man ohne hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln; die zugefrornen Stadtgräben ließen einen Sturm und, in Folge deſſen, Plünderung befürchten. So ward man zu Unterhandlungen geneigt; beſchleunigt wurden dieſelben durch den proteſtantiſchen Theil des Volkes, der, durch einen enthuſiaſtiſchen Schuhmacher aufgewiegelt, den Magiſtrat zum raſchen Entſchluſſe trieb. Friedrich bewilligte der Stadt Neutralität; ſie mußte ihm die Thore öffnen, ſollte aber von Beſatzung verſchont bleiben. Des öſterreichiſchen Ober-Amtes aber war in dieſem Vergleiche nicht gedacht worden; Friedrich verabſchiedete, ſobald er die Stadt betreten hatte, alle dazu gehörigen Perſonen.

Am dritten Januar (1741) hielt Friedrich in Breslau ſeinen feierlichen Einzug. Den Zug eröffneten die königlichen Wagen und Maulthiere, letztere mit Zimbeln und mit Decken von blauem Sammet, eingefaßt von goldnen Borten und mit Adlern geſtickt. Dann folgte eine Schaar von Gensdarmen und auf dieſe der königliche Staatswagen, der mit gelbem Sammet ausgeſchlagen war und in dem, als das Symbol der königlichen Macht, ein prächtiger blau ſammtener, mit Hermelin gefütterter Mantel lag. Hinter dem Wagen ritten die Prinzen, Markgrafen und Grafen aus Friedrich's Heer und endlich folgte der König ſelbſt mit einem kleinen Gefolge. Er wurde durch den Stadtmajor eingeführt. Der Zudrang des Volkes war außerordentlich; nach allen Seiten hin grüßte und dankte der König mit ſtetem Abnehmen des Hutes. Zu der königlichen Tafel wurden die Deputirten des Rathes und der Adel gezogen. Nach der Tafel ritt Friedrich durch die Stadt. Als er an den prächtigen Palaſt kam, der von den Jeſuiten aufgeführt ward, bemerkte er, daß es dem Kaiſer wohl habe an Geld fehlen müſſen, da ſeine Geiſtlichkeit das Geld zu ſolchen Anlagen verbrauche.

Zwei Tage darauf war großer Ball, den Friedrich ſelbſt mit einer der vornehmſten Damen Schleſiens eröffnete. Bald aber verlor er ſich

aus den Reihen der Tanzenden und eilte unverzüglich ſeinen Truppen nach, die wieder ſchon weiter vorgedrungen waren. Ohlau und Namslau wurden raſch eingenommen; Brieg, eine Feſtung, wurde wie Glogau eingeſchloſſen, Ottmachau, in Oberſchleſien, erobert. Von wichtigen Punkten war nur noch Neiſſe, die bedeutendſte Feſtung Schleſiens, übrig. Hier wurden die Hauptkräfte des königlichen Heeres zuſammengezogen.

Dieſe raſchen Erfolge, die Eroberung eines reichen Landes faſt ohne Schwertſchlag, verſetzten Friedrich in die behaglichſte Stimmung; ſie ſchienen ihm die glücklichſte Zukunft zu verſprechen. Die Briefe, die er in dieſer Zeit an ſeinen Freund Jordan ſchrieb, athmen eine ſeltne Heiterkeit und Laune, wie überhaupt ſein ganzer Briefwechſel mit Jordan, der vornehmlich die Zeit des erſten ſchleſiſchen Krieges ausfüllt, zu dem Anmuthvollſten gehört, was Friedrich geſchrieben hat. Es ſpricht ſich darin überall die innigſte Zärtlichkeit aus, die aber durch eine leiſere oder ſchärfere Ironie über die friedlichen Tugenden des Freundes ſtets eine eigenthümliche Würze erhält. So ſandte er ihm aus Ottmachau folgendes fröhliche Schreiben:

„Mein lieber Herr Jordan, mein ſüßer Herr Jordan, mein ſanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutſeligſter Herr Jordan! Ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schleſien ſo gut wie erobert iſt und daß Neiſſe ſchon bombardirt wird; ich bereite Dich auf wichtige Projecte vor und kündige Dir das größte Glück an, das Fortunens Schooß jemals geboren hat. Das mag Dir für jetzt genug ſein. Sei mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache: in ihrer Ausführung will ich Dein Cäſar ſein. Leb wohl. Du weißt ſelbſt, ob ich nicht mit der herzlichſten Liebe bin — Dein treuer Freund.“

Ein Paar Tage darauf ſchrieb er an denſelben: „Ich habe die Ehre, Ew. Menſchenfreundlichkeit zu melden, daß wir auf gut chriſtlich Anſtalten treffen, Neiſſe zu bombardiren, und daß wir die Stadt, wenn ſie ſich nicht mit gutem Willen ergiebt, nothgedrungen werden in den Grund ſchießen müſſen. Uebrigens geht es mit uns ſo gut, als nur immer möglich, und Du wirſt bald gar nichts mehr von uns hören;

Digitized by Google

denn in zehn Tagen wird Alles vorbei ſein, und in vierzehn etwa werde ich das Vergnügen haben, Dich wieder zu ſehen und zu ſprechen.“ Der Schluß dieſes Briefes lautet: „Leben Sie wohl, Herr Rath! Vertreiben Sie ſich die Zeit mit dem Horaz, ſtudiren Sie den Pauſanias und erheitern Sie ſich dann mit dem Anakreon: was mich betrifft, ich habe zu meinem Vergnügen nichts weiter als Schießſcharten, Faſchinen und Schanzkörbe. Uebrigens bitte ich Gott, er wolle mir bald eine angenehmere und friedlichere Beſchäftigung, und Ihnen Geſundheit, Vergnügen und Alles geben, was Ihr Herz nur wünſcht.“

Die Eroberung von Neiſſe erfolgte indeß für jetzt nicht. Die Feſtung hielt das Bombardement aus und ein Sturm war durch die umſichtigen Anſtalten des Commandanten unmöglich gemacht. Die Werke waren in guten Stand geſetzt, die Vorſtädte mit all ihren ſchönen Gebäuden und Gärten abgebrannt, die gefrornen Gräben wurden alle Morgen aufgeeiſet und die Wälle mit Waſſer begoſſen, welches letztere augenblicklich die Geſtalt einer unerſteiglichen gläſernen Mauer annahm. Da die Jahreszeit eine förmliche Belagerung unmöglich machte, auch die preußiſchen Truppen durch die anſtrengenden Wintermärſche erſchöpft waren, ſo mußte Friedrich dieſe Unternehmung aufgeben. Gleichzeitig aber waren die übrigen Theile ſeines Heeres durch ganz Oberſchleſien, bis Jablunka an der ungariſchen Grenze, vorgedrungen. Die öſterreichiſchen Truppen, die ſpät zur Vertheidigung des Landes erſchienen waren, hatten ſich, zu ſchwach zum Widerſtande, nach Mähren zurückgezogen, und die Preußen konnten nun eine kurze Erholung in den Winterquartieren ſuchen. Am 26. Januar war Friedrich bereits nach Berlin zurückgekehrt.

Fünfzehntes Capitel.

Feldzug des Jahres 1741.

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht von dem unvermutheten Einfall in Schleſien durch ganz Europa geflogen; Alles war von Er-

Digitized by Google

ſtaunen über die Kühnheit des jungen Königs, der ſeine kleine Macht zum Kampf gegen das große Oeſterreich führte, ergriffen; einige tadelten ſein Unternehmen mild als eine Unbeſonnenheit; andere erklärten es für ein ganz tollkühnes Beginnen. Der engliſche Miniſter in Wien behauptete, Friedrich verdiene in den politiſchen Bann gethan zu werden. Denn wohl ſah man ein, daß hiedurch der Friede, der ſeit Kurzem in Europa zurückgekehrt war, auf geraume Zeit unterbrochen bleiben dürfte, daß nun auch andre Mächte auftreten würden, Anſprüche an die Erbſchaft Karl's **VI.** zu machen, und daß die pragmatiſche Sanction nur ein ſchwaches Band ſei. Wirklich machte bereits der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern, der übrigens jene Sanction nicht anerkannt hatte, Anſprüche auf das Erbe des Kaiſers; auch ſtrebte er ſelbſt nach der Kaiſerkrone; für jetzt indeß fehlte es ihm an Mitteln, ſich geltend zu machen. Größere Gefahr war von Frankreich zu befürchten, indem man leicht vorausſetzen konnte, daß daſſelbe ſeinen alten Kampf mit Oeſterreich bei günſtiger Gelegenheit gewiß wieder aufnehmen würde.

Graf Gotter hatte indeß Friedrich's Forderungen und Anträge nach Wien gebracht. Er bot Friedrich's Freundſchaft, ſein Heer, ſeine Geldmittel zum Schutze der Kaiſertochter, ſeine Stimme für die Wahl ihres Gemahls, des Herzogs Franz von Lothringen, zum Kaiſer; aber er verlangte dagegen ganz Schleſien. Solche Forderung fand kein geneigtes Gehör; eine der beſten Provinzen des Staates für zweideutige Vortheile wegzugeben ſchien allzuthöricht. Die Kammerherren zu Wien bemerkten ſpottend, einem Fürſten, deſſen Amt als Reichs-Erzkämmerer es ſei, dem Kaiſer das Waſchbecken vorzuhalten, komme es nicht zu, der Tochter des Kaiſers Geſetze vorzuſchreiben. Doch ward weiter unterhandelt. Jene Forderung von ganz Schleſien war vielleicht nur in kaufmänniſchem Sinne gemeint geweſen; je weiter Friedrich in Schleſien vorſchritt, um ſo mehr ließ er in der Forderung nach; bald verlangte er ſogar weniger, als ihm zufolge ſeiner rechtlich ausgeführten Anſprüche zukam, aber Alles war umſonſt. England, gegenwärtig in nah befreundetem Verhältniß zu Oeſterreich, bemühte ſich auf's Eifrigſte, den öſterreichiſchen Hof zur Nachgiebigkeit zu bewegen; aber Maria Thereſia ſowohl, als ihre Miniſter wollten auf keine Abtretung eingehen, ſo lange Friedrich

Digitized by Google

bewaffnet in Schleſien ſtehe. Wolle er das Land räumen, ſo bot man ihm Vergeſſenheit des Geſchehenen und das Verſprechen, nicht auf Schadenerſatz zu beſtehen. So zerſchlugen ſich die Unterhandlungen bald.

Friedrich hatte dafür geſorgt, daß für die proteſtantiſchen Bewohner Schleſiens einige dreißig Prediger angeſtellt wurden. Dies erweckte beim Papſt ängſtliche Sorge, und er rief die katholiſchen Mächte zum Schutze gegen den ketzeriſchen „Markgrafen von Brandenburg“ auf. Friedrich aber erließ eine Gegenerklärung, worin er Jedermann in ſeinen Staaten, und namentlich auch in Schleſien, bei ſeinem Glauben zu ſchützen verſprach. Dies wirkte zur Beruhigung der beſorgten Gemüther, und der Ruf des Papſtes verhallte ungehört. Zugleich hatte Friedrich ſich den ruſſiſchen Hof günſtig zu ſtimmen gewußt, und auch Frankreich äußerte ſich gegen ihn auf eine verbindliche Weiſe. Nur England (Hannover) und Sachſen verbanden ſich mit Oeſterreich. Aber beide Staaten waren ungerüſtet und eine gegen ihre Grenzen aufgeſtellte Beobachtungsarmee, unter dem alten Fürſten von Deſſau, hielt ſie von ernſtlichen Schritten zurück. —

Gegen Ende Februar hatte ſich die öſterreichiſche Heeresmacht, unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls, Grafen Neipperg, in Mähren geſammelt und rückte gegen Schleſien vor. Ein Theil der Truppen ward abgeſandt, die Grafſchaft Glatz zu decken. Die Vorbereitungen zum entſcheidenden Kampfe begannen.

Gleichzeitig traf Friedrich wieder in Schleſien ein. Seine Abſicht war, zunächſt die Quartiere ſeiner Truppen zu bereiſen und ſich nähere Kenntniß vom Lande zu verſchaffen. So beſuchte er, am 27. Februar, die Poſten, welche an dem Gebirgsrücken, der Schleſien von der Grafſchaft Glatz ſcheidet, aufgeſtellt waren. Er war ohne bedeutendes Gefolge, und faſt hätte ſeine Unvorſichtigkeit ihm ein ſchlimmes Schickſal bereitet. Schon öfters waren Trupps öſterreichiſcher Huſaren durch die preußiſchen Poſten geſchlichen und hatten kleine Streifereien verſucht. Jetzt hatten ſie durch Spione die Anweſenheit des Königs erfahren; konnten ſie ſich ſeiner durch einen kühnen Schlag bemächtigen, ſo war der Krieg ſchon im Beginnen erſtickt. Aber der ausgeſandte Trupp verfehlte den König und ſtieß ſtatt ſeiner auf eine

Digitized by Google

Schaar von Dragonern. Die letzteren erlitten eine bedeutende Niederlage, doch mußten die Oeſterreicher heimkehren, ohne ihre Abſicht erfüllt zu haben. Friedrich hatte das Schießen gehört, und ſchnell einige Truppen geſammelt, um den Dragonern zu Hülfe zu eilen; er kam indeß zu ſpät.

In der Nacht vom 8. zum 9. März wurde die Feſtung Glogau unter Anführung des Erbprinzen Leopold von Deſſau durch einen ſchnellen, wohlberechneten Sturm eingenommen. Es war die erſte Waffenthat von Bedeutung; die Preußen zeichneten ſich ebenſo durch ihren Muth und ihre Entſchloſſenheit, wie durch die Sicherheit und Ordnung, mit welcher ſie das kühne Unternehmen durchführten, aus. Die ganze Beſatzung wurde zu Kriegsgefangenen gemacht, ſämmtliche Vorräthe an Geſchütz und Pulver fielen in die Hände der Sieger, denen Ehre und reichliche Belohnung zu Theil ward.

Jetzt ſollten auch die Angriffe auf die beiden andern Feſtungen, die noch in öſterreichiſchen Händen waren, zunächſt auf Neiſſe in Oberſchleſien, unternommen werden. Friedrich begab ſich in die oberſchleſiſchen Quartiere, wo der Feldmarſchall Schwerin, einer der erfahrenſten Feldherren der preußiſchen Armee, der in den niederländiſchen Kriegen unter Eugen und Marlborough ſeine Schule gemacht hatte, ſtand. In Jägerndorf, 8 Meilen jenſeit Neiſſe, erfuhr man zuerſt, durch Ueberläufer, daß die große öſterreichiſche Armee unter Neipperg ganz in der Nähe ſtand und daß Neipperg den Entſatz von Neiſſe beabſichtige. Augenblicklich ward nun beſchloſſen, die zerſtreuten Truppen zuſammenzuziehen. Die oberſchleſiſchen Regimenter wurden nach Jägerndorf berufen; mit den niederſchleſiſchen wollte man am Neiſſefluß zuſammenſtoßen. Gleichzeitig mit Friedrich, und in nicht gar bedeutender Entfernung von ihm, ſetzte ſich aber auch die öſterreichiſche Armee in Bewegung; ſie erreichte Neiſſe, ehe es von den Preußen gehindert werden konnte; ja ſie vereitelte die Verbindung des Königs mit den niederſchleſiſchen Truppen an der bezeichneten Stelle. Friedrich ſah ſich alſo genöthigt, weiter nördlich zu rücken, um den nächſten Uebergangspunkt über den Fluß zu gewinnen. Aber wiederum waren die Oeſterreicher gleichzeitig in ähnlicher Richtung zu ſeiner Linken vorgerückt, und Ueber-

Digitized by Google

läufer zeigten es Friedrich an, daß es auf Ohlau abgeſehen ſei, wo das daſelbſt niedergelegte preußiſche Geſchütz eine wichtige Beute geweſen wäre. So war Friedrich's Lage plötzlich ſehr bedenklich geworden; er war von dem größeren Theile ſeiner Truppenmacht, von der Verbindung mit ſeinen Staaten abgeſchnitten, wichtige Punkte Schleſiens waren theils in ſicherem Beſitz der Feinde, theils in der Gefahr, bald genommen zu werden. Die Verwirrung zu vermehren, fiel dichter Schnee, ſo daß man kaum um ſich ſehen und in dem überdeckten Boden nur mühſam fortſchreiten konnte. Aber auch die Oeſterreicher hatten ihren Marſch unternommen, ohne von des Königs Nähe zu wiſſen.

Friedrich befand ſich in höchſter, faſt fieberhafter Spannung; er vermochte weder zu ſchlafen, noch Speiſe zu ſich zu nehmen. Eine Schlacht war für ihn jetzt ein dringendes Erforderniß, — eine Schlacht, in welcher das Exercitium der preußiſchen Armee, die taktiſchen Studien ihrer Führer zur vollen, ernſtlichen Anwendung kommen ſollten, und deren Folgen für den ganzen Verlauf des Krieges von höchſter Wichtigkeit ſein mußten. Das Glück begünſtigte den Beginn. Die Sonne ging am 10. April klar und heiter auf; der Boden, obgleich noch immer hoch mit Schnee bedeckt, bot wenigſtens keine weiteren Hinderniſſe dar. Die preußiſchen Truppen machten ſich in kriegeriſcher Ordnung marſchfertig, in der Richtung, in welcher die Oeſterreicher vor ihnen hingezogen waren. Durch Gefangene erfuhr man, daß das Centrum der öſterreichiſchen Armee in dem Dorfe Mollwitz, unfern der Feſtung Brieg, cantonnire. Um Mittag hatte man Mollwitz erreicht, ohne daß die Oeſterreicher die Annäherung wahrgenommen hätten. Hier ſtellte ſich die preußiſche Armee nach hergebrachter Weiſe in Schlachtordnung auf, bis endlich der Feind aus dem Dorfe hervorrückte. Man hätte ihn überfallen können, aber noch folgte man dem alten ſchulmäßigen Syſtem, deſſen Unzweckmäßigkeit erſt erprobt werden mußte. Unter dem lebhaften Feuer der preußiſchen Artillerie rückten die Oeſterreicher in's Feld. Der linke Flügel der vortrefflichen öſterreichiſchen Cavalerie, unter dem General Römer, kam zuerſt an. Dieſer erkannte die Gefahr, die bei längerem Zögern drohe; ſeine Regimenter verlangten dringend, aus dem Kugelregen, dem ſie ausgeſetzt waren, gegen die Preußen

geführt zu werden. So warf er ſich mit ſchnellem Angriff auf die Cavalerie des rechten Flügels, die, minder beweglich und in momentan ungünſtiger Stellung, dem Angriff nicht Stand zu halten vermochte. Sie ſtürzte zwiſchen die Reihen der eignen Infanterie zurück und die Oeſterreicher mit ihnen. Die Verwirrung bei dieſem erſten unvorhergeſehenen Anfall war groß. Friedrich ſelbſt, der ſich auf dem rechten Flügel befand und die Fliehenden aufzuhalten ſuchte, ward in dem Getümmel fortgeriſſen. Es gelang ihm, einige Schwadronen zu ſammeln. Mit dem Rufe: „Ihr Brüder, Preußens Ehre! eures Königs Leben!“ führte er ſie auf's Neue dem Feinde entgegen. Aber auch dieſe Schaar war bald wieder auseinandergeſprengt. Alles ſchoß durcheinander, ohne zu wiſſen, ob auf Feinde oder Freunde.

Faſt ſchien die Schlacht bereits verloren. Friedrich war zum Feldmarſchall Schwerin geritten, der auf dem linken Flügel hielt. Dieſer machte ihn mit Nachdruck, obgleich der Verluſt der Schlacht noch ſo wenig wie der Gewinn entſchieden ſei, auf die große Gefahr aufmerkſam, der er an dieſem Orte, abgeſchnitten von den übrigen Theilen ſeiner Armee, ſein ganzes Geſchick ausſetze. Wolle er die Schlacht verlaſſen, gelinge es ihm, das jenſeitige Oderufer zu gewinnen und das Corps der niederſchleſiſchen Regimenter zu erreichen, ſo könne er in jedem Fall den größten Nutzen herbeiführen. Er, Schwerin, werde unterdeſſen alles Mögliche für den Gewinn der Schlacht thun. Friedrich war unentſchloſſen. Aber die Oeſterreicher drangen auf's Neue lebhaft vor, und ſo befolgte er endlich, obſchon mit ſchwerem Herzen, den Rath des erfahrenen Feldherrn.

Um über die Oder zu gelangen, mußte Friedrich den Weg nach dem entlegenen Oppeln einſchlagen, wo er eins ſeiner Regimenter vermuthete. Nur mit geringer Bedeckung machte er ſich auf den Weg. Ein Corps Gensdarmen folgte ihm nach, aber er ritt ſo ſcharf, daß ſie ihn nicht zu erreichen vermochten. Mitten in der Nacht kam er mit ſeinem kleinen Gefolge an das Thor von Oppeln; man fand es verſchloſſen. Auf den Werda-Ruf der Wache gab man die Antwort: Preußiſcher Courier! — aber das Thor ward nicht geöffnet. Die Sache ſchien bedenklich. Friedrich befahl, daß Einige abſteigen und

näher nachfragen ſollten, weshalb die Stadt verſchloſſen bleibe. So wie dieſe ſich näherten, erfolgten Flintenſchüſſe durch das Gitter; — die Stadt war von einem Trupp öſterreichiſcher Huſaren beſetzt. Eilig wandte man nun die Pferde und jagte den Weg zurück. Mit Tagesanbruch kam Friedrich nach Löwen, einem Städtchen in der Mitte zwiſchen Mollwitz und Oppeln. Hier fand er die Gensdarmen, die ihm am vorigen Abend gefolgt waren; außer dieſen aber auch einen Adjutanten, der ihm die Nachricht von der ſiegreichen Beendigung der Mollwitzer Schlacht brachte. Unmittelbar von Löwen begab ſich Friedrich nun auf das Schlachtfeld zurück, ſo daß er in Einem Ritt vierzehn Meilen zurückgelegt hatte. Die Tüchtigkeit und Präciſion, der Muth, die unerſchütterliche Standhaftigkeit ſeiner Infanterie, als dieſe erſt Raum fand, ihre Kräfte zu entwickeln, hatte den Oeſterreichern den Sieg entriſſen. Neipperg hatte ſich mit bedeutendem Verluſt, in der Richtung nach Neiſſe, zurückgezogen; den geſchlagenen Feind zu verfolgen und zu vernichten hinderte theils die einbrechende Nacht, theils konnte man nicht zu einem übereinſtimmenden Entſchluſſe kommen.

Friedrich hat nachmals, als er die Geſchichte ſeiner Zeit ſchrieb, ein ſtrenges Urtheil über ſeine erſte kriegeriſche Thätigkeit gefällt; er zählt alle Fehler auf, die er vor und während der Schlacht von Mollwitz begangen. Aber er bemerkt auch zum Schluſſe ſeiner Kritik, daß er reifliche Ueberlegungen über alle von ihm begangenen Fehler angeſtellt und ſie in der Folge zu vermeiden geſucht habe. Und in der That, er hat ſie vermieden!

Der nächſte Erfolg des Sieges war, daß man jetzt ungeſtört die Belagerung von Brieg unternehmen konnte. Die Beſatzung capitulirte in kurzer Friſt. Dann ward in Strehlen, wo die Armee ganz Niederſchleſien deckte, ein Lager aufgeſchlagen. Zwei Monate, die man hier in Ruhe zubrachte, benutzte Friedrich dazu, ſeine Armee wieder zu vervollſtändigen und ſeiner Cavalerie durch fleißige Exercitien eine größere Schnelligkeit und Beweglichkeit zu geben.

Ungleich wichtiger jedoch, als jener äußere Gewinn, den Friedrich durch die Schlacht von Mollwitz erwarb, waren die moraliſchen Folgen derſelben. Man ſah, daß die Truppen, die aus der Schule Eugen's

Digitized by Google

herſtammten, nicht unüberwindlich ſeien und daß die preußiſche Armee, die bis dahin nur die Künſte des Exercierplatzes gekannt, auch im Feuer Stand zu halten wiſſe. Man glaubte ſchon den Koloß der öſterreichiſchen Monarchie zuſammenſtürzen und im preußiſchen Staate ein neues Geſtirn am politiſchen Horizont aufſteigen zu ſehen. In der That hatte Friedrich durch dieſen einen Schlag ein bedeutendes Gewicht in den europäiſchen Angelegenheiten erlangt. Aus Frankreich, England und Spanien, aus Schweden und Dänemark, aus Rußland, Oeſterreich, Baiern und Sachſen eilten Geſandte in ſein Lager, das nunmehr der Schauplatz eines folgereichen politiſchen Congreſſes ward. Frankreich zunächſt bemühte ſich, da England auf Oeſterreichs Seite ſtand, um die Freundſchaft des preußiſchen Königs. Mit Baiern hatte Frankreich bereits ein Bündniß, zu Nymphenburg, geſchloſſen, worin dem Kurfürſten Karl Albrecht Unterſtützung in ſeinen Anſprüchen auf Oeſterreich und in der Wahl zum Kaiſer verſprochen war; jetzt ſchlug man auch Friedrich vor, an dieſem Bündniß Theil zu nehmen, wogegen ihm Gewährleiſtung für den Beſitz von Niederſchleſien verheißen ward. Friedrich zögerte mit ſeinem Beitritt, indem er vielleicht hoffte, daß Oeſterreich nach jener Niederlage auf ſeine noch immer ſehr gemäßigten Forderungen eingehen würde. Als aber dieſe Hoffnungen unerfüllt blieben, als England und Hannover, auch Rußland, ſich für Oeſterreich rüſteten, da ſchien eine längere Zögerung gefährlich, und ſo trat Friedrich, am 5. Juli, dem Nymphenburger Bündniß bei.

Das Bündniß Friedrich's mit Frankreich war geheim gehalten worden, bis die Militairmacht des letzteren Staates ſchlagfertig daſtand. Dem öſterreichiſchen Hofe kam daſſelbe, als es bekannt ward, gänzlich unerwartet; denn auch jetzt noch hatte man ſich nicht zu überzeugen vermocht, daß Friedrich zu handeln verſtehe. Der engliſche Geſandte in Wien, der dem dortigen Miniſterrath beiwohnte, berichtet, daß die Miniſter bei der Kunde jenes Bündniſſes in ihre Stühle zurückgeſunken ſeien, als hätte ſie der Schlag gerührt. Bald vernahm man auch, daß zwei franzöſiſche Armeen in Deutſchland eingerückt ſeien, — die eine im Süden zur Unterſtützung des Kurfürſten von Baiern, die andre im Norden, um England in Schach zu halten, — und daß auf ruſſiſche

Hülfe nicht zu rechnen ſei, da Rußland plötzlich in einen Krieg mit Schweden verwickelt war. Jetzt entſchloß ſich Maria Thereſia, die bis dahin zu keiner Nachgiebigkeit gegen Friedrich zu bewegen war, endlich zu einer Art von Unterhandlung. Der zu Wien befindliche engliſche Geſandte ward in Friedrich's Lager geſchickt und bot ihm, für alle ſeine Anſprüche in Schleſien, zwei Millionen Gulden und eine Entſchädigung in dem fern gelegenen Geldern.

Friedrich ſtellt, in der Geſchichte ſeiner Zeit, den Gang dieſer letzteren Unterhandlung mit großer Laune dar. Der engliſche Geſandte war ein Enthuſiaſt für Maria Thereſia, die freilich durch ihre hohe perſönliche Liebenswürdigkeit zu feſſeln wußte; ſeine geringfügigen Anerbietungen wurden im größten Pathos vorgetragen; er glaubte, daß der König ſich glücklich ſchätzen werde, ſo leichten Kaufes davonzukommen. Aber Friedrich hatte dazu wenig Luſt, und das ſonderbare Benehmen des Geſandten reizte ihn, in gleichem Style zu antworten. Seine Gegenrede überbot das Pathos des Engländers gewaltig. Er fragte ihn, wie er, der König, nach einem ſo ſchimpflichen Vergleiche ſeiner Armee wieder unter die Augen treten könne, wie er es verantworten dürfe, ſeine neuen Unterthanen, namentlich die Proteſtanten Schleſiens, auf's Neue der katholiſchen Tyrannei zu überliefern. „Wäre ich" — ſo fuhr er mit erhöhtem Tone fort — „einer ſo niedrigen, ſo entehrenden Handlung fähig, ſo würd' ich die Gräber meiner Vorfahren ſich öffnen ſehen; ſie würden heraufſteigen und mir zurufen: Nein, du gehörſt nicht mehr zu unſerm Blut! Wie? Du ſollſt kämpfen für die Rechte, die wir auf dich gebracht haben, und du verkaufſt ſie? Du befleckſt die Ehre, die wir dir, den ſchätzbarſten Theil unſres Erbvermächtniſſes, hinterlaſſen haben? Unwerth des Fürſtenranges, unwerth des Königsthrones, biſt du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorzieht!" Er ſchloß damit, daß er und ſein Heer ſich lieber unter den Trümmern Schleſiens würden begraben laſſen, als ſolcher Schmach ſich dahingeben. Dann nahm er ſchnell, ohne die weitern Erörterungen des Geſandten abzuwarten, ſeinen Hut und zog ſich in die innern Theile ſeines Zeltes zurück. Der Geſandte blieb ganz betäubt ſtehen und mußte unverrichteter Sache nach Wien heimkehren. Friedrich

Digitized by Google

hatte ſeine Rolle ſo meiſterlich geſpielt, daß auch noch in dem Berichte, den der Geſandte über dieſe Verhandlung nach London ſchickte, das Entſetzen über die Donnerrede des Preußenkönigs nachklingt.

Aber nicht blos zu diplomatiſchen Unterhandlungen, nicht blos zu militairiſchen Uebungen dient das Lager in Strehlen; auch die Künſte des Friedens, wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, Poeſie, Muſik, werden hier von Friedrich geübt, als ſeien die heitern Tage von Rheinsberg zurückgekehrt. Vor Allem ſind es Friedrich's Briefe an Jordan, die fort und fort von ſeiner fröhlichen Stimmung Kunde geben. Bald genügt ihm die briefſtelleriſche Proſa nicht mehr; Verſe und Reime wechſeln mit der ungebundenen Rede, um die blühende, feſtlich bunte Färbung hervorzubringen, die allein jetzt ſeinen Gedanken angemeſſen iſt. Je glücklicher ſeine Erfolge ſich geſtalten, je mehr er die politiſche Bedeutſamkeit fühlt, zu der er ſich raſch emporgeſchwungen, um ſo lebhafter wachſen auch Laune und Witz; häufig gemahnen ſeine Ausdrücke und Wendungen an den großartigen Humor des britiſchen Dichters. Ja, wenn man dieſe Briefe betrachtet, ſo bleibt es in der That, trotz aller äſthetiſchen Verhältniſſe jener Zeit, räthſelhaft, daß Friedrich in Shakeſpeare nicht den verwandten Geiſt zu finden vermochte. Schon früher iſt bemerkt, daß ihm der friedliche Sinn des Freundes oft Gelegenheit zu ironiſchen Aeußerungen bot; die vorzüglichſte Gelegenheit aber war erſt ganz neuerlich gekommen, als Jordan unmittelbar nach der Schlacht von Mollwitz in Friedrich's Lager berufen war, ſich aber, bei einem unvorhergeſehenen Waffenlärm, eilig von dort nach Breslau geflüchtet hatte. Dafür überſchüttet ihn der König, trotz aller Zärtlichkeit, mit ſprudelnder Satire, und ganz vergebens bemüht ſich Jordan, Gründe zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen. Nach manchen Pauſen noch kommt Friedrich mit unbezähmbarer Laune auf dieſe Begebenheit zurück. So beweiſt er ihm in einem Briefe, den er ihm im folgenden Jahre aus Böhmen zuſandte, die vollkommene Größe ſeiner Tapferkeit folgendergeſtalt. „Die Klugheit," — ſo heißt es in dieſem Briefe, — „die Sie mit Ihrem Muthe unzertrennlich verbinden, iſt nicht die kleinſte von Ihren bewundernswerthen Eigenſchaften.

Digitized by Google

Die Klugheit iſt des wahren Muthes Quell
Und ſichrer Halt: der Reſt iſt blinde Wuth,
Vor der, verführt von thieriſchem Juſtinct,
So viele Thoren in Bewundrung ſtehn.

Sie wiſſen es zu gut, daß wir niemals tapfrer ſein können, als wenn unſre Behutſamkeit uns lediglich nur aus Nothwendigkeit oder aus Gründen einer Gefahr ausſetzt. Da Sie nun äußerſt vorſichtig ſind, ſo ſetzen Sie ſich derſelben niemals aus; und daraus muß ich denn ſchließen, daß Ihnen wenige Helden an Muth gleichkommen. Ihre Tapferkeit hat die Jungferſchaft noch; und da alles Neue beſſer iſt als das Alte, ſo muß ſie folglich über und über bewunderungswerth ſein. Sie iſt eine Knospe, die ſo eben aufbrechen will und noch nichts von den glühenden Strahlen der Sonne oder von den Nordwinden gelitten hat; kurz, ein Weſen, das der Achtung ſo würdig iſt, als der Metaphyſik und ſolcher Abhandlungen, wie die Marquiſe (Voltaire's Freundin, über deren phyſikaliſche Arbeiten Friedrich oft ſcherzt) ſie über die Natur des Feuers ſchreibt. Es fehlt Ihnen blos ein weißer Federhut, um die Ufer Ihrer Kühnheit zu beſchatten, ein langer Säbel, große Sporen, eine etwas weniger ſchwache Stimme, und ſiehe da! mein Held wäre fertig. Ich mache Ihnen mein Compliment darüber, göttlicher und heroiſcher Jordan, und bitte Sie, werfen Sie von der Höhe Ihres Ruhmes einen huldreichen Blick auf Ihre Freunde, die hier mit der übrigen Menſchenheerde im böhmiſchen Kothe kriechen." —

Inzwiſchen war ganz in der Stille ein Unternehmen vorbereitet worden, das leicht für Friedrich ſehr nachtheilig werden konnte. In Breslau nämlich befand ſich eine beträchtliche Anzahl alter Damen, die aus Oeſterreich und Böhmen gebürtig und dem preußiſchen Regiment ebenſo ſehr wie dem proteſtantiſchen Glauben abhold waren. Durch Mönche unterhielten dieſe Damen Verbindungen mit der öſterreichiſchen Armee; in Gemeinſchaft mit einigen Mitgliedern des breslauiſchen Rathes faßten ſie den Plan, die Stadt dem Feinde in die Hände zu ſpielen. Der Feldmarſchall Neipperg ging darauf ein; er beſchloß, Friedrich durch einige kriegeriſche Bewegungen aus ſeiner günſtigen Stellung zu locken und dann in Eilmärſchen gegen Breslau vorzurücken.

Digitized by Google

Aber Friedrich erfuhr von dieſen Anſchlägen; es gelang ihm, eine falſche Schweſter in die politiſchen Zuſammenkünfte, die von jenen Damen des Abends gehalten wurden, hineinzubringen. Durch dieſen Kanal ward dem Könige der ganze Plan enthüllt, und er konnte nun ſeine Vorkehrungen treffen. Die Neutralität Breslau's war zu gefährlich, als daß er ſie länger beſtehen laſſen konnte. Die fremden Geſandten, die ſich dort aufhielten, wurden ſchnell in das Lager nach Strehlen berufen, um ſie bei etwa vorfallender Unordnung geſichert zu wiſſen. Ein preußiſches Armeecorps unter dem Erbprinzen von Deſſau begehrte freien Durchzug durch die Stadt; die Stadtſoldaten waren in's Gewehr getreten, daſſelbe zu geleiten. Während dies Corps jedoch in das eine Thor einrückte, erhub ſich in einem zweiten Thore eine plötzliche Verwirrung, und andere preußiſche Truppen drangen ein, indem ſie ſich ſchnell der Wälle bemächtigten und die Thore ſperrten. Der Stadtmajor machte dem Prinzen von Deſſau Vorſtellungen, empfing aber den Rath, den Degen einzuſtecken und nach Hauſe zu reiten. Niemand wagte Widerſtand; in weniger als einer Stunde war die Stadt, ohne Blutvergießen, in den Händen der Preußen. Die Bürgerſchaft mußte den Huldigungseid leiſten; unter das Volk ward Geld ausgeworfen, und allgemeiner Jubel erſcholl durch die Straßen.

Neipperg hatte bereits ſeine Bewegungen begonnen, um Friedrich von Breslau abzuſchneiden. Als er die ſchnelle Beſetzung der Stadt durch preußiſche Truppen vernahm, war er genöthigt, ſich wieder zurückzuziehen. Doch nahm er ſeine Stellung ſo geſchickt, daß er Oberſchleſien deckte, während Friedrich, aus ſeinem Lager aufbrechend, ſich gegen Neiſſe bewegte, das noch immer in den Händen der Oeſterreicher war. Durch Märſche und Gegenmärſche hielten ſich beide Armeen einige Zeit in Schach, während der kleine Krieg zwiſchen ihnen ohne entſcheidende Erfolge fort ging.

Indeß waren die Franzoſen und Baiern bereits weiter vorgerückt, und auch Sachſen war dem Nymphenburger Bündniß beigetreten, wofür es die Anwartſchaft auf Mähren erhielt. Der öſterreichiſche Hof ſah ſich dringender zur Nachgiebigkeit genöthigt. Der engliſche Geſandte aus Wien ward wieder an Friedrich abgeſchickt. Er brachte eine Karte

von Schleſien mit, auf welcher die Abtretung eines großen Theiles von Niederſchleſien durch einen Dintenſtrich bezeichnet war. Aber er erhielt zur Antwort, daß, was zu einer Zeit gut ſein könne, es zu einer andern Zeit nicht mehr ſei. Ebenſo ward auch ein folgender Antrag, in welchem ganz Niederſchleſien und Breslau geboten wurde, nicht angenommen. Aber immer höher ſteigerte ſich die Noth Oeſterreichs; ſchon war Linz von der bairiſch-franzöſiſchen Armee eingenommen; ſchon flüchteten die Bewohner Wiens, und auch der Hof war im Begriff aufzubrechen. Gleichzeitig drang auch Friedrich in Oberſchleſien vor; er bemächtigte ſich der Stadt Oppeln und nöthigte Neipperg, ſich von Neiſſe zu entfernen.

Durch engliſche Vermittelung ward der öſterreichiſche Hof nunmehr dahin gebracht, in die Abtretung von Niederſchleſien und Neiſſe zu willigen, falls Friedrich unter dieſer Bedingung vom Krieg abſtehen wolle. Hierauf ging Friedrich ein, obſchon er dem Anerbieten nicht ganz traute. Denn es lag keineswegs in ſeinem Plane, durch Unterdrückung Oeſterreichs eine Ueberlegenheit Frankreichs zu begründen und dadurch aus einem ſelbſtändigen Verbündeten zu einem abhängigen Knechte herabzuſinken. Am 9. October kam es in Schnellendorf zu einer geheimen Zuſammenkunft des Königs mit Feldmarſchall Neipperg, an welcher nur ein Paar vertraute Offiziere und der engliſche Geſandte Theil nahmen. Hier ward ausgemacht, daß Neiſſe nur zum Scheine belagert und in vierzehn Tagen, gegen freien Abzug der Beſatzung, an Friedrich übergeben werden ſolle; daß ein Theil der preußiſchen Truppen ſeine Winterquartiere in Oberſchleſien nehmen, und daß nur des Scheines halber von Zeit zu Zeit ein kleiner Krieg geführt werden ſolle; daß der vollſtändige Vertrag bis zu Ende des Jahres abgeſchloſſen, daß aber über all dieſe vorläufigen Bedingungen das ſtrengſte Geheimniß, — deſſen Friedrich natürlich im Verhältniß zu ſeinen Verbündeten bedurfte, — beobachtet werde. Er äußerte ſich übrigens mit lebhafter Theilnahme für Maria Thereſia, und gab ſogar zu verſtehen, daß er, möglichen Falls, geneigt ſein dürfe, auf ihre Seite zu treten.

In Folge dieſes Uebereinkommens ging Neipperg mit ſeiner Armee nach Mähren zurück. Neiſſe übergab ſich zur beſtimmten Friſt; die

Digitized by Google

öſterreichiſche Beſatzung war noch nicht ausgezogen, als die preußiſchen Ingenieurs in der Feſtung bereits die neu anzulegenden Werke zeichneten. Ein Theil der preußiſchen Armee lagerte ſich in Oberſchleſien, ein andrer rückte in Böhmen ein; einige Regimenter wurden zur Blokade von Glatz abgeſchickt.

Am 4. November traf Friedrich in Breslau ein, wohin die ſämmtlichen Fürſten und Stände des Herzogthums Niederſchleſien bis an die Neiſſe beſchieden waren, um die Erbhuldigung zu leiſten. Der feierliche Einzug des Königs eröffnete eine Reihe feſtlicher Tage, welche die höheren und niederen Kreiſe der Stadt mit Jubel erfüllten. Dem Volke bereitete man ein ſeltnes Feſt, indem man ihm einen gebratenen Ochſen überlieferte, der mit Kränzen geſchmückt, mit größerem Geflügel gefüllt und mit kleineren Vögeln beſpickt war; die letzteren hatte man kunſtreich zu Wappengebilden, Namenszügen und dergleichen zuſammengeſetzt. Der 7. November war zum Huldigungstage beſtimmt. Ein endloſer Zug bewegte ſich durch das Gedränge des Volks nach dem Rathhauſe, wo in dem Fürſtenſaale die Ceremonie vor ſich gehen ſollte. Seit Jahrhunderten hatte die Stadt keinen ihrer Regenten in ihren Mauern geſehen; die Vorbereitungen zur Huldigungsfeier waren mithin eben nur ſo gut getroffen, als es ſich in der Eile thun ließ. Ein alter Kaiſerthron war für die Ceremonie neu eingerichtet worden; den öſterreichiſchen Doppeladler, der darauf geſtickt war, hatte man dadurch zum preußiſchen umgeſtaltet, daß ihm der eine Kopf abgenommen und Friedrich's Namenszug auf die Bruſt geheftet wurde. Friedrich beſtieg, unter den glänzend Verſammelten, den Thron in ſeiner einfachen militairiſchen Uniform. Der Marſchall hatte das königliche Reichsſchwert, das er zur Seite des Königs halten ſollte, vergeſſen, — ob aus Zufall oder Abſicht, wird nicht berichtet; Friedrich half dem Uebelſtande ſchnell ab, indem er den Degen, der Schleſien erobert hatte, aus der Scheide zog und ihn dem Marſchall hinreichte. Nun ward den Verſammelten eine Rede gehalten, worauf ſie den Eid ablegten und den Knopf am Degen des Königs küßten. Der laute Ruf: „Es lebe der König von Preußen, unſer ſouveräner Herzog!“ beendigte die Ceremonie. Am Abend war die Stadt glänzend erleuchtet. Neue Feſtlichkeiten ſchloſſen ſich dem

Digitized by Google

Tage an, aber auch mannigfache Wohlthaten. Friedrich erließ den Ständen das gebräuchliche Huldigungsgeſchenk von hunderttauſend Thalern, und ſorgte im Gegentheil für Unterſtützung der verarmten Einwohner. Auch durch Standeserhöhungen und Ordensverleihungen bewies er den neuen Unterthanen ſeine gnädigen Geſinnungen. Von Breslau kehrte er, im Laufe des Novembers, nach Berlin zurück.

Sechszehntes Capitel.

Feldzug des Jahres 1742.

Die bairiſch-franzöſiſche Armee hatte im Herbſt 1741 unausgeſetzt glückliche Erfolge gehabt, während gleichzeitig auch aus dem verbündeten Sachſen eine Armee in Böhmen einrückte. Durch einen kühnen Entſchluß hätte Karl Albrecht ſich Wiens bemächtigen können. Aber ihn gelüſtete vorerſt nach der böhmiſchen Königskrone, und die Franzoſen, die Baiern nicht auf Koſten Oeſterreichs zu mächtig werden laſſen wollten, beſtärkten ihn in dem Entſchluſſe, nach Böhmen zu gehen, indem ſie ihm über die Fortſchritte der ſächſiſchen Bundesgenoſſen Eiferſucht einzuflößen wußten. So wandte ſich die feindliche Armee von dem Siegeszuge ab, und Maria Thereſia war gerettet. Karl Albrecht eroberte mit übermächtigen Schaaren Prag und vergeudete die Zeit in dem Rauſche der Krönungsfeierlichkeiten. Von Prag ging er nach Frankfurt am Main, um hier das höchſte Ziel ſeines Strebens, die Kaiſerkrone, zu erlangen. Er erreichte, was er wünſchte. Am 24. Januar 1742 wurde er unter dem Namen Karl VII. zum deutſchen Kaiſer erwählt. Aber indem er nach dem Scheine der Macht haſchte, verlor er die Macht ſelbſt aus den Händen.

Denn ſchon hatte ſich für Maria Thereſia im Innern ihres Reiches ein lebendiger Enthuſiasmus erhoben. Das ungariſche Volk vornehmlich, oft zwar von ihren Vorfahren geknechtet, ward jetzt durch ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre Noth zu glühender Begeiſterung entflammt. „Unſer Leben für unſern König Maria Thereſia!“ ſo hatten

die Magnaten Ungarns ausgerufen, als die junge Fürſtin auf dem Reichstage zu Preßburg vor ihnen in der verehrten Tracht der ungariſchen Könige, ihren Säugling Joſeph auf dem Arme, erſchienen war; und dem Schwure folgte ſchnell die That. Bald war ihr Heer mächtig angewachſen; der Theil der franzöſiſch-bairiſchen Armee, welcher nicht nach Böhmen gegangen war, wurde aus Oeſterreich verjagt, durch Baiern ſelbſt verfolgt und München, die Reſidenz des neuen Kaiſers, erobert. Die Oeſterreicher zogen an demſelben Tage, dem 12. Februar, in München ein, an welchem Karl in Frankfurt gekrönt ward. In dem bairiſchen Lande verübten die wilden Schaaren Ungarns die Gräuel einer fürchterlichen Rache.

Dieſe veränderten Begebenheiten hatten auch Friedrich zu neuen Entſchlüſſen genöthigt, und um ſo mehr, als von öſterreichiſcher Seite nicht nur Nichts geſchah, um jenem, in Schnellendorf geſchloſſenen Vertrage gemäß auf den Abſchluß eines wirklichen Friedens hinzuarbeiten, ſondern vielmehr, dem Vertrage zuwider, das dabei zur Pflicht gemachte Geheimniß nach allen Höfen umhergetragen ward. Mit doppelter Entſchiedenheit mußte Friedrich nunmehr in die Unternehmungen der älteren, der Nymphenburger Verbündeten eingreifen. Dem Heere der letzteren, welches in Böhmen ſtand, war eine öſterreichiſche Armee in einer ſehr vortheilhaften Stellung gegenübergetreten. Gegen dieſe Armee mußten neue Truppen geführt, ihre Kräfte getheilt werden, wozu vor Allem ein Einmarſch in Mähren vortheilhaft ſchien. Friedrich wünſchte indeß, ſeine eignen Truppen ſoviel wie möglich zu ſchonen; da Mähren überdies, nach den früheren Verträgen, dem Könige von Sachſen zugedacht war, ſo war es auch billig, daß Sachſen die Hauptarmee zu dieſer Unternehmung ſtellte. Dies zu bewirken, begab ſich Friedrich, noch im Winter, nach Dresden, nachdem er in Berlin kurze Raſt genoſſen und ſo eben, am 6. Januar, die Vermählung ſeines Bruders, des Prinzen Auguſt Wilhelm, gefeiert hatte.

Es war indeß eine ſchwierige Aufgabe, den nach kriegeriſchen Thaten wenig lüſternen Auguſt, den Kurfürſten von Sachſen und König von Polen, oder vielmehr ſeinen Miniſter, den Grafen Brühl, für jene Unternehmung zu gewinnen. Brühl hatte, wie in der Regel die kleinen

Digitized by Google

Geiſter gegen die großen, eine natürliche Abneigung gegen Friedrich; dazu kam, daß er nicht ohne Verbindlichkeiten gegen den öſterreichiſchen Hof war und von dort aus hart bedrängt wurde. Aber Friedrich war in diplomatiſchen Künſten wohl erfahren. Es wurde eine Conferenz in den Gemächern des Königs Auguſt angeſetzt, an welcher außer Brühl auch einige ſächſiſche Generale Theil nahmen. Friedrich wußte den Einwendungen, die ihm gemacht wurden, geſchickt zu begegnen. Als König Auguſt eingetreten war und man die nöthigen Höflichkeitsbezeugungen gewechſelt hatte, ſuchte Brühl, der den Charakter ſeines Herrn hinlänglich kannte, die Unterhandlung abzubrechen; er hatte die Karte von Mähren, deren man ſich eben bedient, ſchnell zuſammengeſchlagen. Friedrich indeß breitete die Karte ruhig von Neuem aus und ſuchte dem Könige begreiflich zu machen, zu welchem Behufe man ſeine Truppen nöthig habe und wie vornehmlich ihm der Vortheil der Unternehmung zufließen werde. Auguſt konnte nicht umhin, zu Allem Ja zu ſagen. Brühl indeß, gepeinigt durch dieſe fortgeſetzte Zuſtimmung ſeines Herrn, in deſſen Zügen zugleich der Ausdruck eines mehr und mehr verringerten Intereſſe ſich deutlich genug ausſprach, warf geſchickt die Bemerkung dazwiſchen, daß die Oper anfangen werde. Dieſe Erinnerung war für König Auguſt zu wichtig, als daß er noch länger an der Conferenz Theil nehmen konnte. Aber auch Friedrich benutzte den Moment und ließ den armen König nicht eher los, als bis dieſer ſchnell ſeine vollkommene Zuſtimmung zu dem Plane gegeben hatte.

So ging Friedrich an der Spitze einer ſächſiſchen Armee durch Böhmen nach Mähren. In Olmütz traf er mit einem Corps ſeiner eignen Armee zuſammen, welches von Schleſien aus in Mähren eingedrungen war. Die erſten Erfolge waren nicht unglücklich; die Preußen brachen in Oberöſterreich ein, ihre Huſaren ſtreiften bis nahe vor die Thore von Wien und ſetzten die Hauptſtadt auf's Neue in Schrecken. Aber Friedrich hatte den Werth der ſächſiſchen Truppen nach dem Maßſtabe ſeiner eigenen abgeſchätzt; hierin hatte er ſich geirrt, und dieſer Irrthum war Schuld, daß die Unternehmung nicht zum erwünſchten Ausgange führte. Die Langſamkeit, der Mangel an gutem Willen von Seiten der Sachſen verdarben überall, was durch die Preußen ge-

Digitized by Google

wonnen ward. Man unternahm die Belagerung von Brünn, und Friedrich forderte hiezu von König Auguſt das nöthige Geſchütz; Auguſt lehnte die Anforderung ab, da es ihm an Geld fehle; er hatte ſo eben die Summe von 400,000 Thalern auf den Ankauf eines großen grünen Diamanten, für ſein grünes Gewölbe in Dresden, verwenden müſſen. Nun rückte auch die öſterreichiſche Armee aus Böhmen in Mähren ein, und während Friedrich ernſtliche Anſtalten zur Gegenwehr machte, zeigte ſich unter den ſächſiſchen Truppen nur Feigheit, Ungehorſam und Untreue. So blieb Friedrich nichts übrig, als die Unternehmung auf Mähren ganz aufzugeben und ſich zu der preußiſchen Armee, welche in Böhmen ſtand, zurückzuziehen. Der ſächſiſche Miniſter Bülow, der Friedrich nach Mähren gefolgt war, ſtellte ihm hiebei zwar die betrübte Frage, wer denn jetzt ſeinem Herrn die mähriſche Krone aufſetzen werde; Friedrich aber gab trocken zur Antwort, daß man Kronen in der Regel nur mit Kanonen zu erobern pflege.

Schon vor dieſen Ereigniſſen war durch ein andres preußiſches Corps, unter dem Erbprinzen von Deſſau, die Feſtung Glatz erobert und die Erbhuldigung der ganzen Grafſchaft Glatz durch den Erbprinzen angenommen worden. Einige Zeit darauf legten auch die Stände des oberſchleſiſchen Diſtricts jenſeit der Neiſſe die Erbhuldigung vor einem andern Bevollmächtigten des Königs ab.

Am 17. April traf Friedrich zu Chrudim in Böhmen mit dem Erbprinzen von Deſſau zuſammen und legte hier ſeine Truppen in Erholungsquartiere. Die Sachſen, welche Mähren ebenfalls verlaſſen hatten, gingen durch Böhmen und lagerten ſich an der ſächſiſchen Grenze; ſich mit den Franzoſen an der Moldau zu vereinen, wodurch ſie der öſterreichiſchen Macht ein neues Gegengewicht hätten geben können, waren ſie nicht zu bewegen. In Chrudim fand Friedrich eine vierwöchentliche Muße, die wiederum dem Genuſſe der Wiſſenſchaft und Kunſt gewidmet war. Zugleich wurde dieſe Friſt, unter engliſcher Vermittelung, zu neuen Unterhandlungen mit Oeſterreich benutzt. Friedrich ſah ein, wie wenig Vortheil ihm durch ſeine Verbündeten zufiel; denn auch auf die Fähigkeit der franzöſiſchen Kriegsführer und auf die bairiſche Armee durfte er ſo wenig, als auf die Willfährigkeit der Sachſen, weitere

Digitized by Google

Pläne bauen, und ſelbſt für die ſehr geringe Aufrichtigkeit des franzöſiſchen Kabinets hatte er überzeugende Zeugniſſe in Händen; England aber lag es daran, Friedrich von dem feindlichen Bündniſſe abzuziehen, damit daſſelbe hernach um ſo leichter zu zerſtreuen ſei. Da Friedrich aber jetzt ganz Schleſien und die Grafſchaft Glatz in Anſpruch nahm und da die Oeſterreicher bedeutende Vortheile erlangt zu haben meinten, ſo zeigten ſich die letzteren weniger nachgiebig als im vergangenen Herbſte.

Friedrich fand alſo für gut, es noch einmal auf die Entſcheidung der Waffen ankommen zu laſſen. Er nahm eine vorbereitende Stellung ein und ließ Verſtärkungen aus Oberſchleſien zu ſeiner Armee in Böhmen einrücken. Unterdeß verließ auch die öſterreichiſche Armee, unter dem Herzog Karl von Lothringen und dem Feldmarſchall Königseck, Mähren und richtete ihren Marſch gegen Prag; unterwegs ſollten die preußiſchen Truppen, von deren Stärke die Oeſterreicher eine nur mangelhafte Kunde hatten, überfallen und geſchlagen werden. Bei der Annäherung dieſer Armee forderte Friedrich den Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen, den Marſchall Broglio, auf, von der Moldau vorzurücken und ſich mit ihm zu vereinen. Er erhielt aber zur Antwort, der Marſchall habe dazu keine Ordre; doch wolle er von dieſem Verlangen des Königs eiligſten Bericht nach Paris abſtatten, und er hoffe, daß ihm die ermangelnde Ordre bald werde zugefertigt werden. Darauf konnte Friedrich freilich nicht warten.

Denn ſchon war ein Theil der öſterreichiſchen Armee zu ſeiner Seite vorgerückt und verrieth die Abſicht, ſich der preußiſchen Magazine zu bemächtigen. Dies Vorhaben zu vereiteln, ſetzte ſich Friedrich ſelbſt an die Spitze ſeiner Avantgarde und nahm ſchnell eine, ſeinen Zweck begünſtigende Stellung, während ihm die Hauptarmee unter dem Erbprinzen von Deſſau nachfolgte. Die letztere ſollte die Stadt Czaslau beſetzen; aber das ſchwere Geſchütz hatte ihren Marſch verzögert, ſo daß ſie nur bis zu dem unfern gelegenen Dorfe Chotuſitz gelangte, während die Oeſterreicher in Czaslau einrückten. So war die Schlacht vorbereitet. Am 17. Mai, in aller Frühe, kehrte Friedrich mit dem Vortrabe zu ſeiner Hauptarmee zurück, und kaum hatte er dieſelbe erreicht, als auch bereits der Angriff von Seiten der Oeſterreicher erfolgte. Der

Digitized by Google

Donner des Geſchützes begann. Die preußiſche Cavalerie des rechten Flügels, unter dem Feldmarſchall Buddenbrock, benutzte die günſtige Stellung, in der ſie ſich befand, ſtürzte ſich mit kräftigem Ungeſtüm auf die Feinde, und warf die Entgegenkommenden nieder; aber der ungeheure Staub, der ſich bei dieſem Angriffe erhob, brachte Verwirrung hervor, ſo daß keine weiteren Vortheile durch denſelben erreicht wurden. Jetzt führte Königseck die Infanterie des öſterreichiſchen rechten Flügels auf den linken preußiſchen vor, der ſich, in der Nähe von Chotuſitz, in wenig günſtiger Stellung befand. Zwar erwarb ſich die dort befindliche preußiſche Reiterei durch kühne Thaten Ruhm, aber die Infanterie ward zum Weichen gebracht. Der Feind benutzte dieſe rückgängige Bewegung, das Dorf in Brand zu ſtecken; dadurch beraubte er indeß ſich ſelbſt der Früchte ſeines eben erlangten Gewinnes, denn das Feuer bildete alsbald eine Scheidewand zwiſchen beiden Armeen. Nun griff Friedrich ſelbſt mit raſchem Entſchluß den linken Flügel der öſterreichiſchen Armee an; er warf ihn ungeſtüm auf den rechten Flügel zurück, drängte beide in einem ungünſtigen Terrain zuſammen, und bald wandte ſich die ganze öſterreichiſche Armee zur Flucht. So war in drei Morgenſtunden der Sieg erfochten, der Friedrich an das Ziel ſeiner Wünſche führte.

Die Unterhandlungen mit Oeſterreich wurden nunmehr mit erneutem Eifer aufgenommen, und Maria Thereſia willigte in Friedrich's Forderungen. Der preußiſche Kabinetsminiſter, Graf Podewils, und der engliſche Geſandte, Lord Hyndfort, beiderſeits mit genügenden Vollmachten verſehen, ſchloſſen vorläufig, am 11. Juni, in Breslau den Frieden, durch welchen in Friedrich's Beſitz Schleſien, die Grafſchaft Glatz und ein Diſtrict von Mähren, — mit Ausnahme eines Theiles von Oberſchleſien, etwa hundert Quadratmeilen umfaſſend, — übergingen. Dagegen verpflichtete er ſich, eine auf Schleſien haftende Schuld an England abzutragen. Alsbald ward der Friede überall in den Staaten des Königs verkündet. Im Lager zu Kuttenberg, welches Friedrich nach der Schlacht bezogen, machte er ihn ſelbſt zuerſt bei einem Gaſtmahle bekannt, zu dem er die höheren Offiziere ſeiner Armee verſammelt hatte; dabei ergriff er ſein Glas und trank auf die Geſundheit der Königin von Ungarn und auf die glückliche Verſöhnung mit ihr. In Berlin

Digitized by Google

ward der Friede am 30. Juni durch einen Herold ausgerufen, der auf einem prächtig geſchmückten Pferde, einen Scepter in der Hand tragend, durch die Straßen ritt.

Ehe Friedrich nach Berlin zurückkehrte, bereiſte er noch die ſchleſiſchen Feſtungen. In Glatz erzählte man ihm, daß, während der Belagerung dieſes Ortes durch die Preußen, eine vornehme Dame das Gelübde gethan habe, der heiligen Jungfrau in einer dortigen Jeſuiten-Kirche ein ſchönes Kleid zu verehren, wenn die Belagerung aufgehoben würde, daß nun aber das Gelübde natürlich nicht erfüllt worden ſei. Friedrich befahl ſogleich, ein Kleid von dem koſtbarſten Stoffe verfertigen zu laſſen, und ſandte daſſelbe den Jeſuiten mit der Aeußerung, daß die heilige Jungfrau ſeinethalb das verſprochene Geſchenk nicht entbehren ſolle. Die Jeſuiten waren ſchlau genug, das Kleid anzunehmen und dem Könige in einer feierlichen Proceſſion ihren Dank darzubringen. —

In Berlin traf Friedrich am 12. Juli ein und ward mit großem Jubel empfangen. Am 28. Juli kam hier der definitive Abſchluß des Friedens zu Stande. England hatte die Bürgſchaft für den Frieden übernommen. Kurſachſen war in denſelben eingeſchloſſen worden, obgleich König Auguſt ſo wenig von ſeinen eignen Angelegenheiten wußte, daß er, als ein preußiſcher Abgeſandter ihm den Sieg von Chotuſitz meldete, dieſen fragte, ob ſeine Truppen ſich gut dabei gehalten hätten. In Frankreich brachte die Nachricht von dem Friedensſchluſſe, der eine Reihe wohlerſonnener Pläne unwillkommen zerſtörte, das größte Entſetzen hervor. Der ganze Hof war wie vom Donner gerührt; Einige fielen in Ohnmacht; der alte Kardinal Fleury, der Lenker des Staates, brach in Thränen aus. Friedrich hatte letzterem die Gründe auseinandergeſetzt, die ihn zu dem Friedensſchluſſe bewogen; in dem wehmüthigen Antwortſchreiben des Kardinals heißt es unter Anderm bedeutſam: „Ew. Majeſtät werden jetzt der Schiedsrichter von Europa; dies iſt die glorreichſte Rolle, welche Sie jemals übernehmen können!“

Maria Thereſia aber hatte nur mit wundem Herzen ſich in das Nothwendige gefügt. Sie klagte, daß der ſchönſte Edelſtein ihrer Krone ausgebrochen ſei. So oft ſie einen Schleſier erblickte, vermochte ſie die Thränen nicht zurückzuhalten.

Digitized by Google

Siebenzehntes Capitel.

Zwei Friedens-Jahre.

Als Friedrich den Frieden von Breslau ſchloß, war der königliche Schatz bereits auf die Summe von 150,000 Thalern zuſammengeſchmolzen. Auch dieſer Umſtand hatte eingewirkt, um, von Seiten des Königs, ungeſäumt auf den Abſchluß des Friedens einzugehen. Aber die Erwerbung Schleſiens vermehrte die jährlichen Einkünfte Friedrich's um mehr als drei und eine halbe Million Thaler; und ſo ſah er ſich alsbald im Stande, auf die Herſtellung und Vermehrung der Kräfte ſeines Staates mit Nachdruck hinzuarbeiten. Denn immer noch waren die politiſchen Verhältniſſe in ſolcher Verwirrung, daß er über kurz oder lang auf's Neue in einen Krieg hineingeriſſen werden konnte; ſeine vorzüglichſte Sorge aber war, im Fall der Noth nicht ungerüſtet dazuſtehen.

Das nächſte Augenmerk Friedrich's war auf die Ordnung der ſchleſiſchen Verhältniſſe gerichtet. Die eigenthümlichen Verhältniſſe der neuerworbenen Provinz ſollten ſoviel als möglich geſchont, zugleich aber diejenigen neuen Einrichtungen getroffen werden, welche erfordert wurden, wenn Schleſien an den Pflichten und an den Wohlthaten der übrigen Provinzen Theil nehmen ſollte. Die Verwaltung des Landes wurde demnach von der der übrigen Provinzen des Staates beſonders geführt; die Stellen der Beamten wurden vorzugsweiſe durch Eingeborne beſetzt. Dabei wurde das bisher vielfach drückende Steuerweſen nach einem zweckmäßigen Plane umgeändert und die Sicherheit des Verkehrs durch die Einführung preußiſcher Rechtspflege und Polizei feſter begründet. Die proteſtantiſchen Bewohner erhielten freie Religionsübung, ohne daß jedoch die katholiſche Kirche in ihren Rechten auf irgend eine Weiſe gekränkt ward. In dieſem Punkte der religiöſen Duldung fand Friedrich einen würdigen Mitarbeiter an dem Fürſtbiſchofe von Breslau, dem Kardinal Grafen Sinzendorf, der an der Spitze der katholiſchen Kirche Schleſiens ſtand. Friedrich ernannte ihn, mit päbſtlicher Genehmigung, zum Generalvikar und oberſten geiſtlichen Richter für alle

Digitized by Google

Römiſchkatholiſchen in den preußiſchen Staaten; Sinzendorf aber erließ, ſchon im Auguſt 1742, einen Hirtenbrief, worin er die Eiferer ſeines Glaubens zu Frieden und Duldung ermahnte und namentlich den Gebrauch des Wortes „Ketzer“ ernſtlich unterſagte. Dafür erfreute er ſich noch mancher weiteren Gnadenbezeigung des Königs.

Zur größeren Sicherung Schleſiens gegen künftige feindliche Anfälle wurden die dortigen Feſtungen ausgebeſſert und mit neuen Werken vermehrt. Beſonders Neiſſe ward durch großartige Anlagen zu einem der feſteſten Plätze des Landes gemacht. An dem jenſeitigen Ufer des Neiſſefluſſes, auf der Anhöhe, von welcher Friedrich die Stadt im Jahr 1741 beſchoſſen hatte, wurde ein neues ſtarkes Fort, das den Namen Preußen erhielt, angelegt. Friedrich ſelbſt legte, am 30. März 1743, den Grundſtein deſſelben mit ſilberner Kelle und Hammer; die in den Grundſtein eingelegte Inſchrift ſcheint dieſen Act mit dem Großmeiſterthum des Königs im Orden der Freimaurer in Verbindung zu bringen.

Ebenſo ward auch Glatz durch bedeutende Arbeiten zu einer Hauptfeſtung des Staates erhoben. Bei der Erweiterung der Feſtungswerke dieſes Orts fanden ſich unter Anderm zwei Heiligenſtatuen, St. Nepomuck und St. Florian, der Schutzpatron gegen das Feuer, die zur öſterreichiſchen Zeit irgendwo aufgeſtellt geweſen waren. Man bewahrte beide, bis der König nach Glatz kam, und fragte ihn, was mit den Figuren gemacht werden ſolle. „Der Florian (antwortete Friedrich) iſt für's Feuer gut, doch geht er mich nichts an; aber den Schutzpatron von Böhmen müſſen wir in Ehren halten. Es ſoll auf dem Schloſſe ein Thurm gebaut und der heilige Nepomuck darauf geſtellt werden.“ So entſtand in den Werken von Glatz der runde Thurm, deſſen oberſte Plateform die Statue des Heiligen einnimmt. Als Friedrich wieder dorthin kam und ſah, daß der Heilige ſein Geſicht nach Schleſien kehrte, bemerkte er lächelnd, daß das nicht recht ſei, der heilige Nepomuck müſſe auf das Land ſchauen, das ihm eigentlich gebühre. Die Statue ward darauf umgewandt, ſo daß ſie das Geſicht nach Böhmen kehrte. — Ebenſo wurden die Befeſtigungen von Glogau und Brieg verſtärkt. Die Stadt Koſel in Oberſchleſien, bis dahin unbefeſtigt, wurde gleich-

Digitized by Google

falls mit ſtarken Werken verſehen und die Grenze gegen Oeſterreich hiedurch um ſo mehr geſichert.

Mit nicht geringerem Eifer wurde an der Vermehrung und an der vollkommneren Durchbildung des Heeres gearbeitet; der erſte Krieg hatte den Geſichtskreis erweitert und die noch mangelhaften Punkte kennen gelehrt. Friedrich begann die Reiterei, die unter dem vorigen Könige vernachläſſigt worden war, aus einer wenig brauchbaren Truppengattung zu einer der furchtbarſten umzuſchaffen. Aber auch für den inneren Wohlſtand ſeiner Staaten war Friedrich unabläſſig bemüht. Er traf neue Einrichtungen, um Manufacturen und Handel zu bedeutenderer Höhe zu erheben; Elbe und Oder wurden durch einen Kanalbau verbunden. Die Akademie der Wiſſenſchaften trat neuverjüngt in's Leben und hielt ihre erſte Verſammlung im königlichen Schloſſe zu Berlin; ausgeſetzte Preiſe dienten dazu, die Männer der Wiſſenſchaft zu höherem Wetteifer anzumuntern.

Dabei ward endlich auch der Glanz und die Freude des Lebens nicht vergeſſen. Das königliche Schloß zu Charlottenburg wurde durch den Anbau eines prächtigen Flügels, unter Knobelsdorff's Leitung, um ein Bedeutendes erweitert. Zum würdigen Schmuck dieſes Schloſſes wurde die berühmte Antiken-Sammlung verwandt, welche Friedrich im Jahr 1742 aus dem Nachlaß des Kardinals Polignac kaufte. Berlin erhielt an dem Opernhauſe, welches ebenfalls von Knobelsdorff erbaut und ſchon im December 1742 eröffnet wurde, eine ſeiner vorzüglichſten Zierden. Die Beſuche fremder Fürſten gaben Gelegenheit zur Entfaltung der reichſten königlichen Pracht. Friedrich aber fand, trotz ſeiner vielſeitigen Beſchäftigung, Muße genug, den erſten Theil der Geſchichte ſeiner Zeit, welcher die Geſchichte des erſten ſchleſiſchen Krieges enthält, zu ſchreiben und ſich darin den Hiſtorikern des claſſiſchen Alterthums, die fort und fort ſeine Lectüre ausmachten, würdig an die Seite zu ſtellen. Daneben entſtanden mancherlei poetiſche Arbeiten. Für die Hochzeit ſeines Freundes Keyſerling, im November 1742, dichtete Friedrich eine Komödie in drei Acten: die Schule der Welt. Den höchſten poetiſchen Genuß aber brachte wiederum Voltaire, der ſich im Jahr 1743 zum Beſuche einfand.

Digitized by Google

Ueber dieſen Beſuch des franzöſiſchen Dichters berichtet der in Berlin anweſende engliſche Geſandte ſeinem Hofe, wenig erbaut, Folgendes: „Herr Voltaire iſt hier wieder angekommen und ſtets in der Geſellſchaft des Königs, welcher entſchloſſen ſcheint, ihm Stoff zu einem Gedicht über die Vergnügungen Berlins zu geben. Man ſpricht hier von Nichts als von Voltaire: er lieſt den Königinnen und Prinzeſſinnen ſeine Trauerſpiele vor, bis ſie weinen, und überbietet den König in Satiren und übermüthigen Einfällen. Niemand gilt hier für gebildet, der nicht dieſes Dichters Werke im Kopf oder in der Taſche hat, oder in Reimen ſpricht.“

Uebrigens glaubte ſich Voltaire zugleich berufen, die Rolle eines politiſchen Unterhändlers von Seiten des franzöſiſchen Hofes zu ſpielen; da er aber kein Beglaubigungsſchreiben vorzubringen vermochte, ſo betrachtete Friedrich das als eine bloße Spielerei, zu der ihn ſeine Eitelkeit vermocht habe. Denn ſchon bei dem erſten Beſuche des Dichters hatte er erkannt, daß ſein moraliſcher Charakter, trotz ſeiner ſchöngeglätteten Verſe, keineswegs von Flecken frei ſei. Damals war ihm der Gelddurſt des Franzoſen läſtig geworden, ohne daß er es ihn jedoch perſönlich beſonders ſcharf hatte merken laſſen. Jetzt führte Voltaire's Eitelkeit noch andre Urſachen zu kleinen Reibungen herbei. Er überſandte, mit dichteriſcher Freiheit, der liebenswürdigen Prinzeſſin Ulrike, einer jüngeren Schweſter des Königs, ein zierliches Madrigal, welches nichts weniger als eine ziemlich deutliche Liebeserklärung enthielt. In der Ueberſetzung dürfte daſſelbe etwa alſo lauten:

Der gröbſten Lüge zeiget ſich
Ein wenig Wahrheit oft verbunden:
Ich hatte einen Thron gefunden
Heut' Nacht, — ein Traum bethörte mich;
Ich liebte, Fürſtin, Dich, ich wagte, Dir's zu ſagen, —
Und ich erwachte, doch nicht all mein Glück entwich:
Nur meinem Thron mußt' ich entſagen.

Die Prinzeſſin antwortete mit äußerſt galanten Verſen, die Friedrich verfaßt hatte und in denen der Dichter auf die verbindlichſte Weiſe über den Unterſchied der Stände belehrt ward. Er, hieß es darin, habe

aus eigner Kraft ſich auf dem Gipfel des Helikon niedergelaſſen, ſie verdanke Alles nur ihren Ahnen. Aber es erfolgte von Friedrich's Hand auch noch eine zweite Entgegnung, die daſſelbe Thema minder verblümt behandelte. Sie lautete ungefähr ſo:

Der Traum, das liegt einmal im Blut,
Stimmt überein mit dem, was man im Wachen thut.
Es träumt der Held, daß er den Rheinſtrom überſchreite,
Der Kaufmann, daß ſich ihm Gewinn bereite,
Der Hund, daß er den Mond anbelle;
Doch wenn in Preußen ſich Voltaire, durch Lügenkünſte,
Zum König träumt und nur den Narren bringt zur Stelle:
Das heißt Mißbrauch der Traumgeſpinnſte!

Indeß hinderten dieſe leichten Gefechte nicht, daß die ſchönen Verſe Voltaire's, und ebenſo auch der Dichter als ſolcher, unausgeſetzt mit lebhaftem Enthuſiasmus bewundert wurden. Und als er wieder von Berlin ſchied, blieb nur der Wunſch rege, ihn dereinſt ganz am Hofe behalten zu können. —

Im Mai des Jahres 1744 wurden Friedrich's Staaten durch ein neues Gebiet, Oſtfriesland, vermehrt, als der letzte Fürſt des Landes ohne Erben geſtorben war. Zufolge einer, aus den Zeiten des großen Kurfürſten herrührenden Anwartſchaft nahm Friedrich ſogleich von dem Lande Beſitz und empfing, durch Abgeordnete, die Huldigung am 23. Juni. Friedrich beſtätigte die Gerechtſame und Freiheiten der Stände; Wohlſtand und Zufriedenheit blühten ſchnell in dem Ländchen, das früher viel von inneren Fehden zu erdulden gehabt hatte, empor. Seine für den Seehandel günſtige Lage machten es dem Könige beſonders wichtig.

Unterdeß hatte Friedrich mit ſcharfem Blick den Gang der politiſchen Begebenheiten verfolgt und die weiteren Maßregeln getroffen, die ſeine eigne Sicherheit erforderte. Nach dem Abſchluß des Breslauer Friedens hatte Oeſterreich ſeine ganze Macht gegen die in Böhmen befindlichen franzöſiſchen Armeen gewandt und das Land von ihnen frei gemacht. Dann war das öſterreichiſche Heer gegen Baiern vorgerückt; es vertrieb den Kaiſer, der inzwiſchen Gelegenheit gehabt hatte, von ſeiner Reſidenz Beſitz zu nehmen, auf's Neue. Die Baiern und Fran-

zoſen wurden bis an den Rhein gedrängt. Gleichzeitig hatte ſich auch der König von England gerüſtet und war mit bedeutender Heeresmacht den Franzoſen in Deutſchland gegenüber getreten. Er ſchlug ſie am Main. Nun machten Frankreich und der Kaiſer dem öſterreichiſchen Hofe vortheilhafte Friedensanträge, aber ſie wurden nicht gehört; Maria Thereſia dachte nur an die Abſetzung des Kaiſers, an deſſen Stelle ihr Gemahl, der Herzog Franz, erwählt werden ſollte. Vielmehr ward zwiſchen Oeſterreich, England, Holland und Sardinien ein Bündniß zur Vertheidigung und zum Angriff geſchloſſen (zu Worms, im September 1743); Sardinien war hiezu durch einige Abtretungen von Seiten Oeſterreichs bewogen worden. Als ſich Maria Thereſia gegen den König von England beklagte, daß ſie fortwährend, wie früher gegen Preußen, ſo jetzt wieder zu Abtretungen genöthigt werde, ſchrieb ihr Georg II. bedeutungsvoll zurück: „Madame, was gut zu nehmen iſt, iſt auch gut wiederzugeben.“ Friedrich erhielt eine Abſchrift des Briefes und verſtand die Warnung, die auch für ihn darin lag.

Noch deutlicher wurde ihm die Abſicht der Verbündeten, als auch Sachſen dem Wormſer Bündniſſe beitrat und Friedrich von den, zwar geheim gehaltenen Artikeln des Bundes Kunde erhielt. Darin verpflichteten ſich die Theilnehmer zur wechſelſeitigen Gewährleiſtung ihrer Beſitzungen auf den Grund gewiſſer namhaft gemachter älterer Tractate, unter denen aber der Beſtimmungen des Breslauer Friedens auf keine Weiſe gedacht war. Die geheimen Verhandlungen aus jener Zeit zeigen es in der That klar genug, daß Friedrich jetzt nicht länger müßig zuſchauen durfte, ohne ſich ſelbſt der größten Gefahr auszuſetzen.

Von Seiten des Kaiſers, der in Frankfurt ein kümmerliches Daſein friſtete, wurde er zu gleicher Zeit dringend um Hülfe angegangen. Er beſchloß, thätig einzugreifen; ſein Gedanke war, eine Verbindung der kleineren deutſchen Fürſten zu Stande zu bringen, um auf dieſe Weiſe gegen die öſterreichiſche Uebermacht ein Gegengewicht zu bilden. Zu dem Ende machte er im Frühjahr 1744, unter dem Vorwande, ſeine Schweſtern in Anſpach und Baireuth zu beſuchen, eine Reiſe in das Reich und brachte in der That, am 22. Mai, die Frankfurter Union zu Stande, welche „Deutſchland ſeine Freiheit, dem Kaiſer ſeine Würde

und Europa die Ruhe" wiedergeben ſollte. Aber — da Frankreich den Theilnehmern der Union keine Hülfsgelder zahlen wollte, ſo trat die Mehrzahl derſelben wieder zurück.

So mußte Friedrich's Augenmerk vorzugsweiſe auf den Hauptfeind von England und Oeſterreich, auf Frankreich, gerichtet bleiben, ehe dieſer Staat genöthigt ward, vom Waffenſchauplatz abzutreten. Doch hatten ſich die franzöſiſchen Verhältniſſe ſeit kurzem weſentlich geändert. Der Kardinal Fleury war geſtorben, und es fehlte dem Staate jetzt an einer leitenden Idee; die Maitreſſenregierung Ludwig's XV. mit all ihren Intriguen und Widerſprüchen hatte begonnen. Friedrich erkannte das ſehr wohl, und er gab es auch eines Tages dem franzöſiſchen Geſandten ziemlich deutlich zu verſtehen. Es war in der Oper; der Bühnenvorhang erhob ſich zufällig ein wenig, ſo daß man die Beine einiger franzöſiſchen Tänzer erblickte, die ihre Kunſtſtücke einübten. Der König wandte ſich zu dem engliſchen Geſandten, der neben ihm ſaß, und flüſterte dieſem, aber ſo laut, daß es der franzöſiſche Geſandte hören konnte, in's Ohr: „Sehen Sie da ein vollkommenes Bild des franzöſiſchen Miniſteriums: lauter Beine ohne Kopf!"

Mit einem ſolchen Miniſterium erfolgreich zu unterhandeln war nicht leicht. Friedrich entſchloß ſich, in der Perſon des Grafen Rothenburg einen neuen Geſandten nach Paris zu ſchicken; dieſer, der früher in franzöſiſchen Dienſten geſtanden hatte und ſich bedeutender verwandtſchaftlicher Verbindungen am dortigen Hofe erfreute, kannte am Beſten die dortigen Verhältniſſe. Um ſich indeß vollſtändig von den Fähigkeiten ſeines Geſandten zu überzeugen, beſchloß er, ihn zuvor einer Probe zu unterwerfen. Er ließ ihn zu ſich kommen, übernahm ſelbſt die Rolle der franzöſiſchen Miniſter und hob alle nur möglichen Schwierigkeiten und Gegengründe wider ſeine eigenen Anträge hervor, ohne ſich ſelbſt dabei zu ſchonen. Rothenburg widerlegte Alles ſo geſchickt, daß der König zuletzt ſagte: „Wenn Er ſo gut ſpricht und ſo gute Gründe vorbringt, wird Ihm gewiß der Erfolg nicht fehlen." — Friedrich hatte ſich nicht geirrt. Rothenburg's Erfolge waren ſo glücklich, daß Frankreich ſich auf's Neue rüſtete und am 2. Juni 1744 auf den Grund der Frankfurter Union ein Angriffsbündniß mit Preußen gegen

Digitized by Google

Oeſterreich, zum Schutze des Kaiſers, ſchloß. Frankreich verſprach mit zwei Armeen, am Niederrhein und am Oberrhein, vorzurücken; Friedrich dagegen ſollte in Böhmen einfallen und von den etwanigen Eroberungen das öſterreichiſche Schleſien und den an Schleſien zunächſt angränzenden Theil Böhmens erhalten.

Zu gleicher Zeit war Friedrich bemüht, ſich auch gegen die nordiſchen Staaten ſicher zu ſtellen. Mit Rußland hätte er gern ein Bündniß zu Stande gebracht, doch ward ein ſolches durch engliſche Guineen hintertrieben. Gleichwohl brachte er es dahin, daß die Prinzeſſin Sophie Auguſte von Anhalt-Zerbſt, — die nachmalige Kaiſerin Katharina II., — die in Preußen erzogen und deren Vater Feldmarſchall der preußiſchen Armee war, dem ruſſiſchen Thronfolger verlobt wurde. Hiedurch blieb Friedrich vor der Hand wenigſtens nicht ganz ohne Einfluß auf Rußland.

Ein näheres Verhältniß geſtaltete ſich zu Schweden, indem die Prinzeſſin Ulrike, Friedrich's Schweſter, mit dem ſchwediſchen Thronfolger vermählt ward. Die Vermählung geſchah zu Berlin am 17. Juli 1744; von Seiten des ſchwediſchen Hofes war der Graf Teſſin mit der Blüthe des ſchwediſchen Adels zur feierlichen Werbung nach Berlin geſandt worden; die Stelle des Bräutigams vertrat hier der Prinz Auguſt Wilhelm von Preußen. Es war der letzte Glanzpunkt, mit welchem die kurzen Friedensjahre wiederum erlöſchen ſollten. Friedrich entwickelte bei dieſer Gelegenheit die größte königliche Pracht, aber die Anmuth der Braut ward durch allen Schmuck, in dem ſie erſchien, nicht in Schatten geſtellt. Feſte drängten ſich auf Feſte bis zum Tage der Abreiſe. Man ſuchte den Schmerz der Trennung von einem der geliebteſten Glieder der königlichen Familie zu betäuben, noch am Tage der Abreiſe verſammelte man ſich zur Oper, Friedrich überreichte der Schweſter ein Abſchiedsgedicht, aber nun brachen auch auf allen Seiten die Gefühle übermächtig hervor. Friedrich ſelbſt vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten. Die Prinzeſſin beſtieg den Reiſewagen; und der König ſchritt aus dem Glanz der Feſte und aus den Thränen des Abſchiedes auf's Neue dem Krieg entgegen.

Digitized by Google

Achtzehntes Capitel.

Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Krieges. Feldzug des Jahres 1744.

Schon hatten die franzöſiſchen Armeen den Doppelfeldzug begonnen. Die Nordarmee, bei der ſich König Ludwig XV. ſelbſt befand, war in die öſterreichiſchen Niederlande eingerückt und hatte in kurzer Zeit glückliche Fortſchritte gemacht. Die zweite Armee am Oberrhein aber war nicht ſo glücklich. Ihr ſtand, an der Spitze der öſterreichiſchen Hauptmacht, ein einſichtsvoller Feldherr, Graf Traun, gegenüber. Traun war in den Elſaß eingedrungen, ſeine Truppen ſtreiften bereits nach Lothringen, und es ward nöthig, die franzöſiſche Nordarmee zu ſchwächen, um im Süden nicht weſentliche Verluſte zu erleiden. Hiedurch ward Friedrich genöthigt, ſeine Unternehmung auf Böhmen ſchleuniger in's Werk zu richten, als es ſeine Abſicht geweſen war.

Das preußiſche Heer machte ſich marſchfertig, um in drei Colonnen in Böhmen einzurücken; zwei von dieſen ſollten durch Sachſen, die dritte durch Schleſien gehen, während zwei Armee-Corps zum Schutze der Mark Brandenburg und Oberſchleſiens zurückblieben. Ein preußiſcher General-Adjutant brachte ein kaiſerliches Requiſitorialſchreiben nach Dresden, worin König Auguſt durch Karl VII. aufgefordert ward, den zu ſeiner Hülfe beſtimmten preußiſchen Truppen freien Durchzug durch Sachſen zu verſtatten. König Auguſt war in Warſchau; die ſächſiſchen Miniſter proteſtirten, das Land ſetzte ſich in eine Art Vertheidigungszuſtand; man erreichte dadurch aber nur, daß der Durchmarſch der Preußen, zum Nachtheil des Landes, langſamer von Statten ging.

Am 15. Auguſt (1744) betraten die preußiſchen Armeen die böhmiſchen Grenzen. Dem Einmarſch derſelben ward ein Manifeſt vorausgeſchickt, welches ſich im Allgemeinen auf die Artikel der Frankfurter Union bezog; auch wurden Patente in Böhmen ausgegeben, in welchen die Einwohner vor allen Widerſetzlichkeiten ſtreng gewarnt wurden. Die Preußen fanden keine feindlichen Truppen von Bedeutung vor ſich;

Digitized by Google

die geringen Hinderniſſe, die dem Einmarſch und dem Waſſer-Transport des Proviants entgegengeſetzt waren, wurden bald beſeitigt. In Leitmeritz an der Elbe wurden die Magazine für die Armee angelegt, indem es an Transportmitteln fehlte, um dieſelben zu Lande weiter zu beſchaffen. Am 2. September vereinigten ſich die verſchiedenen Corps der preußiſchen Armee vor Prag.

Alsbald machte man die Anſtalten zur Belagerung der böhmiſchen Hauptſtadt, die durch ein Corps von 12,000 Mann vertheidigt wurde. Am 10. September Abends wurden die Laufgräben an drei verſchiedenen Orten eröffnet. Schwerin hatte einen Angriff auf den Ziskaberg vorbereitet. Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, beſuchte ihn dort während der Nacht. Er fragte den Feldmarſchall im Laufe des Geſpräches, ob er wohl den Namen der Kapelle wiſſe, bei welcher der König ſich gelagert habe. Jener verneinte es; der Prinz aber ſchwang den Hut und rief: „Sancta Victoria!“ — „Da müſſen wir freilich,“ entgegnete Schwerin, „Alles anwenden, um mit dieſer ſchönen Heiligen näher bekannt zu werden.“ Am folgenden Tage geſchah der Angriff, und der Ziskaberg ward genommen. Friedrich, der ſich während des Angriffes in einem der anderen Laufgräben befand, trat, um denſelben zu beobachten, mit vielen Offizieren in's Freie hervor. Die öſterreichiſche Beſatzung aber ward durch die große Menge der vornehmen Uniformen aufmerkſam gemacht, ſie richtete ihre Kanonen nach dieſer Stelle und ein unglücklicher Schuß tödtete den Markgrafen Wilhelm, einen der Vettern des Königs, an der Seite des letzteren. Friedrich wurde durch den Tod dieſes Prinzen um ſo ſchmerzlicher berührt, als ſchon ein Bruder deſſelben, Markgraf Friedrich, in der Schlacht von Mollwitz den Heldentod gefunden hatte. Im Uebrigen waren die Erfolge der Belagerung ſo glücklich, daß die Beſatzung am 16. September capituliren und ſich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte. Sie ward in die ſchleſiſchen Feſtungen abgeführt.

Von Prag rückte Friedrich nach Süden vor und beſetzte die Städte Tabor, Budweis und Frauenberg, ſo daß er bereits den öſterreichiſchen Grenzen nahe ſtand. Er war zu einem Unternehmen in dieſer Richtung durch das Uebereinkommen bewogen worden, welches zwiſchen ihm und

Digitized by Google

König Ludwig **XV.**, in Rückſicht auf ein gemeinſames Zuſammenwirken, getroffen war. Aber die Franzoſen entſprachen ihrer Verpflichtung nicht ſonderlich. Sie geſtatteten der öſterreichiſchen Armee nicht nur alle mögliche Bequemlichkeit, als dieſelbe, auf die Nachricht von Friedrich's Einfall in Böhmen, ſich aus dem Elſaß zurückzog; ſie folgten auch nicht einmal, wie es doch ausdrücklich verabredet war, den Oeſterreichern, als dieſe mit ſchnellen Schritten gegen Friedrich heranzogen. Statt deſſen begannen die Franzoſen, nur auf ihr eignes nächſtes Intereſſe bedacht, Angriffe auf die öſterreichiſchen Beſitzungen im Breisgau.

Dieſer Umſtand machte Friedrich's Stellung in dem ſüdlichen Böhmen bedenklich; aber es traten noch andre, eigenthümlich ungünſtige Verhältniſſe hinzu. Friedrich befand ſich in einem Lande, welches nur geringe Mittel zur Ernährung ſeiner Truppen und zur Fortſchaffung der Magazine darbot. Den Bauern war von Seiten der öſterreichiſchen Regierung anbefohlen worden, ihre Hütten bei Annäherung der Preußen zu verlaſſen, ihre Getraidevorräthe zu vergraben und in die Waldungen zu flüchten. So erblickte die Armee auf ihren Wegen überall nur Wüſteneien und leere Dörfer; niemand brachte Lebensmittel zum Verkauf in's Lager. Der Adel, die Geiſtlichkeit, die Beamten waren treue Anhänger des Hauſes Oeſterreich; religiöſe Anſichten gaben ihnen einen unüberwindlichen Haß gegen die ketzeriſchen Preußen. Endlich ward die preußiſche Armee durch ein zahlreiches Corps von Huſaren umſchwärmt, welches aus Ungarn eingerückt war und alle Verbindungen abſchnitt, ſo daß Friedrich vier Wochen hindurch nichts von Prag erfuhr, nichts von dem Orte, nach welchem die öſterreichiſche Rhein-Armee unter Traun ſich gewandt hatte, nichts von den Rüſtungen, die in Sachſen für Oeſterreich unternommen wurden. Die preußiſchen Reiter, die auf Kundſchaft ausgeſchickt wurden, fielen ſtets jenen überlegenen Schaaren in die Hände. Die Armee ſtand überall, nach Weiſe der Römer, verſchanzt und auf den Umkreis ihres Lagers eingeſchränkt da.

Der Mangel an Nahrung zwang endlich Friedrich, den Rückmarſch anzutreten. In den feſten Orten, die er eingenommen hatte, ließ er Beſatzungen zurück, die jedoch bald durch ungariſche Truppen belagert

Digitized by Google

und, da ihnen die Nahrung abgeſchnitten ward, auch in kurzer Zeit zur Uebergabe gezwungen wurden.

Nach einigen Tagemärſchen traf Friedrich mit der großen feindlichen Armee, die durch ein bedeutendes Corps ſächſiſcher Truppen verſtärkt war, zuſammen. Jetzt glaubte er das Ziel ſeiner Mühſeligkeiten vor ſich zu ſehen; durch eine Feldſchlacht hoffte er entſcheidende Erfolge zu erreichen und ſich zum Herrn des widerwilligen Landes zu machen. Aber Traun wußte für ſein Lager eine ſo vortheilhafte Stellung zu wählen, daß ein Angriff von Seiten der Preußen unmöglich war. Mangel an Nahrung zwang die letzteren, wiederum weiter zu rücken. Das öſterreichiſche Heer folgte ihnen nach, und immer wiederholte Traun, der überdies durch die Bereitwilligkeit der Bewohner des Landes alle Unterſtützung erhielt, daſſelbe Verfahren.

So verſtrich einige Zeit unter Märſchen und Gegenmärſchen zwiſchen der Saſſawa und oberen Elbe, bis Friedrich, da der Mangel, die böſe Jahreszeit, die Beſchwerlichkeiten der Märſche eine Menge Krankheiten in ſeinem Heere erzeugt hatten, ſich genöthigt ſah, über die Elbe zurückzugehen. Er glaubte, die Oeſterreicher, durch den zwiefachen Feldzug erſchöpft, den ſie in dieſem Jahre geführt hatten, würden jetzt ihre Winterquartiere jenſeit dieſes Fluſſes nehmen. Er traf ſeine Anſtalten, um ſich dieſſeits zu behaupten und den Fluß zu decken. Die Feinde aber wußten auch jetzt die Kunde, die ihnen überall über die preußiſchen Bewegungen und Stellungen zugebracht ward, auf's Günſtigſte zu benutzen. Sie erzwangen am 19. November, ganz unvorhergeſehen, an einer Stelle des Fluſſes, wo die geringſte Bedeckung ſtand, bei Solonitz, den Uebergang. Nur ein einziges Bataillon, unter dem Oberſtlieutenant v. Wedell, trat ihnen hier entgegen. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit trotzte daſſelbe fünf Stunden lang und gegen das Feuer von fünfzig Kanonen den öſterreichiſchen Angriffen; dreimal ſchlug es die öſterreichiſchen Grenadiere zurück. Wedell hatte Huſaren zur preußiſchen Armee abgeſchickt; dieſe aber fielen den Oeſterreichern in die Hände, und da keine Hülfe ankam, ſo zog er ſich endlich, doch in vollkommener Ordnung, mit dem Ueberreſt ſeiner tapfern Schaar zu der Armee zurück. Dieſe That erwarb ihm den Ehrennamen des preußiſchen

Digitized by Google

Leonidas. Der Prinz Karl von Lothringen, der den Namen des Anführers der öſterreichiſchen Armee führte, vermochte dem kühnen Feinde ſeine Bewunderung nicht zu verſagen. „Wie glücklich,“ ſo ſprach er zu ſeinen Offizieren, „wie glücklich würde die Königin ſein, wenn ſie in ihrem Heere Offiziere hätte, die dieſem Helden glichen!“

Durch den Uebergang der öſterreichiſchen Armee war das Schickſal des diesjährigen Feldzuges entſchieden. Friedrich mußte ſich entſchließen, Prag aufzugeben, wo er von Schleſien abgeſchnitten geweſen wäre, und nach Schleſien zurückzukehren, wo allein für ſeine Truppen zweckmäßige Winterquartiere zu finden waren. Der Rückmarſch geſchah in drei Colonnen und in ſo guter Ordnung, daß die Feinde keine anderweitigen beſonderen Vortheile über die Preußen erlangen konnten. Der Nachtrab der Colonne, bei welcher Friedrich ſich befand, wurde bei Pleß heftig von einem Corps Panduren angegriffen; als aber die letzteren, mitten im Gefecht, das Geſchrei von Schweinen aus dem Dorfe vernahmen, eilten ſie unverzüglich zu dieſer willkommenen Beute zurück und ließen die Preußen ungeſtört über den Bach Metau vorrücken. Nur die Prager Beſatzung war auf ihrem Rückzuge, durch die Unvorſichtigkeit und Unentſchloſſenheit ihres Anführers, des Generals Einſiedel, größeren Unannehmlichkeiten und ſelbſt Verluſten ausgeſetzt. Friedrich gab deshalb dem General Einſiedel den Abſchied, und auch der Erbprinz von Deſſau, bisher der vorzüglichſte Gönner des Generals, entzog ihm ſeine Achtung. Schwerin aber, der ſchon oft der Anſicht des Erbprinzen gegenüber getreten war, ſo daß der König, um unangenehme Folgen zu verhüten, ſeine ganze Autorität zur Verſöhnung der beiden Feldherren hatte gebrauchen müſſen, ſuchte das Benehmen des Generals zu vertheidigen. Da ihm dies nicht gelang, ſo nahm auch er ſeinen Abſchied und verließ die Armee. — Am 4. December hatte der König den ſchleſiſchen Boden erreicht. Von da ging er nach Berlin zurück, um ſeine Vorbereitungen für die nächſte Zukunft zu treffen.

Friedrich hat auch dieſen Feldzug, in dem zweiten Theile der Geſchichte ſeiner Zeit, einer ſtrengen Kritik unterworfen, ohne die Fehler, die er in demſelben begangen, zu verdecken. „Der ganze Vortheil dieſes Feldzuges,“ ſo ſagt er, „war auf Seiten Oeſterreichs. Herr von Traun

Digitized by Google

ſpielte in demſelben die Rolle des Sertorius, der König die Rolle des Pompejus. Traun's Benehmen iſt ein vollkommenes Muſter, welches jeder Krieger, der ſeine Kunſt liebt, ſtudiren muß, um es nachzuahmen, falls er die Fähigkeiten dazu beſitzt. Der König hat es ſelbſt geſtanden, daß er dieſen Feldzug als ſeine Schule in der Kriegskunſt und Traun als ſeinen Lehrer betrachten muß. Das Glück hat oft für Fürſten ungleich traurigere Folgen, als das Mißgeſchick; jenes macht ſie trunken von Eigendünkel, dieſes giebt ihnen Vorſicht und Beſcheidenheit."

Kaum hatte indeß Friedrich ſeine Armee verlaſſen, als auch die Oeſterreicher von der preußiſchen Furcht, wie ſie es nannten, Vortheil ziehen wollten. Zahlreiche Truppencorps rückten zu Ende des Jahres in Oberſchleſien und in die Grafſchaft Glatz ein; die preußiſchen Corps zogen ſich in die feſten Plätze zurück. Dabei vertheilten die Oeſterreicher ein Manifeſt, in welchem Maria Thereſia den Breslauer Friedensſchluß für abgedrungen erklärte, die Schleſier ihres Gelübdes gegen Friedrich entband und ſie an die glückſelige Zeit erinnerte, welche ſie unter der öſterreichiſchen Herrſchaft genoſſen hatten. Doch ſchnell traf Friedrich ſeine Gegenmaßregeln. Da Schwerin abgegangen war und der Erbprinz von Deſſau gefährlich krank lag, ſo ward der Vater des letzteren, Leopold, der alte berühmte Kriegsheld, nach Schleſien berufen und erhielt den Oberbefehl über die dortigen Truppen. Zugleich erſchien ein königliches Patent zur Beruhigung der Schleſier, in welchem das öſterreichiſche Manifeſt widerlegt und namentlich auch der angebliche Segen der ehemaligen öſterreichiſchen Regierung näher beleuchtet ward. Allen Unbilden der Witterung zum Trotz griffen die Preußen die verſchiedenen Corps der Oeſterreicher mit Muth und Entſchloſſenheit an und trieben ſie, indem ſie ihnen zum Theil große Verluſte zufügten, über die ſchleſiſchen Grenzen zurück. Am 21. Februar (1745) ward bereits in Berlin für die Befreiung Schleſiens ein feierliches Tedeum geſungen. Die Truppen bezogen nun die Winterquartiere, die indeß häufig durch die Streifereien der leichten Völker der öſterreichiſchen Armee beunruhigt wurden.

Als Friedrich nach Berlin zurückgekehrt war, hatte ihn ein hoffnungsreiches Ereigniß begrüßt. Seinem Bruder Auguſt Wilhelm war

Digitized by Google

während des Feldzuges in Böhmen der erſte Sohn (der nachmalige König Friedrich Wilhelm **II.**) geboren worden, ſo daß nun die Thronfolge des königlichen Stammes durch den erſten Sprößling einer neuen Generation geſichert ward. Da Friedrich's Ehe kinderlos blieb, ſo hatte er, ſchon vor dem Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Krieges, ſeinen Bruder durch den Titel des „Prinzen von Preußen" zu ſeinem Nachfolger erklärt. Dem Neugebornen hing er am zweiten Tage nach ſeiner Rückkehr, andeutend, wie hoch er dies günſtige Zeichen des Schickſals ſchätze, eigenhändig den ſchwarzen Adlerorden um.

Aber noch war die Gegenwart von dunkeln Wetterwolken umhüllt. Im Anfang des Jahres 1745 ſchloſſen Oeſterreich, England, Holland und Sachſen in Warſchau ein neues Bündniß zu gegenſeitiger Vertheidigung. Sachſen machte ſich anheiſchig, gegen engliſche Hülfsgelder ein bedeutendes Armeecorps zu ſtellen. Dafür hatte es anfangs mit allgemeinen Worten, in einem ſpäteren Uebereinkommen aber mit beſtimmter Angabe, die Anwartſchaft auf verſchiedene Provinzen des preußiſchen Staates erhalten, während Oeſterreich der Beſitz von Schleſien und Glatz garantirt ward.

Noch bedenklicher wurden die Ausſichten für Friedrich, als am 20. Januar Kaiſer Karl **VII.** ſtarb, und Oeſterreich bald darauf den Sohn des Kaiſers zum Frieden bewog, indem es ihm ſeine Stammlande zurückgab, während er allen weiteren Anſprüchen auf die öſterreichiſche Erbſchaft entſagte und die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiſer zu unterſtützen verſprach. Hiedurch war die Frankfurter Union in ſich zerfallen. Unmittelbar nach dem Tode des Kaiſers hatte Friedrich den König von Frankreich dringend ermahnt, jetzt ſeinen Verpflichtungen nachzukommen und die Unternehmungen gegen Oeſterreich ihrem gemeinſamen Zwecke entſprechend zur Ausführung zu bringen. Aber König Ludwig war hiezu wenig geneigt; der Tod des Kaiſers mochte ihm, zur Entwirrung der Verhältniſſe, nicht ganz unwillkommen ſein, und Friedrich war ihm, der von ſeinen Beichtvätern ebenſo wie von ſeinen Maitreſſen regiert ward, als Haupt der Ungläubigen im Grunde ſeines Herzens verhaßt. Er ſammelte ſeine ganze Macht gegen Flandern,

und ſein Heer erfocht in der That bereits am 11. Mai, bei Fontenay, einen glänzenden Sieg.

So ſah ſich Friedrich, mächtigen Feinden gegenüber, ganz auf ſeine eignen Kräfte zurückgeführt. Alle Mittel wurden nun zur Anwendung gebracht, um den Angriffen, die man zu gewärtigen hatte, durch außerordentliche Rüſtungen begegnen zu können. Mehr als ſechs Millionen wurden aus dem Schatze genommen; anderthalb Millionen ſchoſſen die Landſtände vor; die Mehrzahl des maſſiven Silbergeräthes aus dem Berliner Schloſſe, wozu Friedrich Wilhelm I. einen Theil ſeiner Schätze umgeſchmolzen hatte, die Kronleuchter, Tiſchplatten, Kamingeräthe, beſonders aber der prunkvolle ſilberne Muſikantenchor aus dem Ritterſaale, wurden zu Gelde ausgeprägt. Friedrich's geheimer Kämmerier ließ dieſe Gegenſtände bei Nachtzeit durch zwölf Heiducken in ein Schiff und von da insgeheim auf dem Waſſer zur königlichen Münze transportiren, damit das Volk durch ein ſolches Zeichen der Noth nicht muthlos gemacht werde. Durch dieſe Mittel wurde es möglich gemacht, auf's Reichlichſte für die Vermehrung und für die künftige Verpflegung der Armee zu ſorgen. Als alle dieſe Zurüſtungen vollendet waren, reiſte Friedrich, am 15. März, wieder zur Armee ab.

Neunzehntes Capitel.

Feldzug des Jahres 1745.

Um ſeine Armee nicht zum zweiten Male den Mühſeligkeiten des vorjährigen Feldzuges auszuſetzen, hatte ſich Friedrich entſchloſſen, den Angriff des Feindes auf Schleſien abzuwarten und ſeine ganze Macht an demjenigen Punkte, auf welchem der Feind eindringen würde, zuſammenzuziehen. Ein wichtiger Vortheil für ihn war es dabei, daß Traun von der öſterreichiſchen Armee nach Italien abberufen und ſeine Stelle durch minder umſichtige Heerführer erſetzt war. Die Vorbereitungen der Oeſterreicher deuteten mit Beſtimmtheit darauf hin, daß dieſer Angriff von Böhmen aus geſchehen würde, obgleich, bald nach

Digitized by Google

ſeiner Ankunft bei der Armee, zahlreiche Schaaren leichter ungariſcher Truppen in Oberſchleſien einbrachen, um ihn in ſeinen Vermuthungen irre zu führen. Er ließ ſich hiedurch nicht täuſchen; die Streifereien der Ungarn hatten nur die Folge, daß die preußiſche Reiterei Gelegenheit fand, ihre Kräfte zu üben und ſich in einzelnen kühnen Gefechten Ruhm zu erwerben. Beſonders zeichnete ſich Winterfeldt in dieſem kleinen Kriege aus.

Nachdem Friedrich zuerſt nach Neiſſe gegangen war, zog er, im Mai, ſeine Hauptarmee vor den Gebirgen, welche die Grafſchaft Glatz von Schleſien trennen, zuſammen. Sein Hauptquartier nahm er in dem Ciſtercienſerkloſter Camenz. Hier entging Friedrich, — kurz zuvor, ehe das Hauptquartier nach Camenz verlegt ward, — auf merkwürdige Weiſe der Gefahr der Gefangenſchaft, die ihn in dieſer Gegend ſchon einmal bedroht hatte. Die ſicherſten Zeugniſſe ſtimmen dahin überein, daß die Begebenheit, von der eben die Rede iſt, in dieſe Zeit fällt. Es ſcheint, daß Friedrich einen vorläufigen Beſuch in dem Kloſter gemacht hatte und daß dies einem öſterreichiſchen Streifcorps verrathen war. Plötzlich erſcholl im Kloſter die Meßglocke; alle Mönche wurden zur ungewöhnlichen Stunde, es war des Abends, in den Chor berufen. Der Abt erſchien mit einem Fremden, beide im Chorkleide; es wurden Complett und Metten gehalten, was ſonſt zu dieſer Zeit nie ſtatt fand. Kaum hatte man den Geſang begonnen, ſo erhob ſich im Kloſterhofe großer Lärm; Croaten drangen in die Kirche ein, wagten aber nicht, den Gottesdienſt zu ſtören, der unausgeſetzt fortging. Endlich, nachdem der Lärm lange vorüber war, gab der Abt das Zeichen, den Geſang zu beenden; nun erfuhren die Mönche, daß die Croaten den König von Preußen geſucht, daß ſie aber nur ſeinen Adjutanten gefunden und dieſen mit ſich fortgeführt hätten. Der fremde Geiſtliche war Niemand anders geweſen, als Friedrich ſelbſt. Für ſolche Treue und Geiſtesgegenwart blieb Friedrich dem Abte von Camenz, Tobias Stuſche, fortan äußerſt gnädig gewogen. Mancherlei angenehme Geſchenke wurden dem letzteren überſandt. Unter Anderm erhielt er im folgenden Jahr vom Könige ein koſtbares Meßgewand zugeſchickt; Tobias ließ den preußiſchen Adler darauf ſticken und weihte daſſelbe am nächſten Namensfeſte

Digitized by Google

Friedrich's bei einer feierlichen Meſſe ein. Auch auf die Nachfolger des Abtes erſtreckte ſich Friedrich's Gnade. Noch wird jenes ſeltne Meßgewand in Camenz aufbewahrt, und eine Inſchrift in der Kirche erzählt den Nachkommen die Gefahr und die Rettung des Königs.

Indeß ward Friedrich durch die Bewegungen der Feinde genöthigt, ſich zum Beginn des ernſtlichen Krieges vollſtändig bereit zu machen. Noch ſtand ein Armeecorps unter dem Markgrafen Karl in Oberſchleſien, aber das ganze Land war mit ungariſchen Schaaren überſchwemmt, welche alle Verbindung abſchnitten und die Vereinigung des Markgrafen mit dem Könige zu verhindern ſuchten. Zieten, der ſich bereits im erſten Kriege durch kühne Thaten ausgezeichnet hatte und ſchnell aus einer niedern Stelle zum Befehlshaber eines Huſarenregiments emporgerückt war, erhielt den Auftrag, mit ſeinem Regiment zum Markgrafen zu eilen und ihm den Befehl zum ungeſäumten Aufbruch zu überbringen. Der Auftrag war nicht leicht ausführbar, doch boten die eben angekommenen neuen Pelze des Regiments Gelegenheit zu einer kecken Liſt. Die Pelze wurden angelegt, und das Regiment ſah in ihnen faſt einem der kaiſerlichen Regimenter gleich. So zog man ruhig des Weges hin, ſchloß ſich unerkannt einem öſterreichiſchen Trupp an und ritt mitten durch die Schaaren der Feinde. Ganz ſpät erſt wurde Zieten erkannt, aber nun ſchlugen die Huſaren ſich glücklich durch und brachten ſelbſt noch einige gefangene Offiziere mit. Der Marſch des Markgrafen Karl zur Hauptarmee war beſchwerlicher; weit überlegene Schaaren traten ihm entgegen. Aber muthig griff er ein Regiment nach dem andern an, bahnte ſich mit ſiegreicher Hand den Weg und führte ſein Corps in das Lager des Königs, wo den Tapfern reiches Lob geſpendet ward. Das ganze Heer brannte vor Begierde, ſich ähnlichen Ruhm zu erwerben. Die Gelegenheit dazu war nicht mehr fern.

Die Armeen der Oeſterreicher und Sachſen hatten ſich zu Trautenau vereinigt und rückten von hier gegen die ſchleſiſche Grenze vor. Friedrich zog mit ſeiner Armee nach Schweidnitz und beſetzte in vortheilhafter Stellung die Strecke zwiſchen Schweidnitz und Striegau. Um den Feind ſicher zu machen, hatte er das Gerücht ausſprengen laſſen, daß er ſich nach Breslau zurückziehe; auch war zu demſelben

Digitized by Google

Behufe an den Straßen, die nach Breslau führen, gearbeitet worden. Jetzt berief Friedrich auch den Vortrab ſeiner Armee aus dem Gebirge zurück und ließ daſſelbe Gerücht wiederholen. Der Feind ging in die Falle und traf auf keine Weiſe die Vorſichtsmaßregeln, deren er, einer ſo bedeutenden Armee gegenüber, bedurfte. So kamen die feindlichen Armeen bis zum Ausgang der Gebirge. Auf dem Galgenberge bei Hohenfriedberg, wo die ganze Ebene vor den Blicken ausgebreitet liegt, hielten die ſächſiſchen und öſterreichiſchen Generale Kriegsrath; Friedrich's Truppen waren durch Gebüſche und Erdwälle ſo verſteckt, daß nur geringe Schaaren ſichtbar blieben. Dies beſtärkte die Gegner in ihrem Irrthum, und ſchon wurden die Pläne entworfen, wie man mit geringſter Beſchwerde ganz Schleſien in Beſitz nehmen könne. Darauf begannen ihre Truppen den weiteren Marſch.

In der darauf folgenden Nacht, vor dem 4. Juli, ließ Friedrich ſeine Armee in aller Stille ſich bei Striegau verſammeln, in einer Stellung, welche dem niederrückenden Feinde die günſtigſte Gegenwehr darbot. Mit Tagesanbruch ſtellten ſich die Preußen in Schlachtordnung. Ehe dieſe aber noch vollendet war, kam bereits die ſächſiſche Armee, welche den Befehl hatte, Striegau einzunehmen, die Anhöhe herabgezogen. Sie ward auf's Höchſte durch die Gegenwart der Preußen überraſcht. Der rechte Flügel der letzteren warf ſich unverzüglich mit ſolchem Ungeſtüm auf die Sachſen, daß ſie ſchon niedergeſchmettert und in die Flucht getrieben waren, ehe noch die Oeſterreicher genaue Kunde von dem Ereigniß bekamen. Der Prinz von Lothringen, der die öſterreichiſche Armee befehligte, hatte zwar das Schießen gehört; er meinte jedoch, es ſei der Angriff auf Striegau. Da meldete man ihm, alle Felder ſeien mit Sachſen beſät, und nun mußte auch er ſich in Eile zum Kampfe bereit machen. Aber auch die Oeſterreicher wurden mit gleicher Heldenkühnheit empfangen. Keins der preußiſchen Corps wich, Alles drang unaufhaltſam vor, Jeder ſuchte es dem Andern an Tapferkeit und Unerſchrockenheit zuvorzuthun, und ſo ward in wenig Morgenſtunden der glänzendſte Sieg erfochten. Friedrich ſelbſt hatte den Seinen das Beiſpiel der entſchloſſenſten Todesverachtung gegeben, als er drei Bataillone gegen die öſterreichiſchen Feuerſchlünde führte, die die

Mannſchaft rottenweiſe neben ihm niederſtreckten, ſo daß nur 360 Mann mit ihm die Anhöhe erreichten. Hier ließ er ſie mit gefälltem Bajonett auf die Batterie eindringen. Den höchſten Ruhm aber erwarb ſich das Dragoner-Regiment von Baireuth, unter Anführung des Generals Geßler, welches ganz allein zwanzig feindliche Bataillone in die Flucht trieb, 2500 Gefangene machte, und 66 Fahnen und vier Geſchütze erbeutete. Im Ganzen hatten die Oeſterreicher und Sachſen in dieſer Schlacht, die von Hohenfriedberg oder von Striegau benannt wird, gegen 17,000 Mann an Gefangenen, Todten, Verwundeten und Vermißten ſammt vielen Fahnen und Kanonen verloren, während der Verluſt der preußiſchen Armee an Mannſchaft nicht die Hälfte jener Summe betrug. Dem baireuthiſchen Dragoner-Regiment wurden vom Könige, zum ſteten Andenken an ſeine kühne That, außerordentliche Ehrenzeichen verliehen. Friedrich aber ſagt, in der Geſchichte ſeiner Zeit, bei Gelegenheit des Sieges von Hohenfriedberg: Die Welt ruhet nicht ſicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer ſolchen Armee.

Ein franzöſiſcher Botſchafter, der Ritter de la Tour, der an Friedrich die Nachricht von dem Siege bei Fontenay überbracht hatte, war bei dem preußiſchen Siege gegenwärtig geweſen. Als er, vorher, Friedrich um die Erlaubniß bat, einige Zeit bei ſeinem Heere verweilen zu dürfen, fragte ihn dieſer: „Sie wollen alſo zuſehen, wer Schleſien behalten wird?“ — „Nein, Sire,“ entgegnete der franzöſiſche Ritter, „ich will nur davon Zeuge ſein, wie Ew. Majeſtät Ihre Feinde züchtigen und Ihre Unterthanen vertheidigen werden.“ Jetzt erhielt er von Friedrich ein Antwortſchreiben an König Ludwig XV., in dem es hieß: „Ich habe den Wechſel bei Friedberg eingelöſt, den Sie bei Fontenay auf mich gezogen.“ Der bittre Ton dieſer Bemerkung war durch Ludwig's Benehmen veranlaßt worden. Friedrich hatte es, ehe es zum Kampfe kam, nicht an neuen Bemühungen fehlen laſſen, um den König von Frankreich zu entſchiedneren Schritten gegen Oeſterreich zu vermögen. Man hatte ſich von dort auf den Sieg von Fontenay berufen. Friedrich aber hatte darauf bemerkt, daß die Franzoſen in Flandern kaum 6000 Oeſterreicher in Beſchäftigung hielten, daß die franzöſiſchen Siege zwar höchſt glorwürdig für König Ludwig ſeien, ſeinen Verbün-

10 *

Digitized by Google

deten aber ungefähr eben ſo nützlich, wie ein Sieg am Ufer des Skamander oder wie die Einnahme von Peking. Darauf war eine kalte und ſtolze Antwort erfolgt, und ſo ſchien das freundſchaftliche Verhältniß der beiden verbündeten Könige, auch was die äußerlichen Formen anbetrifft, ſeinem Ende entgegen zu gehen.

Die fliehenden Feinde waren bis auf die erſten Anhöhen des Gebirges verfolgt worden. Hier hatte Friedrich Halt machen laſſen, da ſeine Truppen, durch den vorangegangenen Nachtmarſch und die Anſtrengung des hitzigen Treffens erſchöpft, der Ruhe bedurften. Erſt am folgenden Tage brach er zur Verfolgung des Feindes auf; ſein Vortrab erreichte den Nachtrab des Feindes, griff dieſen, der an der Friedberger Schlacht nicht Theil genommen hatte, an und ſchlug ihn in die Flucht. Die feindlichen Armeen zogen ſich in Eile nach Böhmen zurück. Als Friedrich auf dieſem Zuge in Landshut eintraf, umringte ihn ein Haufe von zweitauſend Bauern, die ihn um die Erlaubniß baten, Alles, was von Katholiken in jener Gegend ſei, doch todtſchlagen zu dürfen. Es war der Schrei nach Rache für all jene harten Bedrückungen, welche die ſchleſiſchen Proteſtanten von den katholiſchen Prieſtern zu erdulden gehabt hatten. Friedrich erinnerte die empörte Menge an die Gebote der Schrift, daß ſie ihre Beleidiger ſegnen und für ihre Verfolger beten ſollten. Die Bauern wurden durch ſolche Aeußerungen der Milde betroffen; ſie ſagten, der König habe Recht, und ſtanden von ihrem grauſamen Begehren ab.

Friedrich war, wie er bereits vor der Schlacht von Hohenfriedberg den Plan gefaßt hatte, dem Feinde nach Böhmen gefolgt, um die böhmiſchen Grenzdiſtricte ihrer Nahrungsmittel zu berauben und hiedurch die Oeſterreicher zu verhindern, ihre Winterquartiere wieder in der Nähe von Schleſien zu beziehen. Tiefer in Böhmen einzudringen wagte Friedrich nicht; nach den Erfahrungen des vorjährigen Feldzuges war er darauf bedacht, ſich ſtets in ſolchen Stellungen zu halten, daß er die Bedürfniſſe für ſeine Truppen aus Schleſien beziehen konnte. Der Prinz von Lothringen hatte ein feſtes Lager zu Königingrätz eingenommen; Friedrich ſtand ihm in gleich ſicheren Lagern, anfangs zu Jaromirz, hernach zu Chlumetz, gegenüber. Nur der kleine Krieg zwiſchen

Digitized by Google

den leichten Truppen, die Angriffe auf die Proviantzüge und dergleichen brachten Abwechſelung in das einförmige Leben und gaben Gelegenheit zu kühnen, zuweilen auch zu launigen Thaten. So hatte ſich einſt ein preußiſches Detachement, welches zu Smirſchitz ſtand, eine ergötzliche Kriegsliſt ausgedacht, um den Panduren die Luſt an ihren fortgeſetzten Angriffen auf eine dort befindliche Schanze zu verderben. Die preußiſchen Grenadiere verfertigten nämlich, ſo gut ſie es eben zu Stande bringen konnten, einen Gliedermann, coſtümirten dieſen als Grenadier und ſtellten ihn an der Stelle auf, welche gewöhnlich von dem äußerſten Wachtpoſten eingenommen ward. Sie ſelbſt verbargen ſich hinter Geſträuchen und fingen an, den Gliedermann durch Schnüre zu bewegen. Die Panduren bemerkten aus der Ferne den fröhlichen Muth der Wache, ſchlichen ſich heran, ſchoſſen ſie glücklich nieder und ſtürzten nun ſchnell näher, den Gefallenen ſeiner Habſeligkeiten zu berauben. Jetzt aber empfing ſie ein lebhaftes Feuer aus dem Gebüſch, die Verwundeten wurden gefangen gemacht, und die Entfliehenden jagten ihrem Corps hinlängliche Furcht ein, ſo daß ähnliche Angriffe fortan unterblieben. — Auch zu den Beweiſen ritterlicher Geſinnung fand ſich Gelegenheit. So äußerten einſt die Offiziere eines öſterreichiſchen Detachements, als ſie mit einem preußiſchen Corps zuſammentrafen, zu den Offizieren der letzteren verbindlicher Weiſe: „Es iſt ein Vergnügen, mit Euch, Ihr Herren, zu fechten; man findet dabei immer etwas zu lernen.“ Die Preußen erwiederten, nicht minder höflich, die Oeſterreicher ſeien ihre Lehrer geweſen; wenn ſie gelernt hätten, ſich gut zu vertheidigen, ſo ſei dies geſchehen, weil man ſie allezeit gut angegriffen habe. Zu unausgeſetzter Vorſicht und Entſchloſſenheit wurden die preußiſchen Streifcorps beſonders durch einen kühnen öſterreichiſchen Parteigänger, Franchini, genöthigt.

Friedrich war um ſo mehr genöthigt, ſich in ſicheren Lagerplätzen vor einem unvorhergeſehenen Angriff der öſterreichiſchen Armee zu ſchützen, als er die ſeinige durch die Abſendung einiger bedeutenden Corps hatte ſchwächen müſſen. Als Oberſchleſien von den preußiſchen Truppen geräumt ward, fanden die Ungarn Gelegenheit, ſich dort frei und nach Bequemlichkeit auszubreiten; auch die Feſtung Koſel fiel, durch den

Verrath eines der Offiziere der Beſatzung, in ihre Hände. Jetzt ſandte Friedrich einen Theil ſeiner Truppen dahin zurück, der auch in kurzer Zeit, am 6. September, Koſel wieder eroberte und ſodann ganz Oberſchleſien von den Ungarn frei machte. Ein zweites Corps ward zur Verſtärkung der preußiſchen Armee geſchickt, die in Halle unter dem Fürſten von Deſſau ſtand und den Angriffen, die man von Sachſen zu erwarten hatte, begegnen ſollte. Denn in Sachſen hatten auf's Neue Rüſtungen ſtattgefunden, die auf ein feindliches Unternehmen ſchließen ließen und ein ſehr ernſtliches Manifeſt von Seiten Friedrich's veranlaßten. Der Marſch der preußiſchen Truppen nach Halle hatte zur Folge, daß auch der größte Theil der ſächſiſchen Truppen, welche mit den Oeſterreichern zuſammen in Böhmen ſtanden, nach Sachſen berufen wurde.

Vorerſt indeß verfuhr Friedrich gegen Sachſen nicht angriffsweiſe, da er neue Hoffnungen zu einer friedlichen Beendigung ſeiner Angelegenheiten faſſen durfte. Der engliſche Hof hatte ſchon ſeit einiger Zeit, in Folge eines Miniſterwechſels, friedlichere Geſinnungen geäußert, und ſo kam jetzt, am 22. September, zu Hannover eine Convention zwiſchen Friedrich und dem Könige von England zu Stande, wodurch der letztere jenem auf's Neue den Beſitz von Schleſien verbürgte und auch Oeſterreich und Sachſen zum Frieden zu bewegen verſprach, während Friedrich ſich verpflichtete, die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiſer anzuerkennen. Dieſe Wahl war zu Frankfurt am 13. September, trotz der Proteſtation der Geſandten von Preußen und Kurpfalz, erfolgt. Aber nun war auch in Maria Thereſia der ganze altkaiſerliche Stolz ihrer Vorfahren erwacht; ſie hielt es für unvereinbar mit ihrer Würde, wenn ſie ſich mit einem Fürſten, den ſie als einen rebelliſchen Unterthan betrachtete, in Unterhandlungen einließe; ſie ſagte öffentlich, daß ſie lieber das Kleid vom Leibe als Schleſien miſſen wolle. Eben ſo wenig war Sachſen zum Abſchluſſe des Friedens geneigt. König Auguſt wünſchte vor Allem, die polniſche Krone in ſeinem Hauſe erblich zu machen, wozu ihm eine Vergrößerung ſeiner Macht und eine Verbindung ſeiner ſächſiſchen Erbländer mit Polen durch einige Provinzen des preußiſchen Staates allzu vortheilhaft bedünkte.

Digitized by Google

Dem Prinzen von Lothringen waren Verſtärkungen zugeſandt worden, auch ein Paar Feldherren, welche ihn in dem Entwurf ſeiner Operationen unterſtützen ſollten. In der That verſuchten die Oeſterreicher alsbald einige heftigere Angriffe, die indeß durch die Tapferkeit der preußiſchen Truppen zurückgeſchlagen wurden. Friedrich's Lager hatte eine zu ſichre Stellung, als daß es mit Erfolg anzugreifen geweſen wäre. Friedrich vergnügte ſich daran, aus ſeinem Zelte, das auf einer Anhöhe lag, die öſterreichiſchen Generale zu beobachten, wie dieſe täglich zur Berathſchlagung hervortraten, lange Fernröhre auseinanderſchoben, um ſeine Stellung zu unterſuchen, und dann wieder, beſſern Rath von der Zukunft erwartend, zurückgingen.

Indeß ſah ſich Friedrich genöthigt, den Standpunkt ſeiner Armee zu verändern. Er ging weiter nordwärts, um nun auch den Theil des böhmiſchen Gebirges, welcher ſich zwiſchen Niederſchleſien und die Grafſchaft Glatz hineinſchiebt, von ſeinen Nahrungsmitteln zu entblößen und dadurch die Scheidewand, welche Schleſien während des bevorſtehenden Winters vor feindlichen Einfällen ſchützen ſollte, vollkommen zu machen. Zur Beſetzung der Gebirgspäſſe mußte er jedoch ſein Heer auf's Neue durch die Abſendung einiger Corps ſchwächen, ſo daß ſeine ganze verſammelte Streitmacht nur aus wenig mehr als 20,000 Mann beſtand, während die der Oeſterreicher, die ſeinem Gange gefolgt waren, ſich auf mehr als 30,000 Mann belief.

Er hatte ſein Lager bei dem Dorfe Staudenz genommen und war im Begriff, von dort nach Trautenau vorzurücken, als unvermuthet, am 30. September frühmorgens, die öſterreichiſche Armee in Schlachtordnung gegen ihn anrückte. Seine Stellung war wenig günſtig, indem es ihm an Mannſchaft gebrach, um alle wichtigen Punkte des Terrains genügend zu beſetzen; aber auch die Oeſterreicher befanden ſich in einer unvortheilhaften Stellung, da ſie, umgekehrt, nicht Gelegenheit fanden, ihre Kräfte vollkommen auszubreiten. Friedrich benutzte dieſen Umſtand mit raſcher Entſchloſſenheit. Statt, wie die Oeſterreicher erwartet hatten, ſich zurückzuziehen und ſich ſo unter vielleicht noch ungünſtigeren Verhältniſſen angreifen zu laſſen, breitete er ſchnell ſeine ganze Macht in Einer Linie aus, ſo daß er von dem Feinde nicht überflügelt

Digitized by Google

werden konnte. Dieſe Aufſtellung mußte unter einem ſprühenden Regen feindlicher Granaten vollzogen werden; aber kein Soldat äußerte Furcht, keiner verließ ſeinen Platz. Friedrich ſelbſt ritt eine ſtarke Viertelſtunde lang unter dieſem Kugelregen, ohne jedoch getroffen zu werden; eine Kugel, die ihn niedergeriſſen haben würde, ward durch den Kopf ſeines Pferdes, das ſich eben ſcheu emporbäumte, aufgefangen. Die Oeſterreicher ließen dieſe Aufſtellung im Uebrigen ruhig geſchehen. Nun brach die preußiſche Reiterei auf die feindliche ein; ſie ſtürzte das erſte Treffen der letzteren, dieſes fiel auf das zweite, das zweite auf das dritte; 50 Schwadronen wurden ſo durch 12 Schwadronen in kurzem Anfall überwältigt, und das ungünſtige Terrain verhinderte ſie, ſich auf's Neue zu ſammeln. Dann ſtürmte der rechte Flügel der Preußen jene Batterie, mit welcher die Oeſterreicher die Schlacht eröffnet hatten, während ein einzelnes Bataillon des linken Flügels eine ſtarke Colonne der Feinde in die Flucht trieb. Unaufhaltſam ſchritten nun die Preußen vor. Noch war im Mittelpunkte des Treffens eine ſteile Anhöhe von den Oeſterreichern beſetzt; auch dieſe ward in kurzer Friſt von der preußiſchen Garde genommen. Das Schickſal wollte es, daß hier zwei Brüder einander im Kampfe gegenüber ſtanden; denn die Oeſterreicher befehligte hier Prinz Ludwig von Braunſchweig, während der jüngere Bruder deſſelben, Prinz Ferdinand, an der Spitze der preußiſchen Garde ſtand und hier zuerſt die Proben des Heldenmuthes ablegte, der ihn ſpäter ſo berühmt gemacht hat. Noch ſuchten ſich die zurückgetriebenen Oeſterreicher auf den einzelnen Anhöhen des bergigen Bodens wieder zu ſammeln, aber immer drangen die Preußen ihnen nach, bis ſie ſich endlich in vollkommener Flucht in die ausgebreiteten Waldungen retteten, die dem ſogenannten Königreiche Silva angehören. Friedrich hemmte das Nachſetzen bei dem Dorfe Soor, nach welchem die Schlacht in der Regel benannt wird. Der Sieg war vollkommen. Nur einen großen Theil der Bagage hatte Friedrich verloren, indem dieſe einem ungariſchen Corps in die Hände gefallen war. Doch hatte gerade dieſer Umſtand den Sieg weſentlich erleichtert; denn die Ungarn ließen die willkommene Gelegenheit zur Beute nicht vorübergehen und verſäumten es dadurch, ihrer Beſtimmung gemäß den Preußen in den Rücken zu fallen.

Digitized by Google

An der Verfolgung des Feindes wurden die Preußen durch den Wald gehindert, indem ſie ſich dort, ohne ſonderlichen Vortheil zu erlangen, nur den größten Gefahren hätten ausſetzen müſſen. Die augenblickliche Unbequemlichkeit des Verluſtes der Bagage war bei ſo großem Gewinn leicht zu verſchmerzen. Selbſt der König hatte ſein ganzes Feldgeräth und ſeine Bedienung verloren; er konnte den Sieg nach Breslau nur durch ein Paar mit Bleiſtift geſchriebene Zeilen melden. Auch fehlte es für den Augenblick an Nahrung. Als Friedrich zu Abend ſpeiſen wollte und ſich nur ein Paar Flaſchen Wein vorfanden, mußte ein Offizier ausgeſchickt werden, um Brod beizutreiben. Nach langem Suchen fand dieſer endlich einen Soldaten, der noch ein Brod übrig hatte. Er bot ihm einen Ducaten dafür, aber der Soldat wollte es nicht hergeben, auch nicht für reicheren Lohn; als er jedoch hörte, daß es für den König beſtimmt ſei, ſo entſchloß er ſich, dieſem die Hälfte zu bringen. Friedrich nahm das koſtbare Geſchenk mit freundlichem Danke an. In kurzer Zeit aber war der Mangel wieder erſetzt; auch ſtatt ſeiner verlornen Bücher ließ ſich Friedrich ſchleunig andre aus Berlin zuſenden, da er die Stunden der Muße nicht gut ohne wiſſenſchaftliche Lectüre verbringen konnte.

Mit dem Gepäcke des Königs war zugleich ein zierliches Windſpiel, das den Namen Biche führte, verloren gegangen. Dieſer einzige Verluſt war Friedrich ſehr empfindlich; er hatte ſein beſondres Wohlgefallen an dem anmuthigen Thiere, wie er überhaupt ſtets von der Geſellſchaft einiger zierlichen Hunde umgeben war. Die Feinde ſuchten indeß dem Könige gefällig zu ſein und ſandten Biche wieder zurück. Es wird erzählt, daß Friedrich eben am Schreibtiſch geſeſſen habe, als das Windſpiel heimlich in ſein Zimmer hereingelaſſen ward; es ſprang unbemerkt auf den Tiſch und legte ihm die beiden Vorderpfoten um den Hals; Friedrich war durch das unerwartete Wiederſehen ſo freudig überraſcht, daß ihm die Thränen in's Auge traten. Aber die kleine Biche hatte ſich auch ſchon früher als eine wahrhaft getreue Freundin erwieſen. Friedrich hatte ſich einſt beim Recognosciren zu weit vorgewagt; plötzlich bemerkte er einen Trupp Panduren, der ihm des Weges entgegengeritten kam; ihm blieb nichts übrig, als eilig in einen Graben hinabzuſpringen

und ſich unter einer Brücke zu verbergen. Aber nun fürchtete er, daß Biche, die bei ihm war, bei dem Geräuſch der Huftritte der Pferde bellen und ihn ſo verrathen würde; das Thier jedoch, als ob es die Gefahr ſeines Herrn ahne, ſchmiegte ſich dicht an ihn und gab keinen Laut von ſich.

Der Erfolg der Schlacht von Soor war, daß Friedrich's Abſichten für die Beendigung des Feldzuges keine weiteren Hinderniſſe im Wege ſtanden. Denn zu neuen Unternehmungen in Böhmen war er wenig geneigt. Ehrenhalber blieb er mit ſeiner Armee fünf Tage lang auf dem Schlachtfelde ſtehen. Dann wandte er ſeinen Marſch nach Trautenau, die dortige Gegend noch auszufouragiren. Von da ging er nach Schleſien zurück, deſſen Boden am 19. October betreten ward. Der Marſch durch die Engpäſſe der Gebirge war nicht ohne Gefechte vor ſich gegangen, indem die preußiſche Armee von leichten ungariſchen Truppen umſchwärmt ward; doch blieben die größeren Verluſte dabei auf Seiten der letzteren. Der Hauptheil der Armee wurde in der Gegend von Schweidnitz, unter dem Oberbefehle des Erbprinzen von Deſſau, in Cantonnirungsquartiere gelegt. Nachdem Friedrich erfahren hatte, daß die öſterreichiſche Armee ſich in drei Haufen getrennt habe, was erwarten ließ, daß auch ſie die Winterquartiere ſuchen würde, begab er ſich nach Berlin zurück.

Zwanzigſtes Capitel.

Nachſpiel des zweiten ſchleſiſchen Krieges.

In Berlin war Friedrich als Sieger eingezogen; er wünſchte und hoffte, daß jetzt für die Friedens-Unterhandlungen ein günſtiger Zeitpunkt gekommen ſein würde. Aber die Oeſterreicher und Sachſen theilten dieſe Geſinnung nicht; im Gegentheil hatte der ſächſiſche Miniſter, Graf Brühl, der ſich durch Friedrich's Manifeſt gegen Sachſen empfindlich verletzt fühlte, einen neuen Sturm heraufbeſchworen. An demſelben Tage, am 8. November, an welchem die Siegeszeichen der

Digitized by Google

Schlachten von Hohenfriedberg und Soor in den Kirchen aufgehängt wurden, erhielt Friedrich die geheime Nachricht, daß die ſächſiſche und die öſterreichiſche Armee unverzüglich zuſammenſtoßen würden, um ihn in der Mark Brandenburg anzugreifen. Bald kamen auch andre Nachrichten zur Beſtätigung dieſer erſten: in der ſächſiſchen Lauſitz wurden beträchtliche Magazine zum Unterhalt der öſterreichiſchen Truppen, die man daſelbſt erwartete, angelegt; ein Theil der öſterreichiſchen Armee machte ſich bereit, aus Böhmen in Schleſien einzufallen; ein Corps der öſterreichiſchen Rhein-Armee, unter dem General Grünne, war im Anmarſch, um einen Angriff unmittelbar auf Berlin zu unternehmen.

Aber, ſo plötzlich dieſe Unternehmungen auf Friedrich hereinzubrechen drohten, ebenſo ſchnell hatte er auch ſchon ſeine Maßregeln zu ihrer Abwehr ergriffen. Der alte Fürſt von Deſſau erhielt auf's Neue den Oberbefehl über die Armee bei Halle, mit welcher er im Herbſte den ſächſiſchen Truppen gegenüber geſtanden hatte; er ſollte von dieſer Seite in Sachſen einbrechen, während Friedrich ſich an die Spitze der ſchleſiſchen Armee ſetzte, um Sachſen von der Seite der Lauſitz anzugreifen. So wollte man von beiden Seiten gegen Dresden vordringen. Zur Deckung Berlins konnte man nur eine geringe Beſatzung zurücklaſſen; aber die Bürgerſchaft ſtellte ſelbſt ein beträchtliches Corps, welches ſich rüſtig im Waffenhandwerk übte; zugleich ſuchte man die Reſidenz durch Schanzarbeiten gegen einen erſten Angriff des Feindes ſicher zu machen.

Friedrich traf am 15. November bei der ſchleſiſchen Armee in Liegnitz ein. Während die Oeſterreicher in die Lauſitz einrückten, beobachtete er daſſelbe Verfahren, welches ihm ſchon einmal, bei Hohenfriedberg, zum Siege verholfen hatte. Er ſprengte Gerüchte aus, als ob er furchtſam nur ſeine Grenzen zu decken ſuche und ſeine Hauptarmee zurückziehe; auch ließ er zu gleichem Zwecke wieder einige ſcheinbare Maßregeln treffen. Der Prinz von Lothringen ward glücklich auf's Neue getäuſcht. Unerwartet ſtand Friedrich in der Lauſitz und traf am 23. November, bei Katholiſch-Hennersdorf, auf die ſächſiſchen Regimenter, welche den Vortrab der öſterreichiſchen Armee ausmachten. Dieſe wurden geſchlagen, und ihr Verluſt brachte die öſterreichiſche Hauptarmee ſo in Verwirrung, daß ſie ſich von einem Orte zum andern zu-

Digitized by Google

rückzog. Görlitz, mit einem beträchtlichen Magazine, mußte ſich Friedrich ergeben, bald auch Zittau, wo der Nachtrab der Oeſterreicher geworfen und ihre Bagage genommen ward; in kurzer Friſt war die ganze Lauſitz in Friedrich's Händen. Die öſterreichiſche Armee hatte ſich nach Böhmen zurückgezogen. Gleichzeitig war auch der Angriff der Oeſterreicher auf Schleſien glücklich abgeſchlagen worden. Ganz Sachſen gerieth in Schrecken, und das Corps des Generals Grünne, welches ſich bereits den brandenburgiſchen Grenzen näherte, ward eilig zu der ſächſiſchen Armee zurückberufen.

Friedrich benutzte dieſe erſten günſtigen Erfolge, um König Auguſt die Hand zum Frieden, auf den Grund der mit England abgeſchloſſenen hannöverſchen Convention, zu bieten. Aber Auguſt, oder vielmehr Brühl, verlangte vorerſt Einſtellung der Feindſeligkeiten und Bezahlung aller durch den Einmarſch der Preußen verurſachten Kriegsſchäden. Auf dieſe Bedingung einzugehen hatte Friedrich natürlich keine Luſt; auch weiter fortgeſetzte Verhandlungen führten zu nichts. Brühl hatte ſeinen König klüglicher Weiſe, als die Gefahr ſich Dresden näherte, nach Prag geführt, damit er ihm ſo den Anblick des Kriegselendes erſpare und damit nur ſeine Stimme das Ohr des Königs zu erreichen vermöge.

So mußte der Krieg mit erneutem Eifer fortgeſetzt werden. Friedrich rückte in Sachſen ein und trieb den Fürſten von Anhalt, der ſeine Anſtalten, aus Eigenſinn oder Alter, ziemlich ſäumig begonnen hatte, zur Eile. So brach nun auch dieſer auf, beſetzte Leipzig am 30. November und kam am 6. December zu Meiſſen an, während Friedrich ſich demſelben Punkte näherte. Der Prinz von Lothringen hatte indeß Böhmen auf's Neue verlaſſen; er vereinigte ſich am 13. December mit den Sachſen bei Dresden. Das ſächſiſche Miniſterium wies ſeiner Armee jedoch, unverſtändiger Weiſe, ſo weitläuftige Quartiere an, daß er vierundzwanzig Stunden Zeit gebraucht hätte, um ſie zuſammenzuziehen; ſeine Proteſtationen gegen dieſe Einrichtung waren vergeblich. An der Spitze der ſächſiſchen Armee, die Dresden zunächſt gegen den Angriff der Preußen decken ſollte, ſtand Graf Rutowski; als dieſen der Prinz von Lothringen erſuchte, ihn beim Fall eines Angriffes möglichſt zeitig benachrichtigen zu laſſen, erwiederte der Graf, er

Digitized by Google

brauche keine Hülfe. So hatten die Sachſen ihr Schickſal ſelbſt heraufbeſchworen.

Am 15. December rückte der Fürſt von Anhalt gegen Dresden vor. Gleichzeitig beſetzte Friedrich Meiſſen, welches die Verbindung der beiderſeitigen Elbufer ausmachte, ſo daß er nach beiden Ufern hin den etwanigen Unternehmungen des Feindes begegnen konnte. Hier empfing er einen Brief, welcher von Seiten der ſächſiſchen Regierung ein günſtigeres Eingehen auf ſeine Anerbietungen verhieß und die Kunde brachte, daß auch Maria Thereſia zum Frieden geneigt ſei. Kaum aber hatte er den Brief zu Ende geleſen, als plötzlich der Himmel von einem Feuerſcheine übergoſſen ward und das Getöſe einer fürchterlichen Kanonade erſcholl. Es war der Beginn der Schlacht, welche der Fürſt von Deſſau den Sachſen lieferte.

Bei Keſſelsdorf hatte Fürſt Leopold dieſe in einer vortrefflichen Stellung gefunden. Nur der linke Flügel der Sachſen, der ſich auf Keſſelsdorf ſtützte, war zugänglich, aber hier drohte eine ſtarke Batterie jeden Angriff abzuſchlagen. Die übrigen Theile des ſächſiſchen Heeres ſtanden auf hohem Felsrande, vor dem ſich ein tiefer Grund hinzog und deſſen mit Eis und Schnee bedeckte Abhänge unerſteiglich ſchienen. Um ſo größeren Ruhm aber verhieß der Sieg: — es war der Tag gekommen, an welchem der alte Heerführer ſeine fünfzigjährige Kriegerbahn durch die glänzendſte That krönen ſollte. Kaltblütig traf er ſeine Anordnungen. Auf den unerſchrockenen Muth ſeiner Soldaten konnte er ſicher bauen, denn ihm, den ſie für ganz kugelfeſt hielten, folgten ſie, wo er ſie auch führen mochte. Er ſprach noch ein kurzes Gebet, das ſeinen Sinn zu kräftigen wohl geeignet war. „Lieber Gott,“ — das waren ſeine Worte, — „ſtehe mir heute gnädig bei! oder willſt Du nicht, ſo hilf wenigſtens die Schurken, die Feinde nicht, ſondern ſiehe zu, wie es kommt!“ Dann gab er das Zeichen zum Angriff. Zweimal wurde der Angriff auf die Batterie durch den Hagel der feindlichen Granaten zurückgeſchlagen. Da rückten die Sachſen zur Verfolgung vor, aber augenblicklich ſtürmte auch ein preußiſches Dragoner-Regiment auf ſie ein und ſchmetterte ſie nieder. Schnell war das Dorf beſetzt, die Batterie erobert, die feindliche Reiterei auseinander geſprengt, ſo daß

Alles in verwirrter Flucht ſein Heil ſuchte. Indeß hatte der linke Flügel der Preußen, unter Anführung des Prinzen Moritz von Deſſau, kühnen Muthes jenen moraſtigen Grund durchſchritten und den Felshang erklettert; nach kurzem Kampfe waren die Feinde auch hier zum Weichen gebracht. Der Graf Rutowski kam mit ſeinen Sachſen fliehend in Dresden an, wo der Prinz von Lothringen eben beſchäftigt war, die öſterreichiſche Armee zuſammenzuziehen. Dieſer ſchlug dem Grafen vor, mit ihm vereint am folgenden Tage den Preußen auf's Neue entgegen zu gehen. Aber jener war zu ſehr von Furcht erfüllt, als daß er etwas Weiteres zu wagen verſucht hätte. Er bewies dem Prinzen, daß ſie, um ihre Truppen zu retten, ſich gegen die böhmiſchen Grenzen zurückziehen müßten, was denn auch ſogleich in's Werk geſetzt ward.

Friedrich beſuchte am zweiten Tage darauf das Schlachtfeld und ſah mit Bewunderung, wie ſein tapferes Heer das unmöglich Scheinende möglich gemacht hatte. Der Fürſt von Anhalt, der ihn führte, erhielt die ehrenvollſte Anerkennung ſo heroiſcher Thaten. Am 18. December zog Friedrich in Dresden ein, nachdem ſich die Stadt ſeiner Gnade hingegeben hatte; ein Corps Landmiliz, das man überflüſſiger Weiſe nach dem Abmarſche der Armee in die Stadt gelegt, ward entwaffnet und, nebſt andern Gefangenen, zur Ergänzung der preußiſchen Armee verwandt. Unmittelbar nach ſeinem Einzuge begab ſich Friedrich auf das Schloß, zu den Kindern König Auguſt's, die hier zurückgeblieben waren. Er bemühte ſich, ihre Beſorgniſſe zu mildern; als ſie den Handkuß abſtatteten, umarmte er ſie liebreich, und ſicherte ihnen alle Ehren zu, die ihrem Range gebührten. Die Wache des Schloſſes blieb zu ihrer freien Dispoſition. Eben ſo begegnete er den Miniſtern des Königs und den fremden Geſandten auf's Leutſeligſte. Am Abend beſuchte er das Theater, wo man ihm die Oper Arminio vorführte. Es war eine von den Opern, mit denen Brühl den Geſinnungen ſeines Herrn zu ſchmeicheln wußte. Dieſe enthielt eine künſtleriſche Anſpielung auf die Verbindung König Auguſt's mit Maria Thereſia. Wohlweislich aber ließen die Sänger einen Chor aus, der auf Friedrich's Benehmen zielen ſollte, deſſen Moral aber jetzt auf König Auguſt ſelbſt zurückfiel; es hieß darin, daß es thörichter Stolz ſei, ſeinen Thron auf

Digitized by Google

den Ruinen einer fremden Macht zu erbauen. Am folgenden Tage wohnte Friedrich einem feierlichen Tedeum bei, das in der Kreuzkirche geſungen ward.

Nun gediehen die Friedens-Verhandlungen zum ſchnellen Schluſſe, indem auch vom öſterreichiſchen Hofe ein Geſandter zu demſelben Zwecke nach Dresden geſchickt war. Am 25. December wurde der Friede zu Dresden geſchloſſen. Es wurden darin im Weſentlichen alle Beſtimmungen des Breslauer Friedens wiederholt, nur mußte Sachſen ſich dazu verſtehen, an Preußen die Summe von einer Million Reichsthaler zu zahlen. Friedrich erkannte die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiſer an.

Schon am 28. December hielt Friedrich ſeinen Einzug in Berlin, den der Enthuſiasmus des Volkes für den jungen königlichen Helden zu einem ſeltnen Feſte geſtaltete. Feierliche Züge holten ihn ein, Frauen und Mädchen beſtreuten den Weg, auf dem er hinfuhr, mit Blumen, von allen Seiten erſcholl der begeiſterte Ruf: „Es lebe der König, es lebe Friedrich der Große!“ Der König war ernſt und tief bewegt; er grüßte nach allen Seiten, ſprach mit Allen, die ſeinem Wagen nahe kamen, und bemühte ſich ſorglich, die Zudrängenden vor Schaden zu behüten. Den Abend, die ganze Nacht hindurch war die Stadt feſtlich beleuchtet. Tauſend verſchiedenartige Sinnbilder waren an den Fenſtern aufgeſtellt, faſt an allen Häuſern las man die Inſchrift: **Vivat Fridericus Magnus!** Bis zum Morgen zog das Volk jubelnd umher, Freudenſchüſſe erſchollen rings durch die Straßen.

Friedrich war am Abend, in Geſellſchaft ſeiner Brüder, in die Stadt gefahren, um noch einmal den Jubel ſeines Volkes in Augenſchein zu nehmen. Doch hatte er dabei ein beſondres, ſchmerzlich theures Geſchäft im Sinne. In einem abgelegenen Gäßchen ließ er den Wagen halten, trat in ein Haus, und ſtieg die engen Treppen empor. Dort wohnte ſein alter treuer Lehrer Dühan. Der Greis hatte nicht zu ihm kommen können, denn die letzte Krankheit hielt ihn an ſein Lager gefeſſelt. Friedrich trat an das Bett des Sterbenden. „Mein lieber Dühan,“ ſprach er zu ihm, „wie ſchmerzt es mich, Sie in dieſem Zuſtande zu finden. Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederher-

Digitized by Google

ſtellung und zur Linderung Ihrer Leiden thun: Sie ſollten ſehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden bringen würde." — Dühan antwortete: „Ew. Majeſtät noch einmal geſehen zu haben iſt der ſüßeſte Troſt, der mir zu Theil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter werden!" Er machte eine Bewegung, die Hand des Königs zu ergreifen und ſie zu küſſen. Friedrich ließ es nicht zu, ſagte ihm mit tiefſtem Schmerze Lebewohl und eilte fort. Am folgenden Morgen ſtarb Dühan. — Auch Andre waren nicht zu Friedrich's Begrüßung erſchienen. Seine liebſten Freunde, Jordan und Keyſerling, waren dem alten Lehrer im Laufe des verfloſſenen Jahres bereits vorangegangen. „Das war meine Familie," ſo hatte Friedrich auf die Nachricht von ihrem Tode noch an Dühan geſchrieben, „und ich glaube nun verwittwet und verwaiſet zu ſein und in einer Herzenstrauer, welche finſtrer und ernſter iſt als die ſchwarzen Kleider. Erhalten Sie mir Ihre Geſundheit und bedenken Sie, daß Sie mir beinahe allein noch von allen meinen Freunden übrig ſind." Friedrich ſorgte mit Vatertreue für die Kinder der Verſtorbenen.

Der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich währte noch geraume Zeit fort. Erſt der Friede von Aachen, am 18. October 1748, brachte denſelben zum Schluß. Friedrich erhielt in dieſem Frieden eine neue Gewähr für den Beſitz Schleſiens. Sein Verhältniß zu dem Könige von Frankreich war ſo gut wie aufgelöſet, obgleich das zwiſchen beiden beſtehende Bündniß erſt im Jahre 1756 zu Ende gehen ſollte. Noch einmal hatte ſich Friedrich, als die letzte drohende Gefahr ihm von Sachſen und Oeſterreich bereitet ward, an König Ludwig gewandt, aber er hatte nur eine Antwort erhalten, die den abgeneigten Sinn mit leeren Höflichkeiten ſchlecht übertünchte. Dafür ward der Friede von Dresden nach Frankreich in ähnlichem Style gemeldet. Und als, vor dem Abſchluſſe des Aachener Friedens, ein engliſcher Geſandter mit Friedrich unterhandelte, ſo konnte dieſer ſeinem Hofe in voller Wahrheit berichten: „Das Herz des Königs iſt noch deutſch, ungeachtet der franzöſiſchen Verzierungen, welche auf der Oberfläche erſcheinen."

Digitized by Google

Einundzwanzigſtes Capitel.

Friedrich's Regierung bis zum ſiebenjährigen Kriege.

Mit erneutem Eifer widmete ſich Friedrich, nachdem er ſeinem Lande den Frieden zurückerkämpft, der Sorge für das Wohl ſeines Volkes. Im Großen wie im Kleinen ſtrebte er fördernd, rathend, helfend einzuwirken; alle Kräfte des Staates ſetzte er zu fröhlichem Wetteifer in Bewegung. Elf Jahre der Ruhe, die ihm zunächſt vom Schickſal vergönnt waren, bereiteten ihm das freudige Gefühl, daß ſein Streben nicht vergeblich geweſen ſei.

Durch die Erwerbung Schleſiens hatte er ſeine Staaten um ein Drittheil vergrößert; jetzt ließ er es ſich angelegen ſein, auch im Innern ſeines Reichs neue Eroberungen zu machen. Wüſte Strecken wurden urbar gemacht, zahlreiche Dörfer angelegt und mit Koloniſten bevölkert. Schon im Jahre 1746 begannen die großartigen Arbeiten in den Brüchen des untern Oderthales, die vor allen durch den glücklichſten Erfolg belohnt wurden. Als Friedrich, nach Vollendung dieſer Arbeiten, auf dem Damme des Oderbruches ſtand und die blühenden Fluren überblickte, die auf ſein Wort hervorgetreten waren, konnte er mit innerer Befriedigung ſagen: „Hier iſt ein Fürſtenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe.“ — Auch in Oſtfriesland wurde durch Dämme gegen die Fluten angekämpft und Land wieder gewonnen, das ſchon ſeit Jahrhunderten von den Meereswellen überſpült war.

Ebenſo wurden, um die Flußſchifffahrt zu begünſtigen, mancherlei Kanalbauten unternommen. Zu Swinemünde, am Ausfluſſe der Oder in die Oſtſee, wurde ein Hafen angelegt, und hiedurch Stettin zu einer wichtigen Handelsſtadt erhoben; verſchiedene andre Einrichtungen dienten vortheilhaft zur Begünſtigung des Stettiner Handels. Emden wurde zum Freihafen erklärt und dort eine aſiatiſche und eine bengaliſche Handelsgeſellſchaft geſtiftet. Mit noch größerem Eifer ward für die Verbeſſerung und Vermehrung der Fabriken und Manufacturen geſorgt.

Digitized by Google

Durch alle dieſe Einrichtungen erhöhte ſich die Zahl der Einwohner und die Summe der Staats-Einkünfte in kurzer Zeit um ein Bedeutendes.

Vorzügliche Sorgfalt wandte Friedrich auf die Verbeſſerung der Rechtspflege. Die Juſtizverwaltung war in ſehr üblem Zuſtande; tauſend Mißbräuche waren eingeriſſen, in unendlichen Förmlichkeiten ſchleppten ſich die Proceſſe hin, die Erlangung des gebührenden Rechts ſtand nur zu oft mit den aufzuwendenden Koſten in ſchlechtem Einklange. Friedrich hatte dieſem Unweſen mit äußerſtem Unwillen zugeſehen; er entſchloß ſich jetzt, mit Macht durchzugreifen und ſchnell Ordnung zu ſchaffen. An dem Miniſter Cocceji fand er den Mann, der zu einem ſolchen Geſchäft Einſicht und Kraft beſaß. Durch Cocceji wurde zunächſt in der Provinz Pommern, wo vornehmlich die Juſtizverwaltung in der größten Verwirrung war, der Anfang gemacht; er ſetzte es durch, daß hier in der kurzen Zeit von acht Monaten die ungeheure Summe von 2400 Proceſſen, die zum Theil ſchon lange ſchwebten, zu Ende gebracht ward, ſo daß kein Proceß übrig blieb, der älter als ein Jahr war. Hierauf ward eine beſondre Proceßordnung für Pommern ausgearbeitet. Friedrich war mit Cocceji's Erfolgen ſo zufrieden, daß er ihn zu ſeinem Großkanzler ernannte und ihm die förmliche Juſtizreform in ſeinen geſammten Staaten übertrug. Auch dieſer neuen, ungleich größeren Arbeit unterzog ſich Cocceji, ſeinem hohen Alter zum Trotz, mit unermüdlichem Eifer, und in Einem Jahre ſchon brachte er es dahin, daß alle untauglichen Richter und Sachwalter aus ihren Stellen entfernt und durch brauchbare und getreue Staatsdiener erſetzt waren. Nach Friedrich's Plane entwarf er ferner eine neue Proceßordnung, der zufolge alle Proceſſe in Einem Jahre beendet werden ſollten. Endlich ging er auch an die ſchwierigſte Arbeit, die Grundlage des Rechts auf klare und beſtimmte Principien zurückzuführen, und ſchon im Jahre 1749 erſchien ſein Entwurf eines neuen preußiſchen Geſetzbuches unter dem Titel: „Project des Corporis juris Fridericiani". Friedrich ließ, zum Gedächtniß dieſer wohlthätigen Neuerungen, die von ganz Europa angeſtaunt und nachgeahmt wurden, eine Medaille prägen, auf welcher das Bild der Gerechtigkeit dargeſtellt war, in der Hand eine ſehr ungleiche Wagſchale haltend, die von dem Könige mit dem Scepter

Digitized by Google

niedergedrückt und in's Gleichgewicht gebracht wird. Cocceji erhielt von Friedrich ein goldnes Exemplar dieſer Medaille und andre ſehr bedeutende Beweiſe der königlichen Gnade. Friedrich ſagt von ihm, ſeine Tugend und Rechtſchaffenheit ſeien der ſchönen Tage des römiſchen Freiſtaats würdig geweſen; ſeine Gelehrſamkeit und Aufklärung hätten ihn, gleich einem zweiten Tribonian, zur Geſetzgebung, zum Segen der Menſchheit berufen. —

Zugleich erforderte die eigenthümliche Lage des preußiſchen Staates eine unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die Angelegenheiten des Heeres, in welchem vorzugsweiſe die Sicherheit und die ehrenhafte Stellung des Staates beruhte. Unermüdlich ſorgte Friedrich für die immer erhöhte Ausbildung, für die Geſchicklichkeit, für die Zucht ſeiner Truppen. Jährlich verſammelte er ſie in großen Lagern, wo die mannigfaltigſten Manoeuvres ausgeführt wurden. Das Fußvolk ward in verſchiedenen Auswickelungen und Stellungen, im Angriff und in der Vertheidigung verſchiedenartiger Localitäten, im raſchen Uebergang über die Flüſſe, überhaupt in allen den Bewegungen und Schwenkungen geübt, die man vor dem Feinde zu machen hat. Auf die Reiterei ward die vorzüglichſte Sorgfalt gewandt, und unabläſſig arbeitete Friedrich daran, dieſe Truppengattung ganz auf diejenige Stufe der Bedeutung zu erheben, die von ihr im Kriege erfordert wird. Zu den von ihm ſelbſt herangezogenen Offizieren berief er treffliche Reiterführer aus Ungarn und Polen, die mit ihm bemüht waren, ihre Untergebenen zur ungeſäumten Befolgung der Befehle, in denen Kühnheit und Liſt Hand in Hand gehen, geſchickt zu machen. Schon unmittelbar nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege, im Jahre 1746, ward ein großes Uebungslager ſolcher Art bei Potsdam gehalten. Hier ſetzte Friedrich u. a. gewiſſe Prämien für diejenigen Huſaren aus, die ſich durch Keckheit und Verſchlagenheit im Dienſte auszeichneten. Es iſt uns ein beſondrer Zug aus dieſem kriegeriſchen Spiele, der zugleich einen Blick in Friedrich's Herzensgüte geſtattet, aufbehalten worden.

Friedrich hatte, um Offiziere und Leute auf den Feldwachen und auf den Piquets munter zu erhalten, den Huſaren den Befehl gegeben, an dem Lager umherzuſtreifen, die Wachen zu allarmiren und denen, die

ſich überrumpeln ließen, den Hut vom Kopfe zu nehmen. Auf den Hut hatte er den Preis eines Ducatens geſetzt. Ein alter verdienter Küraſſier-Offizier, Major Leopold, hatte ſich, nach der Hitze eines anſtrengenden Manoeuvres, mitten unter ſeinen Reitern einen Feldſtuhl aufgeſchlagen und war darauf unverſehens eingeſchlafen. Das merkte ein umherſchwärmender Huſar, ſchlich leiſe näher, nahm dem ſchlummernden Greiſe den Hut vom Kopfe, und ſprengte damit zum Könige. Friedrich erkundigte ſich, wenig erfreut über das Ungeſchick des Offiziers, wem der Hut gehöre; bei dem Namen des braven Greiſes ward jedoch ſein finſtrer Blick wieder ruhig. Am folgenden Morgen ließ er den Major zu ſich kommen, der ſehr niedergeſchlagen über den Vorfall eintrat. Der König kam ihm freundlich entgegen und ſprach, mit dem Finger drohend: „Hör' Er, lieber Leopold, auf der Feldwacht muß man nicht ſchlafen! Er thut bei ſeinen Jahren am Beſten, wenn Er quittirt. Ich will Ihn mit fünfhundert Thalern Penſion in Ruhe ſetzen. Er hat einen Sohn im Regiment, der iſt Standartenjunker; nicht ſo?" — Der Major bejahte es. „Sein Sohn," fuhr der König fort, „hat alle Anlagen zu einem tüchtigen Offizier. Damit er aber nicht nach dem Beiſpiel ſeines Vaters auf der Feldwacht einmal ſchläft, nehm' ich ihn als Cornet in der Garde du Corps mit nach Potsdam."

Einen beſondern Ruf hat unter dieſen militairiſchen Uebungen das große Feldmanoeuvre erhalten, welches im Jahr 1753 in der Gegend von Spandau ausgeführt wurde. Es waren zu demſelben mehrere fürſtliche Perſonen eingeladen und aus allen preußiſchen Provinzen Generale und Stabsoffiziere berufen. Doch hatten nur die ausdrücklich Berufenen Zugang zu dem Manoeuvre, allen Uebrigen war der Zutritt ſtreng verwehrt, da Friedrich eben nicht Luſt empfand, ſeine Erfahrungen im weitern Kreiſe mitgetheilt zu wiſſen. Wie im Kriege waren deshalb Vorpoſten ausgeſtellt, und die Huſaren patrouillirten beſtändig; einige Neugierige, die ſich trotz der Anordnungen des Königs näher wagten, wurden auf Befehl ein wenig geplündert, was denn die Uebrigen abſchreckte. Dies Alles ſpannte die Neugierde des Publicums in hohem Maße; ſogar auswärtige Höfe wurden auf das Unternehmen, das wirklich kriegeriſche Rüſtungen zu verrathen ſchien, aufmerkſam.

Digitized by Google

Der Neugierde zu genügen und den kriegsgelehrten Forſchungen der Fremden Raum zu unſchuldigen Unterſuchungen zu geben, ließ Friedrich eine angebliche Beſchreibung dieſes bei Spandau gehaltenen Manoeuvres im Druck erſcheinen; ſie enthielt aber nur die Schilderung ganz phantaſtiſcher, zum Theil verkehrter Kriegsübungen, nach dem Vorbilde jener Phantaſtereien, die in dem berühmten ſächſiſchen Luſtlager vom Jahre 1730, welchem Friedrich als Kronprinz ſelbſt beigewohnt, ausgeführt waren. Nur Wenige indeß merkten den Spaß; die Meiſten ſtudirten die Beſchreibung als ein Ergebniß tiefſinniger und unergründlicher Kriegserfahrung. —

Was die religiöſen Angelegenheiten anbetrifft, ſo hielt Friedrich hierin an dem weiſen Regenten-Grundſatze feſt, den er ſelbſt in einer ſeiner Schriften mit den Worten ausgeſprochen hat: „Der falſche Glaubenseifer iſt ein Tyrann, der die Lande entvölkert; die Duldung iſt eine zarte Mutter, welche ſie hegt und blühen macht.“ Und in der That trug die Befolgung dieſes Grundſatzes weſentlich zu der immer ſteigenden Blüthe ſeiner Staaten bei. Einer ſolchen Anſicht durfte Friedrich, der zu der Höhe des Gedankens ſich emporgearbeitet hatte und mehr auf den Inhalt als auf die Form ſah, mit Ueberzeugung ſich hingeben. Daß es ihm hiebei, trotz manchen leichten Witzwortes, welches ihm ein und das andre Mal wohl über heilig gehaltene Gegenſtände entſchlüpfte, in innerſter Seele Ernſt war, dafür hat er Zeugniß genug gegeben; nur wollte er für ſich eben ſeinen Weg gehen. Eins der erhabenſten Zeugniſſe iſt das Kirchengebet für die Erhaltung des Königs, das er während des zweiten ſchleſiſchen Krieges bei der Armee, und nachmals auch in allen Kirchen ſeines Staates, einführen ließ. Früher hieß das Gebet: „Inſonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen ſein Ihro Majeſtät unſern theuerſten König,“ wobei dann der Name des Königs genannt ward. Friedrich hatte ſchon als Kronprinz daran Anſtoß gefunden; der Prunk mit der irdiſchen Majeſtät ſchien ihm, dem höchſten Weſen gegenüber, wenig ſchicklich und die Nennung des Namens vor dem Allwiſſenden ſehr überflüſſig. Er ſetzte ſtatt deſſelben die Worte: „Inſonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen ſein Deinen Knecht, unſern König.“

Digitized by Google

Natürlich mußte die Erwerbung eines vorzugsweiſe katholiſchen Landes, wie Schleſien, die vorzüglichſte Gelegenheit zu den Beweiſen religiöſer Duldung darbieten, und Friedrich fuhr fort, ſeinen katholiſchen Unterthanen ſich als ein ebenſo liebevoller Vater zu erweiſen, wie er es den proteſtantiſchen Unterthanen war; freilich forderte er von ihnen auch den gleichen Sinn, damit alle Bewohner ſeiner Lande Ein Band der Liebe und Eintracht umſchlinge. Der Papſt war durch die glückliche Löſung der katholiſchen Verhältniſſe Schleſiens höchlich erfreut und ſorgte gern dafür, dem Könige Beweiſe ſeiner Theilnahme zu geben. So ermahnte er den Nachfolger des im Jahre 1747 verſtorbenen Kardinals Sinzendorf, den Grafen Schaffgotſch, in ſeinem Beſtätigungsbriefe ausdrücklich, er möge ſich ſeinem gegen die katholiſche Kirche ſo wohlgeſinnten Fürſten auf alle Art ergeben bezeigen. Eine beſondre Freude erweckte es dem Papſte, als Friedrich den Katholiken Berlins die Erlaubniß zu dem Bau einer eignen prächtigen Kirche gab, auch ihnen den dazu erforderlichen Platz und einen Theil der Baumaterialien ſchenkte. Am 13. Juli 1747 wurde, unter allem Pomp und allen Ceremonien, welche die katholiſche Kirche vorſchreibt, der Grundſtein zu dieſem Gotteshauſe durch einen königlichen Bevollmächtigten gelegt.

Dabei aber vergaß Friedrich nicht den hohen Beruf, der ihm, als dem mächtigſten der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, zum Schutze des proteſtantiſchen Glaubens oblag. Der Erbprinz von Heſſen-Caſſel war zur katholiſchen Religion übergegangen; Friedrich verbürgte den Ständen des Landes, in Gemeinſchaft mit dem Könige von England, die Erhaltung der evangeliſchen Landesreligion. Ebenſo ſicherte er den Württembergern den evangeliſchen Glauben ihrer künftigen Landesherren, als der katholiſche Prinz Friedrich Eugen von Württemberg ſich mit einer Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt vermählte. Mit beſonderem Eifer nahm ſich Friedrich der Proteſtanten in Ungarn an, die ihn, bereits im Jahre 1743, um ſein Fürwort gegen die Bedrückungen, welche ſie daheim erdulden mußten, gebeten hatten. Schon damals hatte er eine nachdrückliche Vorſtellung nach Wien geſandt, in welcher er ſich geradezu den Protector der Proteſtanten nannte, die Königin auf die möglichen Folgen ihres Verfahrens aufmerkſam machte und ſelbſt mit

Digitized by Google

Repreſſalien drohte, die er gegen die Katholiken Schleſiens gebrauchen würde. In Wien aber hatte man dieſe Vorſtellung nicht eben wohlwollend aufgenommen; man hatte es ſogar geläugnet, daß in Ungarn Religions-Beſchwerden vorhanden ſeien. Da ſolchergeſtalt die unmittelbaren Unterhandlungen erfolglos blieben, jene Bedrückungen aber, nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege, noch ärger wurden, auch eine Schrift des Biſchofs von Vesprim erſchien, welche die Kaiſerin geradezu zur Vertilgung der Ketzer aufforderte, ſo ſandte Friedrich, im Jahre 1751, dem Fürſtbiſchofe von Breslau ein ſehr ernſtliches Schreiben zu, damit dieſer von geiſtlicher Seite entgegen zu wirken ſuche. Das Schreiben iſt voll des tiefſten Gefühles; Friedrich ſpricht es deutlich aus, wie es ihm nur um die Freiheit des Glaubens zu thun ſei, indem er ja für die Ungarn, die im letzten Kriege Feindſeligkeiten genug gegen ihn verübt, keine äußeren Verbindlichkeiten habe; er läßt es durchblicken, wie wenig erfreut die katholiſche Kirche ſein dürfte, wenn einmal das Gegentheil eintrete und ein katholiſches Land durch einen proteſtantiſchen Fürſten auf gleiche Weiſe geknechtet werde. Der Fürſtbiſchof ſchickte das Schreiben an den Papſt, und dieſer verordnete wenigſtens, für die ſchleſiſche Kirche beſorgt, die Einziehung jener ärgerlichen Schrift des ungariſchen Biſchofs.

Durch das Verhältniß zu den ungariſchen Proteſtanten und zu der geringen Willfährigkeit des Wiener Hofes gegen ſeine Bitten erklärt ſich eine anziehende kleine Begebenheit, welche Friedrich herbeiführte, um wirklich einmal eine Art von Repreſſalie ausüben zu können; aber ſie zeugt zugleich von der durchaus gemüthlichen Laune des großen Königs, die ihn viel mehr nur zu einer ſcherzhaften Drohung, als zu einer wirklichen Bedrückung ſeiner Unterthanen trieb. Es war im Jahre 1750. Der König begegnete in den Gärten von Potsdam einem jungen Manne von fremdartigem Aeußern und fragte ihn, wer er ſei. Dieſer nannte ſich als den Candidaten Hedheſſi aus Ungarn; er ſei reformirter Religion, habe in Frankfurt an der Oder Theologie ſtudirt und wünſche jetzt, ehe er in ſein Vaterland heimkehre, noch die Reſidenzen des Königs zu ſehen. Friedrich ließ ſich weiter in ein Geſpräch mit ihm ein; die ſchnellen verſtändigen Antworten, die er erhielt, gefielen ihm ſo, daß er

jenem endlich den Antrag machte, in ſeinen Staaten zu bleiben, er wolle für ſein Unterkommen ſorgen. Der Candidat jedoch ſah ſich, ſeiner Familienverhältniſſe wegen, genöthigt, dieſen gnädigen Antrag abzulehnen. Friedrich ſagte ihm nun, wenn er nicht bleiben könne, ſo möge er ſich wenigſtens eine andre Gnade von ihm ausbitten. Der Candidat wußte nichts, was er von dem Könige von Preußen zu bitten hätte. „Kann ich Ihm denn gar keinen Gefallen thun?“ wiederholte Friedrich. „Etwas könnten Ew. Majeſtät,“ fiel jetzt der Candidat ein, „doch für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich habe mir verſchiedene theologiſche und philoſophiſche Bücher gekauft, die, meines Wiſſens, in Wien verboten ſind; die wird man mir gewiß wegnehmen. Die Jeſuiten haben die Reviſion der Bücher, und die ſind ſehr ſtreng. Wollten nun Ew. Majeſtät die Gnade für mich haben —“. Der König unterbrach ihn ſchnell und ſprach: „Nehm' Er ſeine Bücher nur in Gottes Namen mit, kauf' Er ſich noch dazu, was Er denkt, daß in Wien recht verboten iſt, und was Er nur immer brauchen kann. Hört Er? Und wenn ſie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, ſo ſag' Er nur, ich habe ſie Ihm geſchenkt. Darauf werden die Herren Patres wohl nicht viel achten, das ſchadet aber nichts. Laß' Er ſich die Bücher nur nehmen, geh' Er aber dann gleich zu meinem Geſandten und meld' Er ſich bei ihm: erzähl' Er dem die ganze Geſchichte und was ich Ihm geſagt habe. Hernach geh' Er in den vornehmſten Gaſthof, und leb' Er recht koſtbar. Er muß aber täglich wenigſtens Einen Ducaten verzehren, und bleib' Er ſo lange, bis ſie Ihm die Bücher wieder in's Haus ſchicken, das will ich ſchon machen. Hört Er? ſo mach' Er's, ſie ſollen Ihm ſeine Bücher in's Haus ſchicken, dafür ſteh' ich Ihm, verlaß' Er ſich auf mein Wort, aber einen Ducaten muß Er, wie geſagt, jeden Tag verzehren.“ Darauf befahl der König dem Candidaten zu warten, ging in das Schloß und kam kurz darauf mit einem Papiere zurück, worauf die Worte ſtanden: „Gut, um auf Unſere Koſten in Wien zu bleiben. Friedrich.“ Der König befahl ihm, dies Papier dem Geſandten zu überbringen, ermahnte ihn noch einmal, in Wien nicht zu ſparen, verſicherte ihn auch, er ſolle noch die beſte Pfarre in Ungarn erhalten, und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe. Es geſchah, wie es voraus zu ſehen war; die Bücher des

Digitized by Google

Candidaten wurden, unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Wien, von der dortigen Cenſur-Commiſſion confiscirt. Hedheſſi wandte ſich nun an den preußiſchen Geſandten; dieſer hatte bereits ſeine Inſtruction erhalten, ließ ihn in den beſten Gaſthof führen und meldete den Stand der Dinge an den König. Alsbald erging ein Befehl des Königs nach Breslau, die koſtbare Bibliothek des dortigen Jeſuiter-Collegiums zu verſiegeln und durch Wachen zu beſetzen. Die Jeſuiten wurden im höchſten Grade beſtürzt; da ihnen aber in Breslau Niemand den Grund der königlichen Ungnade entdecken konnte, ſo entſchloſſen ſie ſich, eine Deputation an den König nach Potsdam zu ſchicken. Dort angekommen, hatten ſie mehrere Wochen zu warten, ehe ſie vorgelaſſen wurden. Als ſie endlich zur Audienz gelangten, verwies ſie Friedrich wegen dieſer Angelegenheit an ſeinen Geſandten in Wien und bat ſie, ihn gleichzeitig ihren Collegen, den dortigen Bücher-Reviſions-Commiſſarien, zu empfehlen. Sie gingen alſo unverrichteter Sache nach Breslau zurück, und man ſah ſich genöthigt, eine neue Deputation nach Wien zu ſchicken. Der Geſandte bedauerte, daß er ebenfalls ihnen nicht Aufklärung geben könne; doch ſei ein junger Mann am Orte, dem hätten die Jeſuiten von Wien einen Kaſten mit Büchern weggenommen. Jetzt wußten die Abgeordneten, was ſie zu thun hatten; es verging kaum eine Stunde, und Hedheſſi war im Beſitz ſeiner ſämmtlichen Bücher. Ehe die Abgeordneten aber Wien verließen, hatten ſie vorher auch noch die Gaſthofsrechnung des Candidaten zu bezahlen. Nun eilten ſie wieder zurück nach Potsdam; der König empfing ſie ſehr gnädig und gab ihnen einen Kabinetsbefehl zur Wiedereröffnung ihrer Bibliothek. Der Pater Rector aber empfing von Friedrich ein beſondres Schreiben, des Inhalts, daß, wenn Hedheſſi, oder die Seinen, oder überhaupt die Reformirten in Ungarn wegen dieſer Sache beleidigt werden würden, und wenn der Candidat nicht die beſte Pfarre in Ungarn erhalte, das Jeſuiter-Collegium zu Breslau dafür einſtehen müſſe. Es geſchah jedoch Alles nach des Königs Wunſch. —

Durch die Ausführung großartiger Bauten ſorgte Friedrich fort und fort für den würdigen Schmuck ſeiner Reſidenzen. Aber er hatte dabei nicht blos den Eindruck der Pracht und der künſtleriſchen Größe,

Digitized by Google

welchen das vollendete Gebäude auf das Auge des Beſchauers hervorbringt, im Sinne; er ſchaffte durch dieſe Unternehmungen zugleich einer Menge von Unterthanen Verdienſt, er ſorgte durch ſie für den ſchnelleren Umlauf des Geldes, und gab den verſchiednen Handwerkern Gelegenheit zu ihrer vollkommneren Ausbildung. Daher berührte es ihn auch, wenn etwa ein unvorhergeſehenes Unglück auf dieſe öffentlichen Anlagen einbrach, nicht beſonders tief; die Wiederherſtellung ſchaffte ihm nur neue Gelegenheit, ſeinen Unterthanen die eben genannten Vortheile zufließen zu laſſen. So war es, als im Jahre 1747 im Charlottenburger Schloſſe ein Brand ausbrach; der ganze Hof war eben in dieſem Schloſſe anweſend; Alles drängte ſich — es war zur Nachtzeit — in Verwirrung und Entſetzen durcheinander; nur Friedrich ging ruhig gefaßt auf der Terraſſe vor dem Schloſſe auf und ab: „Es iſt ein Unglück," äußerte er, „doch werden die Handwerker in Berlin etwas dabei verdienen." Er ſorgte nur, daß Niemand bei den Rettungs-Anſtalten Schaden nahm. — So war bereits im Jahre 1742 das Gebäude des königlichen Marſtalls unter den Linden zu Berlin, mit den koſtbaren Sammlungen der Akademie der Künſte und der Wiſſenſchaften, die ſich in demſelben Locale befanden, ein Raub der Flammen geworden. An ſeiner Stelle erhob ſich bald ein neues, großes Gebäude, welches wiederum zu demſelben Zwecke beſtimmt ward. Andre Prachtbauten reihten ſich in kurzer Friſt dieſem Neubau an.

Des Opernhauſes, welches Friedrich bald nach dem Antritt ſeiner Regierung in Berlin ausführen ließ, iſt ſchon früher gedacht worden. Noch ein andres bedeutendes Gebäude, das bald nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege erſtand, war ein ſehr geräumiges Invalidenhaus. Dann ward, am Luſtgarten zu Berlin, ein neuer Dom gebaut. Dieſer wurde im September 1750 eingeweiht. Der alte Dom hatte zum Erbbegräbniß des regierenden Hauſes gedient; auch der neue Dom erhielt dieſelbe Beſtimmung, und ſchon im Januar 1750 waren die Särge der entſchlafenen Mitglieder des Herrſcherhauſes an ihre neue Ruheſtätte hinübergeführt worden. Friedrich war bei dieſer feierlichen Beiſetzung zugegen. Als der Sarg des großen Kurfürſten gebracht ward, ließ er ihn öffnen. Der Kurfürſt lag im vollen Staate da: im Kurmantel, mit

Digitized by Google

der großen Perrücke, die er in der ſpäteren Zeit ſeines Lebens getragen hatte, mit großer Halskrauſe, reichbeſetzten Handſchuhen und gelben Stiefeln; die Züge des Geſichts waren noch ganz kenntlich. Friedrich betrachtete die theure Leiche geraume Zeit mit tiefem Schweigen. Dann ergriff er die Hand des Kurfürſten, Thränen rollten aus ſeinen Augen, und begeiſtert rief er ſeinem Gefolge zu: „Meſſieurs, der hat viel gethan!“

Auch außerhalb Berlins, namentlich in Potsdam, ließ Friedrich mancherlei Gebäude auf ſeine Koſten ausführen. Die beiden Reſidenzen verſchönerte er zugleich durch eine anſehnliche Zahl bequemer Bürgerhäuſer. Von dem Bau des Schloſſes Sansſouci bei Potsdam wird im Folgenden näher berichtet werden. Friedrich hat oft die Entwürfe zu ſeinen Bauten ſelbſt gefertigt, oft auch gaben ihm die Werke von Palladio, Piraneſi und anderen Meiſtern die Ideen dazu; die Architekten hatten unter dem königlichen Dilettanten keine ganz leichte Stellung.

Nicht minder eifrig war Friedrich für den Glanz der Schaubühne bemüht. Oper und Ballet wurden, nach dem Geſchmacke der Zeit, in höchſter Vollkommenheit ausgeführt und gaben dem öffentlichen Leben Berlins ein eigen feſtliches Gepräge. Die vorzüglichſten Sänger, Sängerinnen und Tänzerinnen berief Friedrich zum Schmuck ſeiner Bühne. Unter dieſen ward beſonders die Tänzerin Signora Barberina, bei der ſich körperliche Anmuth und feine geiſtige Bildung in ſeltnem Maße verbanden, hoch gefeiert, und auch der König unterließ es nicht, ihr ſeine Huldigungen darzubringen. Nach der Oper pflegte er gern, wenn ſie getanzt hatte, in ihrem Kabinette den Thee einzunehmen; zuweilen auch ward ſie von Friedrich ſelbſt in vertrauter Geſellſchaft zum Abendeſſen eingeladen. Dies war eine ſeltne Auszeichnung, da Friedrich ſchon in dieſer Zeit faſt ausſchließlich nur im Kreiſe der männlichen Freunde verkehrte. Noch gegenwärtig ſieht man in den königlichen Schlöſſern von Berlin und Potsdam das Bildniß der anmuthigen Tänzerin, von Pesne gemalt, mehrfach wiederholt; ſie iſt zumeiſt tanzend dargeſtellt; ein kleines Tigerfell, das ſie über dem Reifrocke trägt, und die Handpauke, die ſie ſchwingt, bezeichnen dabei die Rolle der Bacchantin. Selbſt auf großen bildlichen Darſtellungen, die auf Friedrich's Befehl

Digitized by Google

gemalt wurden, kehren die Züge ihres Geſichts wieder. Signora Barberina war im Jahre 1744 nach Berlin gekommen; 1749 heirathete ſie den Sohn des Großkanzlers; die Ehe wurde aber wieder getrennt, und ſpäter, doch erſt nach Friedrich's Tode, ward ſie in den preußiſchen Grafenſtand erhoben.

Friedrich widmete dem Theater auch eine beſondre perſönliche Theilnahme. In den Proben war er oft gegenwärtig und nahm Theil an der Direction. Für die Oper hat er ſelbſt mehrere Texte geſchrieben, auch verſchiedene Muſikſtücke componirt. Dabei muß aber in Erinnerung gebracht werden, daß die Bühne weſentlich eine Hofbühne war, und vorzüglich dazu diente, die Pracht, die an den Hoffeſten entfaltet wurde, zu erhöhen. Mancherlei Berichte über die Anordnung dieſer Hoffeſte ſind auf unſre Zeit gekommen und verſetzen uns lebhaft in das heitre Leben jener glücklichen Periode. Großen Ruf hat vornehmlich das Feſt erlangt, welches Friedrich, ſeiner Schweſter von Baireuth zu Ehren, am 25. Auguſt 1750 veranſtaltete. Es war ein Carouſſelreiten im Luſtgarten zu Berlin, bei Nacht, während der ganze Platz, der von Schaugerüſten umfaßt war, durch ein unzähliges Lampenmeer erhellt ward. Vier Ritterſchaaren, deren von Gold, Silber und Steinen funkelnde Coſtüme die Nationen der Römer, Karthager, Griechen und Perſer vorſtellten, und die von vier Prinzen des königlichen Hauſes geführt wurden, kamen unter Fackelſchein gezogen und begannen den Wettkampf im Ringſtechen; die Prinzeſſin Amalie, eine jüngere Schweſter Friedrich's, vertheilte die Preiſe. Alles war von dieſem glänzenden Feſte entzückt; Voltaire, der ſich damals in Berlin aufhielt, improviſirte auf der Stelle die eleganteſten Verſe zur Verherrlichung der Kämpfer und der Preisvertheilerin; und auch Friedrich fand ſich ſo befriedigt, daß er einige Tage darauf eine Wiederholung des Feſtes bei Tagesbeleuchtung anordnete.

In demſelben Jahre, in welchem das eben genannte Feſt Statt fand, erfreute ſich Berlin auch noch eines andern ſeltenen Schauſpieles. Ein tatariſcher Aga erſchien als Abgeſandter des Chans der krimiſchen Tataren und ſeines Bruders, des Sultans von Budziak, dem preußiſchen

Digitized by Google

Könige, deſſen Ruhm nunmehr ſchon bis zu den fernen Völkerſchaften gedrungen war, ein Zeugniß huldigender Ehrfurcht darzubringen. —

Von Allem, was unter Friedrich's Regierung in der Verwaltung des Landes, in den Angelegenheiten des Heeres, in den Elementen geiſtiger Bildung, in den Dingen, die zum Schmucke des öffentlichen Lebens gehören, geſchah, war er die Seele, er die bewegende Urſache, die leitende Kraft. Darauf iſt ſchon früher hingedeutet worden; hier muß das Verhältniß noch einmal näher berührt werden. Die Einrichtung ſeiner Regierung war ſtreng monarchiſch; ſo hatte er dieſelbe bereits von ſeinem Vater überkommen, ſo behielt er ſie bei; aber er befeſtigte dieſelbe mit einer Energie, die allein bei einem ſo überlegenen Geiſte gefunden werden konnte. An die Stelle der Stände, welche früher dem Regenten berathend zur Seite ſtanden, waren jetzt Beamte getreten, die nur zur Ausführung des königlichen Willens dienten. Jede Angelegenheit des Staates ward unmittelbar vor die Augen des Königs gebracht; einſam in ſeinem Kabinette faßte er den Entſchluß und ertheilte auf Alles und Jedes ſeinen eignen ſelbſtändigen Beſcheid. Die Kabinetsräthe dienten dazu, dieſe Dinge dem Könige vorzulegen und ſeinen Willen zu vernehmen; die Miniſter hatten nur das Geſchäft der Ausführung, je nach der beſonderen Abtheilung der Staatsverwaltung, welcher ſie vorſtanden. Friedrich ward dabei von dem Gefühl ſeiner perſönlichen Ueberlegenheit geleitet; aber er hatte den ernſtlichen Willen, einzig und allein nur für das Wohl ſeines Volkes zu ſorgen. Keinem, auch dem Geringſten nicht, war es verſagt, ſich vertrauensvoll an den Vater des Vaterlandes zu wenden; Keiner, falls nicht etwa ganz Verkehrtes vorgebracht wurde, hatte eine Mißachtung des Geſuches zu befürchten. Friedrich betrachtete den Staat als eine künſtlich zuſammengeſetzte Maſchine, in der Jeder an der Stelle, auf die ihn das Schickſal geführt, für das Wohl des Ganzen zu ſorgen habe; in ſeiner Hand ſah er die Fäden zuſammenlaufen, durch welche das Ganze angemeſſen und im Einklange bewegt ward. Er wußte Alles, er kannte Alles, und ein ungeheures Gedächtniß bewahrte ihn — ſoweit menſchliches Vermögen zu bewahren iſt — vor der Gefahr, Einrichtungen zu treffen, die mit dem einmal feſtgeſetzten Organismus des Staates,

Digitized by Google

wenn auch nur in untergeordneten Beziehungen, in Widerſpruch geſtanden hätten.

Manche charakteriſtiſche Züge ſind uns erhalten geblieben, die von der Weiſe, wie er das Ganze im Einzelnen zu beherrſchen vermochte, wie er alle einzelnen Zuſtände mit ſcharfer Aufmerkſamkeit verfolgte, wie er unverrückt nur die Sorge für das Wohl ſeines Volkes im Auge behielt, Zeugniß geben. Statt vieler, ſtehe hier nur ein einziger Zug, der, ſo unbedeutend er erſcheint, doch vorzüglich geeignet iſt, ſein ſicheres Eingehen auf die Verwaltungs-Angelegenheiten und die Art ſeiner Geſinnung zu vergegenwärtigen. Es ward ihm einſt die Beſtätigung der Wahl eines Landrathes zur Unterſchrift vorgelegt. Bei dem Namen des Vorgeſchlagenen ſtutzte er, und verlangte den Miniſter zu ſprechen. Er äußerte ſich ungehalten über die Wahl, während der Miniſter dieſelbe zu rechtfertigen und die löblichen Eigenſchaften des Gewählten zu entwickeln ſuchte. Friedrich jedoch ließ ſich nicht irre machen. Er befahl ein beſondres Aktenſtück aus dem Kammergericht herbeizuholen, und ſchlug eine darin enthaltene Verhandlung auf. „Seh' Er her," ſprach er nun zu dem Miniſter; „dieſer Mann hat mit ſeiner leiblichen Mutter um einige Hufen Ackers einen weitläuftigen Proceß geführt, und ſie hat um eine ſolche Lumperei auf ihrem letzten Krankenlager noch einen Eid ſchwören müſſen. Wie kann ich von einem Menſchen mit ſolchem Herzen erwarten, daß er für das Beſte meiner Unterthanen ſorgen wird? Daraus wird nichts, man mag einen andern wählen!"

Eine ſolche ganz außerordentliche Thätigkeit aber, der ſich zugleich noch die mannigfachſten künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen anſchloſſen, machte Friedrich nur dadurch möglich, daß er ſeine Zeit mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit eintheilte, daß er für jedes Geſchäft und für jede Erholung eine beſtimmte Stunde hatte. Auf ſeinem Schreibtiſche lag ein Kalender, in dem alle feſtſtehenden Geſchäfte verzeichnet waren. Seine Tageseintheilung war unverrückt dieſelbe. Seine Natur bedurfte nur wenig Schlaf; mit dem frühſten Morgen begann ſeine Arbeit. Der Vormittag war ganz dem Staatsdienſte in ſeinen verſchiedenen Arten gewidmet, während der größere Theil des Nachmittages und der Abend dem Genuſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft

Digitized by Google

diente. Eigenthümlich iſt es, daß er gewiſſe Pauſen, die er zwiſchen den Berufs-Arbeiten feſtgeſetzt hatte, in der Regel durch Flötenſpiel ausfüllte. Er ging dann meiſt, längere oder kürzere Zeit, phantaſirend im Zimmer umher. Zu einem Freunde äußerte er einſt, daß er während dieſes Phantaſirens oft allerlei Sachen überlege und nicht daran denke, was er blaſe; daß ihm während deſſelben ſchon die glücklichſten Gedanken, ſelbſt über Geſchäfte, eingefallen ſeien. Die Kunſt war es alſo, die, wenn auch ihm ſelbſt unbewußt, ſein Gemüth frei machte und ſeinen Geiſt in ſeiner ſelbſtändigen Kraft ſtärkte.

Auf gleiche Weiſe, wie der Tag, hatte auch das Jahr für Friedrich ſeine beſtimmte Eintheilung. Die Hauptabſchnitte machten hierin die Reiſen, die er zur Beſichtigung der Truppen nach den verſchiedenen Provinzen unternahm. Dieſe Reiſen verbreiteten beſondern Segen über alle Theile ſeines Reiches; denn nicht allein nach den Truppen ſah er, ſondern auch nach Allem, was die Verwaltung und das ganze Wohl des Landes anbetraf. So ſchnell er zu reiſen pflegte, ſo hatte er doch Zeit genug, um an jedem Ruhepunkte die höheren oder niederen Beamten, die ſich auf ausdrücklichen Befehl daſelbſt verſammeln, ihn auch zuweilen eine Strecke lang begleiten mußten, zu ſprechen, mit ihnen beſondre Verabredungen zu treffen, Bittſchriften entgegenzunehmen, und, wenn möglich, auch ſogleich zu beantworten. Auch Geſchäftsmänner und Kaufleute ſah er bei dieſen Gelegenheiten gern um ſich und ging mit ihnen theilnehmend in alle beſondern Verhältniſſe der Provinzen ein. Im ſchleſiſchen Gebirge ſagte er einſt den Abgeordneten des Handelsſtandes die ermuthigenden Worte: „Wenden Sie ſich nur an mich: ich bin Ihr erſter Miniſter!“ — Dabei war auch die Zeit, die er im Wagen zubringen mußte, für ihn nicht verloren. War auf dem Wege nichts, was ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſo hatte er Bücher bei ſich, mit deren Lectüre er ſich beſchäftigte; und waren die Stöße des Wagens zu ſtörend, — denn Kunſtſtraßen hat er nicht ausführen laſſen, — ſo recitirte er ſich Stellen ſeiner Lieblingsdichter, davon er Vieles im Gedächtniß bewahrte.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Der Philoſoph von Sansſouci.

Bereits vor dem Ausmarſch in den zweiten ſchleſiſchen Krieg hatte Friedrich, von der Anmuth der Potsdamer Gegend gefeſſelt, die Anlage des ſogenannten „Luſtſchloſſes im königlichen Weinberge“ bei Potsdam befohlen. Der Plan zu der ganzen Anlage war von ihm ſelbſt entworfen; auch hat ſich dieſer Entwurf bis auf unſre Zeit erhalten. Der Berghang wurde zu ſechs mächtigen Terraſſen umgeſtaltet; zu dem Luſtſchloſſe, welches die Bekrönung der Terraſſen bildet, wurde im April 1745 der Grundſtein gelegt und daſſelbe in zwei Jahren vollendet. Knobelsdorff führte die Leitung des Baues, der einfach, nur aus Einem Geſchoſſe beſtehend, aufgeführt ward. Nach der Vollendung erhielt das Gebäude den Namen „Sansſouci.“ Unmittelbar darauf ward es von Friedrich bezogen, und es blieb bis an ſeinen Tod das Aſyl, in dem er ſich ungeſtört der geſelligen Erholung und der reichen Einſamkeit ſeines Geiſtes erfreuen durfte. Alles, was den Menſchen in Friedrich anbetrifft, iſt fortan eng mit dem Namen Sansſouci verknüpft. Alle freundſchaftlichen Briefe, die er hier ſchrieb, ſind mit dieſem Namen bezeichnet, während unter den geſchäftlichen Schreiben ſtets der Name der Stadt ſteht. Auf den literariſchen Werken, die von ihm bei ſeinen Lebzeiten dem Drucke übergeben wurden, nennt er ſich „den Philoſophen von Sansſouci.“ Der Aufenthalt zu Sansſouci ward dem zu Rheinsberg ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß natürlich jene jugendlich unbefangene Heiterkeit nicht ganz wiederkehren konnte. Rheinsberg, das der Reſidenz zu entlegen war, als daß es fortan der Aufenthaltsort eines Königs ſein konnte, hatte Prinz Heinrich, Friedrich's jüngerer Bruder, zum Geſchenk erhalten.

Friedrich verknüpfte mit dem Namen Sansſouci eine geheime, tiefere Bedeutung. Er hatte ſich zur Seite des Schloſſes, noch ehe deſſen Grund gelegt war, eine Gruft bauen laſſen, die dereinſt ſeine irdiſchen Reſte aufnehmen ſollte. Sie ward mit Marmor überkleidet und ihr Zweck durch die Bildſäule einer Flora, welche darauf lagerte,

ſpielend verhüllt. Dieſe Gruft, deren Daſein Niemand ahnen konnte. war eigentlich mit jenem Namen gemeint. Mit einem Freunde ſprach er einſt davon und ſagte, auf die Gruft deutend: „**Quand je serai là, je serai** ***sans souci !***“ (Wenn ich dort bin, werde ich ohne Sorge ſein!) Aus dem Fenſter ſeines Studirzimmers hatte er täglich das Bild der Blumengöttin, der Hüterin ſeines Grabes, vor Augen.

An die Geſchichte der Anlagen von Sansſouci knüpfen ſich mehrere Anekdoten, die wohl geeignet ſind, die Charaktergröße des ſeltnen Königs wiederum in eigenthümlichem Lichte zu zeigen. Bekannt iſt es, daß nicht weit von der einen Seite des Schloſſes eine Windmühle ſteht, deren Platz Friedrich gern mit in die Gartenanlagen hineingezogen hätte. Friedrich, ſo wird erzählt, ließ den Müller zu ſich kommen und forderte ihn auf, die Mühle ihm zu verkaufen. Jener aber hatte ſie von ſeinem Vater geerbt und wünſchte ſie auch auf ſeine Kinder zu bringen. Der König verſprach ihm nun, ihm eine beſſere Mühle anderwärts zu bauen, ihm Waſſerlauf und Alles frei zu geben, auch noch die Summe, die er für ſeine Mühle fordern würde, baar auszahlen zu laſſen. Aber der Müller beſtand hartnäckig auf ſeinem Vorſatze. Jetzt ward Friedrich verdrießlich. „Weiß Er wohl,“ ſo ſprach er drohend, „daß ich Ihm Seine Mühle nehmen kann, ohne einen Groſchen dafür zu geben?“ — „Ja, Ew. Majeſtät,“ erwiederte der Müller, „wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ Auf dieſe Weiſe ſtand Friedrich von ſeinem Begehren ab und änderte den Plan ſeines Gartens. Noch heut erheben ſich die Flügel der Mühle über das königliche Schloß, die Unterwerfung des Königs unter das Geſetz bezeugend. — Ziemlich ähnlich lauten die andern Anekdoten.

In Sansſouci vereinigte Friedrich den Kreis der Männer um ſich, denen er ſein beſondres freundſchaftliches Vertrauen ſchenkte. Denjenigen, die ihm aus der ſchönen Rheinsberger Zeit geblieben waren, wußte er bald neue Freunde zuzugeſellen. Unter den letztern iſt beſonders der Marquis d'Argens zu erwähnen, der, von provenzaliſcher Geburt, in der Heimath wegen ſeiner freien Geſinnung nur Verfolgungen erlitten hatte, hier aber ein ſichres Aſyl fand; die Anmuth ſeines Benehmens, die feine Bildung ſeines Geiſtes, vor Allem aber die treue, anſpruchloſe

Digitized by Google

Hingebung an den König machten ihn dieſem bald ſo werth, daß er nachmals die Stelle in Friedrich's Herzen einnahm, die früher Jordan beſeſſen hatte. Durch gleiche Treue war Friedrich's literariſcher Secretair Darget ausgezeichnet. Als einer der alten Freunde iſt hier noch der Baron Pöllnitz zu erwähnen, der ſchon unter König Friedrich I. gedient und ſich durch vielſeitige Kenntniſſe, beſonders aber durch eine unerſchöpfliche geſellige Laune empfohlen hatte, obgleich der Leichtſinn und die Unbeſtändigkeit ſeines Charakters ihn ſtets daran hinderten, Friedrich's näheres Vertrauen zu gewinnen. Im Frühjahr 1744 hatte er ſich ſogar, durch ſehr unüberlegte Handlungen, den völligen Verluſt der königlichen Gnade zugezogen und konnte dieſelbe nur dadurch wiedergewinnen, daß er ſich auf ſtrenge Bedingungen förmlich unterwarf. Die letzteren lauteten dahin, daß er mit keinem Geſandten verkehre, daß er die Freuden der königlichen Tiſchgeſellſchaft nie wieder verderbe, und daß öffentlich in Berlin verboten würde, ihm, bei hundert Ducaten Strafe, auch nur das Geringſte zu leihen. Pöllnitz war eine Art luſtiger Rath; ziemlich in gleicher Eigenſchaft figurirte in Sansſouci der franzöſiſche Arzt de la Métrie.

Die militairiſchen Freunde des Königs gehören ebenfalls in dieſen Kreis. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß keiner von ihnen es wagen durfte, ſeine dienſtliche Stellung mit dieſer freundſchaftlichen zu verwechſeln. Was ſie im Dienſt verſehen hatten, wurde mit voller Strenge gerügt; aber dafür that auch eine ſolche Rüge dem freundſchaftlichen Verhältniß keinen Abbruch. Winterfeldt genoß das nächſte Vertrauen des Königs; als deſſen General-Adjutant war er indeß faſt ganz dem Geſchäftsleben hingegeben. Graf Rothenburg, der in der Schlacht von Czaslau ſchwere Wunden davon getragen hatte, ward Friedrich ein zweiter Keyſerling. Aber auch er ſtarb früh, und ſein Tod machte dem Könige alle die Schmerzen lebendig, die er beim Tode des erſten Lieblings empfunden hatte. Friedrich ſelbſt bewies ihm in der letzten Krankheit die innigſte Theilnahme. Es war im December 1751, als man ihm meldete, daß der Graf im Sterben liege. Halb angekleidet eilte Friedrich über die Straße in die Wohnung des Freundes. Er fand den Arzt bei ihm; dieſer zuckte mit den Achſeln, dem Könige ſtürzten

Digitized by Google

die Thränen aus den Augen, und als man, als letztes Rettungsmittel, dem Grafen eine Ader ſchlug, hielt er den Teller, um das Blut aufzufangen. Da dieſer Aderlaß die gehoffte Wirkung nicht that, ſo verließ er den Sterbenden im tiefſten Schmerze; nach ſeinem Tode verſchloß er ſich mehrere Tage vor aller Geſellſchaft.

Dem Oberſten von Forcade, der in der Schlacht von Soor am Fuße verwundet ward, erwies Friedrich für ſeine Verdienſte wiederholte Gnadenbezeigungen. Bei einer Cour auf dem Berliner Schloſſe, als Forcade ſeinen Dank abzuſtatten kam und ſich ſeines leidenden Fußes wegen an das Fenſter lehnte, brachte ihm Friedrich ſelbſt einen Stuhl und ſagte: „Mein lieber Oberſt von Forcade, ein ſo braver und würdiger Mann als Er iſt, verdient ſehr wohl, daß auch der König ſelbſt ihm einen Stuhl bringt."

Einen vorzüglichen Werth legte Friedrich auf die Erwerbung zweier Männer, die ein gleicher Gewinn für ſein Herz wie für ſeinen Staat wurden. Dies waren die Gebrüder Keith aus Schottland, die als Anhänger der Stuarts ihr Vaterland meiden mußten. Der jüngere, Jacob Keith, kam zuerſt zu Friedrich und erhielt ſogleich die preußiſche Feldmarſchallswürde. Der ältere, Georg Keith, Erbmarſchall von Schottland und deßhalb gewöhnlich nur Lord-Marſchall genannt, kam ſpäter und war einer der Wenigen, die das Geſchick für die ſpäteren Tage des Königs erhielt.

Auch den alten Feldmarſchall Schwerin, der im zweiten ſchleſiſchen Kriege ſeinen Abſchied genommen hatte, wußte ſich Friedrich wieder zu gewinnen. Er that die erſten Schritte zur Verſöhnung und lud Schwerin zu ſich ein. Dieſer gehorchte dem Befehle. Als er im Schloß angekommen war und im Vorzimmer vernommen hatte, daß Friedrich wohlgelaunt ſei, ließ er ſich durch den Kammerhuſaren, der den König bediente, melden. Der Huſar erhielt jedoch keine Antwort auf ſeine Meldung; Friedrich ergriff ſtatt deſſen ſeine Flöte und ging phantaſirend eine Viertelſtunde im Zimmer auf und nieder. Endlich legte er die Flöte bei Seite, ſteckte den Degen an und befahl, den Feldmarſchall vorzulaſſen. Dies geſchah, der König empfing ihn mit gnädigem Gruße und deutete dem Diener durch einen Wink an, das Zimmer zu ver-

Digitized by Google

laſſen. Im Vorzimmer hörte der Kammerhuſar nun, wie das Geſpräch zwiſchen dem Könige und Schwerin immer lauter ward, und endlich ſo heftig, daß ihm anfing, bange zu werden. Bald aber legte ſich der Sturm, die Unterredung ward wieder ruhiger und endlich ganz leiſe. Dann öffnete ſich die Thür, Schwerin verneigte ſich mit einer heitern, zufriedenen Miene gegen den König, und dieſer ſagte mit gütigem Tone: „Ew. Excellenz eſſen zu Mittag bei mir.“ Fortan war das gute Vernehmen zwiſchen den beiden großen Männern wieder hergeſtellt. Was in jener Stunde geſprochen wurde, hat nie ein Dritter erfahren.

Mit dem größten Enthuſiasmus aber wurde von Friedrich derjenige Mann aufgenommen, der ihn unabläſſig, wie kein Zweiter, anzog, deſſen Geiſt allein ihm zu genügen vermochte und den er ſchon oft vergeblich ganz für ſich zu gewinnen verſucht hatte, — Voltaire. Noch im Jahr 1749 hatte Friedrich dem franzöſiſchen Dichter geſchrieben: „Sie ſind wie der weiße Elephant, deſſentwegen der Schach von Perſien und der Großmogul Kriege führen, und deſſen Beſitz, wenn ſie glücklich genug geweſen ſind, ihn erlangt zu haben, einen von ihren Titeln bildet. Wenn Sie hieher kommen, ſo ſollen Sie an der Spitze des meinigen ſtehen: Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen, Kurfürſt von Brandenburg, Beſitzer von Voltaire ꝛc. ꝛc.“ Da zerriſſen plötzlich die Bande, die ihn an ſeine Heimath gefeſſelt hatten, und er folgte dem jahrelangen Andringen des Königs. Am 10. Juli 1750 traf er in Sansſouci ein, um fortan bei Friedrich zu bleiben. Er erhielt den goldnen Schlüſſel der Kammerherren, den Verdienſtorden und ein bedeutendes Jahrgehalt, welches ſich bald bis auf die Summe von 5000 Thalern ſteigerte. Friedrich bewies ihm die entſchiedenſte Huldigung; Prinzen, Feldmarſchälle, Staatsminiſter beeiferten ſich, ihm ihre Aufwartung zu machen.

Voltaire's Gegenwart brachte in der That einen Reiz in das Leben von Sansſouci, der Alles zu ſchnellerer Bewegung, zu vollerer Aeußerung der Kräfte mit fortriß. Jeder war bedacht, ſich ganz zuſammenzunehmen, um ſo der ſcharfen Ueberlegenheit des Dichters entgegentreten zu können. Alles beſchäftigte ſich mit Wiſſenſchaft und Poeſie; die Prinzen und Prinzeſſinnen ſuchten in der Darſtellung der Tragödien,

Digitized by Google

zu denen man jetzt unverzüglich ſchritt, den Anforderungen des Meiſters zu genügen. Dabei blieb in dem engern Kreiſe aller Zwang, alles Ceremoniel verbannt. Voltaire fand vollkommene Muße zur Vollendung ſeiner Arbeiten, die er in Frankreich, wo das Wort nicht frei war, hatte liegen laſſen müſſen. Er konnte ſein Leben geſtalten, wie er wollte; nur die Abendmahlzeit pflegte den Kreis der Vertrauten zum heiterſten Genuſſe zu vereinen. Hier war Alles Witz und Geiſt, und Voltaire und Friedrich ſtanden einander als die Herrſcher im Reiche des Geiſtes gegenüber.

Daß Voltaire nicht der Mann des Gemüthes, daß ſein Charakter nicht frei von Flecken war, hatte Friedrich ſchon früher erkannt, aber er hatte ihn auch nicht berufen, um an ihm einen eigentlichen Freund zu gewinnen. Er wollte einen Geſellſchafter an ihm haben, der ſeiner eignen geiſtigen Kraft genüge, einen Lehrer, der ihn in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen unterſtütze, dem er ſeine Arbeiten zur Kritik, zur Vollendung der Form anvertrauen könne. Dies gewährte ihm Voltaire bereitwillig und ſo ward auch Friedrich durch ſeine unmittelbare Nähe weſentlich gefördert. Manche bedeutende literariſche Arbeiten hatte Friedrich ſeit dem Frieden in raſcher Thätigkeit verfaßt; dieſe wurden nun vollendet und wieder andre reihten ſich ihnen an. Den zweiten Theil der Geſchichte ſeiner Zeit, welcher den zweiten ſchleſiſchen Krieg enthält, hatte Friedrich ſchon im Jahr 1746 geſchrieben. Im folgenden Jahr hatte er ſeine Memoiren zur Geſchichte des brandenburgiſchen Hauſes (die Geſchichte ſeiner Vorgänger) begonnen, deren einzelne Abſchnitte in der Akademie vorgeleſen, auch in den Schriften der Akademie gedruckt wurden; vollendet und in einer ſelbſtändigen Prachtausgabe erſchien dies Werk im Jahre 1751. Auch verſchiedne Gedächtnißreden, auf ſeine Freunde und andre Männer von Verdienſt, hatte er für die Akademie verfaßt. Dann war eine Reihe von Gedichten mannigfacher Art entſtanden, Oden, gereimte Briefe, ein Lehrgedicht über die Kriegskunſt, ein komiſches Epos unter dem Namen „das Palladium“ u. ſ. w. Dieſe wurden, im Jahr 1750, unter dem Titel der „Werke des Philoſophen von Sansſouci“, in einer Prachtausgabe gedruckt. Voltaire leiſtete dabei hülfreichen Beiſtand. Doch waren dieſe

Digitized by Google

Arbeiten, und ganz beſonders die Gedichte, nur für die nächſten Freunde beſtimmt, und es wurden nur wenig Exemplare, unter ſorgfältiger Controlle der Empfänger, ausgegeben. Friedrich hatte dafür eine eigne Druckerei in dem Thurme des Berliner Schloſſes eingerichtet; daher führen dieſe Werke auf ihrem Titel die Ortsangabe: „Im Schloßthurme.“ (Au Donjon du Château.) Auf dem Titel der Gedichte ſteht außerdem noch: „Mit dem Privilegium Apollo's.“

Neben der Literatur diente zugleich auch, wie in früherer Zeit, die Muſik zur Erheiterung der Mußeſtunden. Die Stunde vor dem Abendeſſen wurde in der Regel durch Concerte ausgefüllt, in denen Friedrich ſein Lieblingsinſtrument, die Flöte, übte. Zur beſtimmten Stunde trat er, die Noten unter dem Arme, in das Concertzimmer und vertheilte die Stimmen, legte ſie auch wohl ſelbſt auf die Pulte. Er blies übrigens nur Concerte, die Quantz — der ſeit ſeinem Regierungsantritt in ſeine Kapelle eingetreten war — für ihn gemacht hatte, oder Stücke ſeiner eignen Compoſition. Allgemein bewunderte man den tiefen, rührenden Ausdruck, mit welchem er das Adagio vorzutragen wußte. In ſeinen Compoſitionen fand man eine Beobachtung des ſtrengen Satzes, die eine, für einen Dilettanten ſeltne muſikaliſche Bildung zu erkennen gab; doch folgte er dieſen ſtrengen Schulregeln nicht ſo blind, daß er dadurch den freien Ausdruck ſeiner Phantaſie hätte verkümmern laſſen. Merkwürdig und ſeiner Zeit faſt vorgreifend iſt es, daß er ſelbſt das Recitativ in die Inſtrumental-Compoſition auf eine Weiſe einzuführen wagte, welche zu ganz eigenthümlichen Erfolgen führte. Einſt blies er ein ſolches Recitativ, worin der Ausdruck des Flehens vorzüglich gelungen war. „Ich habe mir dabei,“ ſo erklärte er ſeine Abſicht, „Coriolan's Mutter gedacht, wie ſie auf den Knieen ihren Sohn um Schonung und um den Frieden für Rom bittet.“

Der alte Lehrmeiſter, Quantz, genoß bei dieſen Concerten beſondre Vorrechte, die er geſchickt in Anwendung zu bringen wußte. Er allein durfte dem Könige ſein Bravo zurufen, was ſonſt nicht leicht ein Andrer von den Muſikern wagte. Zu tadeln wagte er zwar nicht ohne beſondre Aufforderung; doch ſparte er in ſolchem Fall den Bravoruf, äußerte ſich auch anderweitig vernehmbar genug. So ſpielte Friedrich

einſt ein neues Stück von ſeiner eignen Compoſition, in welchem einige fehlerhafte Stellen vorkamen. Quantz räuſperte ſich dabei ziemlich laut. Friedrich merkte die Abſicht, ſchwieg jedoch ſtill und fragte ein Paar Tage darauf einen andern Muſiker um ſeine Meinung über jene Stellen. Dieſer wies ihm den Fehler nach, und Friedrich berichtigte denſelben, indem er ſagte: „Wir müſſen doch Quantz keinen Katarrh zuziehen.“ —

So vereinigten ſich in Sansſouci alle Elemente zum anmuthvollſten geiſtigen Genuſſe. Doch ſollte das ſchöne Zuſammenwirken der verſchiedenartigen Kräfte für einige Zeit widerwärtig geſtört werden, und es mußte dieſe Störung Friedrich um ſo empfindlicher fallen, als ſie von Demjenigen ausging, der gerade als die Sonne aller geiſtigen Beſtrebungen daſtand. Voltaire war es, der durch den Glanz der Stellung, welche Friedrich ihm eingeräumt, geblendet ward und es vergaß, was er ſeinem königlichen Gönner und was er ſeiner eignen Würde ſchuldig ſei. Was ihm in ſo überſchwenglichem Maße zu Theil ward, reizte ihn, ſtatt ihn zu befriedigen, nur zu immer heftigerem Durſte; ſeine Stellung ſollte ihm nur dazu dienen, um alle Nebenbuhler im Bereiche des Wiſſens zu unterdrücken, um ſeine Einkünfte auf beliebige Weiſe zu vergrößern, um eine politiſche Bedeutſamkeit zu erreichen. Er ſelbſt hatte dem Könige früher einen jungen franzöſiſchen Belletriſten, d'Arnaud, zur Unterſtützung in ſeinen literariſchen Arbeiten empfohlen, und dieſer war von Friedrich mit den ſchmeichelhafteſten Verſen eingeladen worden. Dieſe Verſe ſchienen Voltaire's Ruhm zu nahe zu treten, und da ihm überdies, ſeit er ſelbſt nach Sansſouci gekommen, der junge Dichter im Wege war, ſo brachte er es dahin, daß derſelbe in Kurzem weggeſchickt ward. Größere Eiferſucht flößte ihm der gelehrte Naturforſcher Maupertuis ein, den Friedrich, gleichfalls auf ſeine Empfehlung, zum Präſidenten der neugegründeten Akademie berufen hatte; es entſpann ſich zwiſchen Beiden bald eine bittre Feindſchaft, die nur des Anſtoßes bedurfte, um öffentlich hervorzubrechen. Ein ekelhafter Proceß, in den Voltaire mit einem jüdiſchen Kaufmann verwickelt ward, ſtellte gleichzeitig ſeine Rechtlichkeit in ein zweifelhaftes Licht. Der Jude verklagte Voltaire, daß er ihn mit unechten Steinen übervortheilt habe; der richterliche Spruch fiel zwar zu des letztern Gunſten aus, doch

Digitized by Google

zog ihm die ganze Angelegenheit eine üble Nachrede zu. Noch verderblicher war es für ſeinen Ruf, daß er ſich unterſing, gegen das ausdrückliche Edict des Königs, ſächſiſche Steuerſcheine in Leipzig zu geringen Preiſen aufkaufen zu laſſen, um hernach als preußiſcher Unterthan (einem beſonderen Artikel des Dresdner Friedens zu Folge) volle Bezahlung dafür zu erhalten. Endlich nahm er auch keinen Anſtand, mit fremden Geſandten auf eine Weiſe zu verkehren, die Friedrich für ſeinen literariſchen Genoſſen wenig ſchicklich erachtete. Alles das bemerkte Friedrich mit ſteigendem Unwillen; er ſandte dem Dichter ernſtliche Rügen über ſein ganzes Benehmen zu, und das ſchöne Verhältniß ſchien in kurzer Friſt ſeiner Auflöſung nahe. Voltaire dagegen wollte ſich auch im Rechte wiſſen; er erkannte es ſehr wohl, daß Friedrich an ihm eben nichts als ſeine Kunſt werth hielt. „Ich werde ihn höchſtens noch ein Jahr nöthig haben; man drückt die Orange aus und wirft die Schale fort,“ — ſo ſollte ſich Friedrich gegen einen Vertrauten über ihn geäußert haben. Den Verluſt von Friedrich’s Gnade wollte er nur einem verläumderiſchen Worte Maupertuis’ zuſchreiben. Dieſer ſollte nämlich ausgeſprengt haben, ein General aus Friedrich’s Umgebung ſei einſt bei ihm (Voltaire) geweſen, um ſich ein eben vollendetes Manuſcript durchſehen zu laſſen; da habe ein Laufer ein Gedicht des Königs gebracht, und Voltaire habe den General mit den Worten abgefertigt: „Mein Freund, ein andres Mal! da ſchickt mir der König ſeine ſchwarze Wäſche zu waſchen, ich will die Ihrige nachher waſchen.“

Trotz all dieſer Urſachen zur Mißſtimmung konnten die beiden großen Geiſter indeß noch immer nicht von einander laſſen. Nur im Andern fand jeder ſich ergänzt, und die Vorwürfe machten wieder der ſchmeichelhafteſten Anerkennung Platz. Für Friedrich namentlich ſtand der Dichter noch zu hoch, als daß er dem Menſchen nicht nachſichtig ſeine bisherigen Thorheiten verziehen hätte. Das beweiſt vornehmlich eine Ode, die er ihm gerade in dieſer Zeit widmete, und in der er ihn über ſein herannahendes Alter durch die Hinweiſung auf ſeinen immer ſteigenden Dichterruhm zu tröſten ſuchte. Die Ode ſchließt mit den glänzenden Worten:

Digitized by Google

Welch' eine Zukunft wartet Dein, o Meiſter,
Wenn Deine Seele drang in's Land der Geiſter: —
Zu Deinen Füßen ſieh' die Nachwelt hier!
Die eilenden Stunden
Im Voraus bekunden
Unſterblichkeit Dir!

Aber ſchon war Neues hinzugetreten, um den Bruch zu erweitern und unheilbar zu machen. Maupertuis hatte in einer gelehrten Schrift ein neues Naturgeſetz aufgeſtellt; ein andrer Gelehrter erklärte, daß daſſelbe ſchon vor geraumer Zeit von Leibnitz ausgeſprochen ſei; der Streit ward lebhaft, und die Berliner Akademie nahm ſehr entſchieden die Partei ihres Präſidenten. Dieſe Gelegenheit dünkte Voltaire günſtig genug, um ſeinem Nebenbuhler einen empfindlichen Stoß zu geben; er ſchrieb anonym den Brief eines Akademikers von Berlin, der ſehr geeignet war, Maupertuis lächerlich zu machen. Friedrich indeß war nicht gewillt, den Präſidenten ſeiner Akademie verſpottet zu ſehen, und es erſchien von ſeiner Hand, als Gegenſchrift, aber gleichfalls anonym, ein zweiter Brief eines Akademikers, in welchem der Verfaſſer des erſten ſehr ernſthaft zurecht gewieſen wurde. Aber eine andre Schrift von Maupertuis, die bedenklichere Blößen enthielt, gab bald Gelegenheit zu einer neuen, ungleich beißenderen Satire von Voltaire's Hand, der „Geſchichte des Doctor Akakia“ ꝛc. Friedrich hatte dies Product im Manuſcripte geleſen; der beißende Witz hatte ihm Vergnügen gemacht aber er hatte verlangt, daß das Werk ungedruckt bleibe. Voltaire verſprach es, — in Kurzem jedoch erſchien daſſelbe, zum großen Jubel der Feinde des Präſidenten, gedruckt in Dresden. Friedrich war hierüber, obgleich Voltaire ſeine Schuld an dieſem Ereigniß läugnete, im höchſten Grade entrüſtet und der Dichter ſah ſich, um nicht alle Gnade des Königs zu verlieren, ſchmachvoll zu der Unterſchrift eines Reverſes genöthigt, in welchem er fortan eine ſchicklichere Aufführung geloben mußte. Damit war aber die Angelegenheit nicht beendet. Aus ſeinem eignen Fenſter, es war am 24. December 1752, mußte er es mit anſehen, wie der Akakia auf öffentlicher Straße durch die Hand des Henkers verbrannt ward.

Auf ſo unerhörte Schmach war Voltaire nicht gefaßt geweſen. Er

packte ſein Penſionspatent, den Orden, den goldnen Schlüſſel zuſammen und ſandte ſie unverzüglich an Friedrich zurück. Auf den Umſchlag des Pakets hatte er die Verſe geſchrieben:

Die ich empfangen, zart beglückt,
Ich ſende ſie zurück mit Schmerzen:
So wie ein Liebender, mit tief zerriſſ'nem Herzen,
Zurück das Bildniß der Geliebten ſchickt!

Ein Brief, der dem Paket bald nachfolgte, ſprach unverholen und erſchütternd die Gefühle der tiefſten Kränkung, der gänzlichen Troſtloſigkeit aus. Dieſer Brief verfehlte ſeine Wirkung nicht. Noch an demſelben Tage erhielt Voltaire die Zeichen der königlichen Gnade wieder, und es ward noch einmal der Verſuch gemacht, das alte Verhältniß wieder herzuſtellen.

Bald genug aber fühlte Voltaire deutlich, daß nach ſolchen Vorgängen die alte Vertraulichkeit nicht wiederkehren könne. Er bat um Urlaub zu einer Badereiſe nach Frankreich und erhielt ihn. Am 26. März 1753 reiſte er von Potsdam ab. Kaum in Leipzig angekommen, ließ er neue beleidigende Blätter drucken. Dafür aber wartete ſeiner in Frankfurt, wo er am 1. Juni ankam, eine neue Schmach. Der König hatte ihm vor der Abreiſe befohlen, das Patent, den Orden, den Schlüſſel, auch das Exemplar ſeiner Gedichte, welches er ihm anvertraut, zurückzulaſſen. Dies war nicht erfolgt, und ſo wurde er, auf Anſuchen des preußiſchen Miniſters zu Frankfurt, ſo lange gefänglich eingehalten, bis, nach ſechzehn Tagen, ſein Koffer aus Leipzig hier ankam, in welchem ſich die verlangten Gegenſtände befanden. Manches Bittre, in Verſen und in Proſa, folgte noch auf dieſe Vorfälle; und dennoch ſahen ſich beide Männer, der König und Voltaire, in kurzer Friſt zum neuen Austauſch ihrer Gedanken angetrieben. Voltaire jedoch zurückzuberufen oder ihm den Orden und den goldnen Schlüſſel wiederzugeben, dazu war Friedrich nicht zu bewegen.

Beſſer als Voltaire erkannte ein anderer franzöſiſcher Gelehrter, d'Alembert, dem Friedrich ebenfalls hohe Anerkennung bewies und den er fort und fort in ſeine Nähe zu ziehen bemüht war, die Gefahr, die dem ſelbſtändigen Geiſte in der Nähe des Thrones droht. Im Jahr

Digitized by Google

1755, als Friedrich eine Reiſe in die weſtlichen Provinzen ſeines Staates machte, fand eine perſönliche Zuſammenkunft in Weſel ſtatt, und dringender wiederholte Friedrich ſeine Anträge;, aber d'Alembert wußte denſelben auch jetzt ebenſo fein wie beſtimmt auszuweichen. Doch hatte er, der von dem Geiſtesdruck in ſeiner Heimath viel leiden mußte, ein jährliches Gehalt von Friedrich dankbar angenommen. Der Briefwechſel, den Friedrich fortan mit d'Alembert führte, iſt von großer Bedeutung.

Mit derſelben Reiſe verknüpfte Friedrich noch einen weitern Ausflug, deſſen heitres Bild die Reihe ſeiner friedlichen Vergnügungen, die bald durch neu hereinbrechende Stürme auf lange Zeit zerſtört werden ſollten, anmuthig beſchließt. Er ging nach Holland, vornehmlich in der Abſicht, die dortigen Kunſtſchätze zu beſichtigen, denn er ſelbſt hatte jetzt im Sinne, in Sansſouci eine große Gemäldegallerie anzulegen. Doch legte er, um ungeſtört ſeinem Plane folgen zu können, auch diesmal die Zeichen ſeiner königlichen Würde ab, und es gelang ihm beſſer, als auf ſeiner erſten Incognito-Reiſe nach Straßburg. Er nahm den Charakter eines reiſenden Flötenſpielers an; ſein ganzes Gefolge beſtand aus dem Oberſten Balbi, der ein Kunſtkenner war, und aus einem Pagen; er hatte eine ſchlichte ſchwarze Perrücke und ein zimmtfarbenes Kleid mit goldnen Knöpfen angelegt.

Es werden manche komiſche Scenen erzählt, zu denen dies Incognito Anlaß gab. So im Gaſthofe zu Amſterdam, wo er ſich eine beſondre koſtbare Paſtete, deren Geſchmack ihm höchlichſt gerühmt worden war, beſtellen ließ. Die Wirthin, die von dem unſcheinbaren Aeußern ihrer Gäſte auf ihren Geldbeutel ſchloß, fragte, ob man denn auch im Stande ſein werde, das theure Gericht zu bezahlen. Sie erhielt zur Antwort, der Herr ſei ein Virtuos, der mit ſeinem Flötenſpiel in einer Stunde wohl mehr verdienen könne, als zehn Paſteten werth ſeien. Dies erweckte ihre Neugierde; ſie eilte zu Friedrich und ruhte nicht eher, als bis er ſich vor ihr auf ſeinem Inſtrument hören ließ. Ganz hingeriſſen von der Schönheit ſeines Vortrages, rief ſie endlich aus: „Gut, mein Herr, Sie können gar ſchön pfeifen und wohl einige Batzen verdienen: ich werd' Ihnen die Paſtete machen!“

Digitized by Google

Von Amſterdam fuhr Friedrich auf der ordinairen Barke nach Utrecht, um das Vergnügen zu haben, die ſchönen Landhäuſer am Ufer des Fluſſes zu ſehen. Hier machte er die Bekanntſchaft eines Schweizers, le Catt, der als der Erzieher eines jungen Holländers reiſte. Er lud ihn ein, an ſeiner Mahlzeit Theil zu nehmen. Das Geſpräch, in dem der Schweizer mannigfache Kenntniſſe entwickelte und, als Friedrich ein ziemlich ſcharfes Examen über die ſchweizeriſchen Zuſtände anſtellte, durch geiſtreichen Widerſpruch zu feſſeln wußte, erweckte ebenſo, wie le Catt's ganzes Benehmen, die nähere Theilnahme des Königs. Er bat ſich ſeine Adreſſe aus, mit dem Bemerken, daß er ihm in Zukunft einmal vielleicht gute Dienſte leiſten könne. Nach drei Monaten empfing le Catt eine Einladung von Friedrich, die Stelle eines Vorleſers und literariſchen Geſellſchafters bei ihm zu übernehmen. Doch war er damals krank und konnte der Einladung nicht folgen. Nach drei Jahren ward er auf's Neue von Friedrich aufgefordert; jetzt reiſte er zu ihm und blieb ihm über zwanzig Jahre ein treuer Diener.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Politiſche Verhältniſſe bis zum ſiebenjährigen Kriege.

Durch die Friedensſchlüſſe von Dresden und von Aachen war Ruhe über Europa zurückgekehrt; aber es war die Ruhe eines ſchwülen Sommertages. Trübe Dünſte umzogen den Horizont, hier und dort ſtiegen drohende Wolken empor, von allen Seiten hörte man das dumpfe Gemurmel des Donners; — plötzlich hatten ſich die Wolken zum finſtern Knäuel zuſammengeballt, und auf's Neue, aber furchtbarer als zuvor, brach der verheerende Sturm los.

Vor Allem war es die Eiferſucht der übrigen Rangmächte auf Preußen, was zu einer ſolchen Umdüſterung der öffentlichen Verhältniſſe Anlaß gab. Man konnte ſich nicht darein finden, daß Friedrich, während man die Königswürde ſeiner beiden Vorgänger als eine unſchädliche Spielerei betrachtet hatte, nun auch die ganze Bedeutung dieſer Würde

in's Leben einführte. Man fand es unangemeſſen, daß der „Markgraf von Brandenburg,“ — denn immer noch liebte man es, ſpottweiſe gerade dieſen Titel zu gebrauchen, — ſich einen entſcheidenden Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten errungen und dadurch die Stellung der ſeitherigen Großmächte in manchen Beziehungen weſentlich verändert hatte. Man hielt ſich überzeugt, daß Friedrich bei dem einmal Erworbenen nicht ſtehen bleiben werde, ſondern fort und fort, zum Nachtheil ſeiner Nachbarn und zum Nachtheil der beſtehenden Verhältniſſe, nur auf neue Vergrößerung ſeines Reiches ſinne. Zu alledem kam endlich mancherlei perſönlicher Widerwille, ſo daß die Eiferſucht und die Beſorgniß ſich hier und dort zu offenem Haſſe ſteigerten.

Maria Thereſia hatte Schleſien nicht vergeſſen können. Die ſteigende Blüthe des Landes unter der preußiſchen Regierung, die bedeutend vermehrten Einkünfte, die es Friedrich darbot, machten in ihren Augen den Verluſt nur empfindlicher. Ihre religiöſe Ueberzeugung fand ſich in dem Gedanken, das Land in der Gewalt des „ketzeriſchen“ Preußenkönigs zu wiſſen, tief verletzt. Auch jetzt noch betrachtete ſie ihre Verzichtleiſtung auf Schleſien nur als eine Handlung, zu der ſie, unfreiwillig, durch den gebieteriſchen Drang der äußern Umſtände gezwungen worden ſei. Sie dachte nur darauf, wie ſie es möglich machen könne, das Verlorne dereinſt mit beſſeren Kräften wieder zurück zu fordern. Aber ſie ließ es nicht bei müßigem Grübeln bewenden. Mit männlicher Tüchtigkeit ſorgte ſie dafür, daß die inneren Kräfte ihres Reiches erſtarkten und daß ſie durch enge Verbindung mit anderen Staaten noch eine größere Furchtbarkeit gewann. Im Haushalt des Staates wußte ſie ſo vortreffliche Einrichtungen zu treffen, daß, trotz der verſchiednen Einbußen, welche ihr Reich erlitten, ihre Einkünfte in kurzer Friſt höher ſtiegen, als es unter ihrem Vater, Kaiſer Karl VI., der Fall geweſen war. Unabläſſig, ſelbſt mit perſönlicher Theilnahme, war ſie für die verbeſſerte Einrichtung. für die Ausbildung, für die gründliche Uebung ihres Heeres bemüht, ſo daß daſſelbe bald geeignet war, ihr ein feſteres Vertrauen einzuflößen. Unter den Beamten, die ſie in dieſen Beſtrebungen förderlich unterſtützten, waren beſonders der Graf von Daun, der im Jahr 1754 Generalfeldmarſchall wurde, und der Graf von

Digitized by Google

Kaunitz, den ſie um dieſelbe Zeit zu ihrem Staatskanzler ernannte, von einflußreicher Bedeutung. Kaunitz begegnete ſeiner Herrin in ihrem Haſſe gegen Friedrich, und er wußte die ſicherſten Mittel anzugeben, um dem erwünſchten Ziele näher zu kommen. Er leitete mit großer Kunſt die wichtigſten Staatsverträge ein. Nur der Gemahl der Maria Thereſia, der Kaiſer ſelbſt, war ohne Bedeutung. An der Verwaltung der eigentlich öſterreichiſchen Angelegenheiten nahm er keinen Theil. Seine Hauptthätigkeit beſtand in Geldgeſchäften, wozu er ein gutes Talent beſaß; er ging in dieſer einſeitigen Thätigkeit ſogar ſo weit, daß er, als der neue Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen ausgebrochen war, zu Anfange ſelbſt an Friedrich Lieferungen für Geld machte.

Sachſen, beſonders der Graf Brühl, war nach dem Schluſſe des Dresdner Friedens ebenfalls in derſelben feindlichen Stimmung, wie früher, gegen Friedrich geblieben. Doch ward das Kurfürſtenthum, durch die Gefahr ſeiner äußern Lage gegen die preußiſchen Staaten, zu behutſamen Schritten genöthigt. In Rußland war die Stimmung, ſowohl der Kaiſerin Eliſabeth, als ihres allvermögenden Miniſters Beſtuſcheff, Friedrich nicht minder ungünſtig. Dies war von der öſterreichiſchen Politik ſchnell benutzt worden und ſchon im Jahr 1746 war zwiſchen beiden Mächten ein Vertheidigungs-Bündniß zu Stande gekommen; ein geheimer Artikel dieſes Tractates beſagte aber zugleich, daß, wenn Friedrich eine der beiden Mächte angreifen würde, er ſein Recht auf Schleſien verwirkt haben ſolle und man unverzüglich dazu ſchreiten würde, daſſelbe für Oeſterreich wieder zu gewinnen. Sachſen ward zum Beitritt zu dieſer Verbindung eingeladen und bezeigte ſich ſehr bereit dazu; doch berief es ſich dabei wiederholt auf die Gefahr ſeiner Stellung, und ſo beſtand man nicht weiter auf förmlichen Beitritt; der Geſinnungen des ſächſiſchen Hofes war man durch genügende Zeugniſſe verſichert. Oeſterreich und Sachſen aber ließen es ſich beſonders angelegen ſein, Rußland immer mehr gegen Preußen aufzureizen; ſie fanden dafür einen ſehr wohl zubereiteten Boden. Friedrich hatte über den wenig ehrenvollen Charakter der ruſſiſchen Kaiſerin und ihres Miniſters wohl manch ein beißendes Wort fallen laſſen, das von geſchäftigen Händen ſchnell hinübergetragen war; eine Menge von Erdichtungen

Digitized by Google

und Verläumdungen kam hinzu, und endlich, im Jahre 1753, brachte man es dahin, daß es im ruſſiſchen Staatsrathe förmlich ausgeſprochen ward, Preußen ſei ſelbſt in dem Falle anzugreifen, wenn einer der ruſſiſchen Verbündeten den erſten Angriff mache.

Für einen ſolchen Entſchluß hatten, neben jenen Ränken, auch die engliſchen Guineen vortheilhaft mitgewirkt. Das Verhältniß Oeſterreichs zu England war zwar bereits loſer geworden, da die erſtere Macht die Schuld der Abtretungen, zu denen ſie genöthigt worden war, vorzüglich auf England ſchob. Aber England ſtand ſeit früherer Zeit mit Rußland im Bunde, und jetzt glaubte es ebenfalls, ſich durch ſolche Verbindung gegen Preußen verſtärken zu müſſen, vornehmlich deßhalb, weil es Preußen noch als den Bundesgenoſſen von Frankreich betrachtete. Zwiſchen Frankreich und England aber drohte, wegen gewiſſer Streitigkeiten in Nordamerika, ein Seekrieg auszubrechen, und in dieſem Falle wünſchte man nichts mehr, als Hannover gegen einen Angriff von preußiſcher Seite geſchützt zu wiſſen.

Friedrich war nicht ohne Kunde über all dieſe Umtriebe geblieben. Der ruſſiſche Thronfolger war ſein feuriger Bewunderer und hatte ihm manche wichtige Nachricht aus Rußland mitgetheilt, ohne jedoch ſelbſt, da er von der Kaiſerin abſichtlich zurückgeſetzt ward, in die ruſſiſchen Verhältniſſe wirkſam eingreifen zu können. Noch manche andre Kanäle hatte ſich Friedrich geöffnet, um zur Kenntniß jener geheimen Verhandlungen zu kommen; beſonders wichtig war es, daß er durch den Verrath eines ſächſiſchen Kabinetskanzelliſten Abſchriften der ſämmtlichen Verhandlungen, die zwiſchen Sachſen und den Kaiſerhöfen von Wien und Petersburg Statt fanden, zugeſandt erhielt. So konnte er, bei näherem Andringen der Gefahr, ſeine vollſtändigen Maßregeln treffen. Vorerſt aber ſchaute er noch heitern Muthes in das verworrene Getreibe. Er ſchrieb, — im Jahre 1753, eben als jener phantaſtiſche Bericht über das große Manoeuvre bei Spandau erſchien, — ſeine anonymen „Briefe an das Publicum,“ in welchen er die diplomatiſchen Umtriebe der Zeit auf ergötzliche Weiſe parodirte. Der Berliner Hof, ſo berichtete er in dieſen Briefen, hätte ſich geweigert, bei ſeinen Feſten die Menuets eines Muſikanten aus Aix ſpielen zu laſſen, da er lieber nach

eignen Tönen tanze; darauf hätten ſich allerlei barbariſche Staaten des Muſikanten angenommen, es ſeien Bündniſſe und Gegenbündniſſe geſchloſſen worden, und es ſei der fürchterlichſte Krieg zu erwarten. Voltaire meinte damals, in reſignirter Selbſtgefälligkeit, Friedrich habe die Briefe nur geſchrieben, um zu beweiſen, daß er ſeiner Hülfe entbehren könne; und allerdings ſieht man ſehr deutlich, daß, wer eine ſo überaus anmuthige, eine ſo claſſiſche Satire, wie dieſe Briefe in der That enthalten, zu ſchreiben wußte, ſelbſt eines Voltaire nicht bedurfte. Aber Friedrich hatte dabei wohl mehr im Sinn, als den franzöſiſchen Poeten.

Indeß ſah England ſehr wohl ein, daß es, beim Ausbruch eines Krieges mit Frankreich, ungleich vortheilhaftere Reſultate gewinnen würde, wenn es den Frieden auf dem feſten Lande erhalte, und daß im Gegentheil Oeſterreichs Bemühungen nur dahin gingen, einen ſolchen Krieg, gegen Friedrich, zu erregen. Auch erkannte es, daß Friedrich ebenſo nur den Frieden wünſche; denn in der That ſtrebte dieſer, dem der Ruhm und der Erwerb der erſten Kriege durchaus genügten, auf keine Weiſe, Gelegenheit zum Bruche mit ſeinen Nachbarn zu geben. Auch gab er davon, ſchon gegen Ende des Jahres 1754, an Frankreich ein hinlängliches Zeugniß, als er von dort zu einer Unternehmung gegen Hannover aufgefordert ward. „Es giebt dabei,“ ſo ward dem preußiſchen Geſandten in Paris geſagt, „etwas zu plündern: der Schatz des Königs von England iſt gut gefüllt, der König von Preußen braucht ihn nur wegzunehmen.“ Friedrich hatte darauf antworten laſſen, daß man dergleichen Anträge vielleicht ſehr ſchicklich bei Andern vorbringe, daß er aber bitte, einen Unterſchied unter den Perſonen zu machen. Auf ſolche Geſinnungen verſuchte England eine Annäherung an Friedrich, um ein freundſchaftliches Verhältniß zu Stande zu bringen, und die beiderſeitigen Intereſſen begegneten ſich ſo wohl, daß am 16. Januar 1756 ein wirkliches Schutzbündniß zwiſchen beiden Mächten geſchloſſen ward. Dabei hatte man freilich ſehr beſtimmt darauf gerechnet, und die Cabalen am ruſſiſchen Hofe hatten es zu beſtätigen geſchienen, daß Rußland auf Englands, ſomit auch auf Preußens Seite treten würde.

In den Tagen, als der Abſchluß dieſes Bündniſſes erfolgte, war

Digitized by Google

ein neuer franzöſiſcher Geſandter bei Friedrich anweſend, der ihm den Antrag zur Erneuerung jenes früheren Bündniſſes mit Frankreich, das eben jetzt zu Ende lief, antrug und ihm als Lohn die Oberherrſchaft über — die Inſel Tabago in Weſtindien verhieß. Den letzteren, ſtark abenteuerlichen Vorſchlag nahm Friedrich nur als einen Scherz auf; im Uebrigen ſprach er ſeine Abſicht aus, daß er entſchieden nur den Frieden erhalten wolle und daß er aus dieſem Grunde jenes Schutzbündniß mit England geſchloſſen habe. Durch dieſe Erklärung aber fand ſich der franzöſiſche Hof empfindlich gekränkt, und man beklagte ſich laut über die „Abtrünnigkeit" des preußiſchen Königs.

Dies führte ſchnell zu einer Verbindung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich. Schon lange hatte Kaunitz, die laue Stimmung Englands berückſichtigend, mit kluger Geſchicklichkeit auf ein ſolches Ziel hingeſteuert und Alles dazu vorbereitet. Schon gleich nach dem Frieden von Aachen hatte er Anträge ſolcher Art gemacht, die zunächſt zwar von dem franzöſiſchen Miniſterium zurückgewieſen wurden, die aber, als man ſie wiederholte, wenigſtens dem Gedanken an die Möglichkeit einer ſolchen Umwälzung der Politik Raum gaben. Wirkſamer wurden dieſe Anträge, als Kaunitz die Maitreſſe des Königs von Frankreich, die Marquiſe Pompadour, dafür gewann. Sie mußte Friedrich haſſen, denn er hatte es im königlichen Sinne verſchmäht, ſich um die Hochachtung der Buhlerin zu bewerben. Sein Geſandter war es allein, der ihr, unter allen fremden Miniſtern, nicht die Aufwartung machte. Voltaire hatte an Friedrich, als er 1750 nach Sansſouci kam, zarte Grüße von Seiten der Marquiſe mitgebracht; Friedrich aber hatte trocken geantwortet: „Ich kenne ſie nicht." Ueberhaupt verachtete er die ganze franzöſiſche Maitreſſenregierung, und er pflegte die Epochen derſelben, je nach den verſchiedenen regierenden Unterröcken, in „Cotillon 1., 2., 3." abzutheilen. Daß auch König Ludwig XV. ſelbſt keine ſonderlich freundſchaftlichen Gefühle für Friedrich hegte, iſt ſchon früher bemerkt worden. Dagegen war von öſterreichiſcher Seite Alles geſchehen, um die Gunſt der Alles vermögenden Marquiſe zu gewinnen. Sogar Maria Thereſia opferte ihren hehren Stolz der Rache gegen Friedrich in ſolchem Maße, daß ſie es über ihr Herz gewann, die Buhlerin in freundſchaft-

Digitized by Google

lichen Briefen als „Prinzeſſin,“ „Couſine,“ „theuerſte Schweſter“ anzureden. Der letzteren aber lag perſönlich Alles am Kriege, indem ſie nur dadurch ihre Creaturen einflußreich genug machen konnte und die europäiſchen Mächte, wenn die Politik einmal an ihre Perſon geknüpft war, auch dafür ſorgen mußten, daß jede Nebenbuhlerin aus der Nähe des Königs entfernt blieb. So waren ſchon im Herbſte 1755, auf einem Luſtſchloſſe der Pompadour, förmliche Conferenzen gehalten worden, die nun, am 9. Mai 1756, zu einem Schutzbündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich führten, welches dem engliſch-preußiſchen entgegengeſetzt wurde.

In Bezug auf Rußland aber hatten England und Preußen ſich einer falſchen Vorausſetzung hingegeben. Das Gewicht der engliſchen Guineen war nicht ſo ſtark wie der Haß der Kaiſerin und ihres Miniſters gegen Friedrich, und wie die Beſtechungen, die von öſterreichiſcher Seite angewandt wurden. Mit Preußen wollte es keine Verbindung; ſo brach es jetzt auch mit England und trat zur Gegenpartei. Endlich, um die Zahl der Feinde noch weiter zu vermehren, war in Schweden eine Staatsumwälzung ausgebrochen, welche alle Macht in die Hände des vom franzöſiſchen Gelde abhängigen Reichsrathes gab. Friedrich’s Schweſter Ulrike, die jetzige Königin von Schweden, war hierdurch, ebenſo wie ihr Gemahl, aller Macht und alles Einfluſſes beraubt worden.

Der Seekrieg zwiſchen England und Frankreich war inzwiſchen ausgebrochen. Gleichzeitig wurden große Rüſtungen in der Nähe der preußiſchen Grenzen vorgenommen. In Böhmen wurden ungewöhnliche Maſſen von Truppen zuſammengezogen, Magazine angelegt und andre Einrichtungen getroffen, die nur bei kriegeriſchen Unternehmungen Statt finden. In Liefland ſammelte ſich ein bedeutendes ruſſiſches Heer. Friedrich wußte durch jene geheimen Kanäle, daß dieſe Rüſtungen nur ihm gelten ſollten, daß ſie zwar noch nicht ſo weit gediehen waren, um einen Angriff ſchon in dieſem Jahre befürchten zu laſſen, daß ſie aber noch bedeutend, namentlich durch ein großes Heer in dem noch ungerüſteten Sachſen, vermehrt werden ſollten, und daß die Feinde nichts weiter wünſchten, als ihn zum Angriffe zu reizen, damit ſie den Schein des Rechts auf ihrer Seite hätten. Seine eignen Anſtalten waren ſo,

Digitized by Google

daß er jeden Augenblick zum Kriege fertig ſein konnte; es ſtand bei ihm, ſeinen Gegnern unverzüglich zuvorzukommen, aber er wollte wenigſtens das letzte Mittel zur Erhaltung des Friedens anwenden. Er ließ alſo, am 26. Juli 1756, die Kaiſerin von Oeſterreich um eine offene Erklärung über den Zweck ihrer Rüſtungen erſuchen. Die Antwort, die Kaunitz der Kaiſerin in den Mund legte, lautete dahin, „daß in der ſtarken Kriſis, worin ſich ganz Europa befinde, ihre Pflicht und die Würde ihrer Krone erfordere, hinreichende Maßregeln zu ihrer eignen und zu ihrer Verbündeten Sicherheit zu ergreifen.“ Die Erklärung war abſichtlich mit ſo dunkeln Worten gegeben, damit man ungehindert in den Rüſtungen fortfahren könne. Friedrich erbat ſich nun, am 2. Auguſt, einen deutlichern Beſcheid und die ausdrückliche Zuſicherung, daß er weder in dieſem noch in dem nächſten Jahre werde angegriffen werden. Aber auch hierauf erfolgten nur ausweichende Redensarten und die verlangte Zuſicherung ward ganz übergangen. Noch einmal fragte Friedrich in Wien an, da ward aber alle fernere Erklärung auf eine ungeſtüme, ſchnöde und ſtolze Art ganz abgeſchlagen. Friedrich betrachtete dieſe dreimalige Weigerung als eine Kriegserklärung, und er beſchloß, die Friſt des Jahres noch ſchnell zu benutzen, damit die Gegner ihn nicht mit überlegener Kraft überfallen möchten.

Als der Krieg ausgebrochen war, ſandte Voltaire eine poetiſche Epiſtel an Friedrich, worin er ihm dafür, daß er auf's Neue den Brand des Krieges angefacht, — denn ſo ſtellten es natürlich die Gegner dar, — den ganzen Untergang ſeines Ruhmes, den er als Held und als Weiſer errungen, verkündete. Friedrich antwortete, ebenfalls in Verſen, daß er wahrlich das Glück des Friedens dem Kriege vorziehe, daß er aber auch die Pflicht kenne, die das Schickſal ihm auferlegt. Voltaire, ſo fährt er fort, möge ſich in ſicherer Zurückgezogenheit der Ruhe des Weiſen freuen; dann ſchließt er mit den Worten:

Doch ich, umdräuet von Verderben,
Muß kühn dem Sturm entgegen ziehn,
Als König denken, leben, ſterben!

Drittes Buch.

Heldenthum.

(Der ſiebenjährige Krieg.)

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Der erſte Feldzug des ſiebenjährigen Krieges. 1756.

Friedrich hatte den Plan gefaßt, ſeine Gegner raſch anzugreifen, ehe ſie mit ihren Rüſtungen fertig ſein würden, und ſolchergeſtalt den Krieg, mit dem ſie ihn bedrohten, von den Grenzen ſeines eignen Staates abzuwenden. Von den Ruſſen wußte er beſtimmt, daß ſie außer Stande ſein würden, noch im laufenden Jahre etwas zu unternehmen; nach dieſer Seite hin genügte alſo, für den Nothfall, eine wenig bedeutende Verſtärkung der Beſatzung ſeiner öſtlichen Provinzen. Die Hauptmacht der preußiſchen Armee ſollte gegen Sachſen und Böhmen geführt werden. In Sachſen beſchloß Friedrich ſich vorerſt ſicher zu ſtellen, um durch dies Land die Mark Brandenburg zu decken und eine feſte Grundlage für ſeine Unternehmungen gegen Böhmen zu gewinnen. Alle Veranſtaltungen zur Ausführung dieſes Planes waren ebenſo verſchwiegen, wie ſchnell in's Werk gerichtet worden; nur die vertrauteſten Feldherren wußten um Friedrich's Abſichten; die Brigade-Generale erfuhren erſt am Tage vor dem Ausmarſche, wohin der Zug gerichtet ſein ſollte.

Digitized by Google

Am 29. Auguſt rückten 60,000 Mann preußiſcher Truppen in drei Colonnen in Sachſen ein. Niemand war hier auf ſo plötzlichen Ausbruch des Krieges vorbereitet. In größter Eile wurden die ſächſiſchen Truppen, deren Zahl ſich auf 17,000 belief, aus ihren Standquartieren in ein feſtes Lager bei Pirna zuſammengezogen; König Auguſt und ſein Miniſter Brühl, rathlos in der allgemeinen Verwirrung, verließen Dresden und ſuchten im Lager Schutz. Man hatte zuerſt die Abſicht, mit der ſächſiſchen Armee nach Böhmen zu gehen und ſich mit den Oeſterreichern zu verbinden; auf den umſichtigen Rath des franzöſiſchen Geſandten, des Marſchalls Broglio, entſchloß man ſich jedoch, die günſtige Stellung, welche das Lager bei Pirna darbot, zu benutzen, damit Friedrich durch daſſelbe aufgehalten und der öſterreichiſchen Armee Zeit gegeben werde, die angefangenen Rüſtungen zu vollenden und zum Schutze Sachſens heranzukommen. Die Sachſen beſetzten nunmehr das ganze Plateau, welches ſich, in einem Umfange von vier Meilen, zwiſchen Pirna und dem Königſtein erhebt. Steile Abhänge ſchützten daſſelbe von allen Seiten gegen feindlichen Angriff; zur Vertheidigung der wenigen Zugänge, die emporführten, wurden mannigfache Verhaue angelegt.

Friedrich hatte ſomit das ganze Land offen gefunden. Wittenberg, Torgau, Leipzig und viele andre Städte waren ohne Widerſtand beſetzt; in Dresden hielt Friedrich am 9. Sept. ſeinen Einzug. In der Nähe der Reſidenz vereinigten ſich nun die verſchiedenen Corps der preußiſchen Armee und nahmen eine ſolche Stellung, daß ſie dem ſächſiſchen Lager die Gemeinſchaft mit dem Lande abſchnitten.

Friedrich erklärte, daß ihn die Verhältniſſe des Krieges nöthigten, das ſächſiſche Land als Unterpfand in Verwahrſam zu nehmen, und daß er daſſelbe nach abgewendeter Gefahr dem Kurfürſten zurückerſtatten werde. Einſtweilen aber wurden die wohlverſehenen Zeughäuſer von Dresden, Weißenfels und Zeitz ausgeräumt und Waffen und Geſchütz nach Magdeburg geführt. Torgau ward befeſtigt und mit preußiſchen Truppen beſetzt. Das ſächſiſche Miniſterium ward außer Thätigkeit geſetzt; die Kanzleien wurden verſiegelt, die Collegienſäle geſchloſſen und eine preußiſche Landesverwaltung in Dresden angeordnet. Im

Digitized by Google

ganzen Lande endlich wurden die kurfürſtlichen Kaſſen in Beſchlag genommen. Dabei wurde jedoch mit ſo großer Milde als möglich verfahren. Die preußiſchen Truppen wurden befehligt, die genaueſte Kriegszucht zu beobachten. Das Eigenthum der Unterthanen ward auf alle Weiſe geſchont. Friedrich ſelbſt bewies ſich in Dresden äußerſt zuvorkommend gegen Jedermann; er hielt täglich offene Tafel und bezeigte namentlich der Gemahlin Auguſt's und der geſammten königlichen Familie, die in Dresden zurückgeblieben war, alle irgend erforderliche Höflichkeit.

Indeß hatte dieſe plötzliche Beſitznahme von Sachſen alle Welt aufmerkſam gemacht; Friedrich's Gegner waren auf's Eifrigſte bemüht, ſein Unternehmen als einen Landfriedensbruch darzuſtellen. Der Kaiſer erließ an Friedrich ein Abmahnungsſchreiben, in welchem er ihn väterlichſt aufforderte, „von ſeiner unerhörten, höchſt frevelhaften und ſträflichen Empörung abzulaſſen, dem Könige von Polen alle Koſten zu erſtatten und ſtill und ruhig nach Hauſe zu gehen.“ Zugleich ward allen preußiſchen Generalen und Kriegsoberſten vom Kaiſer anbefohlen, „ihren gottloſen Herrn zu verlaſſen und ſeine entſetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern ſie ſich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloßſtellen wollten.“ Sich gegen ſolche Vorwürfe, die er bereits vorausgeſehen, zu rechtfertigen, hatte Friedrich beſchloſſen, die ganze Reihenfolge der zu ſeinem Verderben angeſponnenen Verhandlungen, die er in Abſchriften aus dem Dresdener Archiv in Händen hatte, durch den Druck zu veröffentlichen. Damit aber die Gegner außer Stand geſetzt würden, die Aechtheit dieſer Verhandlungen zu läugnen, war es nöthig, ſich der Originalſchriften zu bemächtigen. Doch hatte man ſich auch ſächſiſcher Seits auf einen ſolchen Fall bereits gefaßt gemacht. Das Archiv ſollte nach Polen geſchickt werden; bei der Nähe der Gefahr hatte man daſſelbe einſtweilen in die Gemächer der Königin gebracht, und ſie, die eine ebenſo erklärte Feindin Friedrich's war wie Brühl, bewahrte ſelbſt die Schlüſſel zu den Schränken. Sie ſah ſich indeß genöthigt, die Schlüſſel herauszugeben; ihr Zaudern, ihre Bitten waren umſonſt; die Schränke wurden geöffnet, und das Archiv wanderte unverzüglich nach Berlin. In wenig Tagen erſchien eine ausführliche,

Digitized by Google

mit allen Urkunden belegte Darſtellung jener Verhandlungen im Drucke. Von Seiten der Gegner erfolgte hierauf eine Menge von Gegenſchriften, die indeß nicht die Aechtheit der Urkunden, ſondern nur die Schlußfolgerungen, die Friedrich aus ihnen ziehen mußte, angriffen.

Mit König Auguſt hatte Friedrich ſeit ſeinem Einmarſche in Sachſen in unausgeſetzter Correſpondenz geſtanden. Er verlangte von ihm entweder die thätlichen Beweiſe einer vollkommenen Neutralität oder, noch lieber, eine Verbindung zum gemeinſamen Wirken gegen Oeſterreich. Friedrich hatte die Mittel, ſeinen Anforderungen einen energiſchen Nachdruck zu geben. Ein Sturm auf das ſächſiſche Lager ſchien zwar, wenn auch nicht unausführbar, ſo doch mit allzuvielem Blutvergießen verbunden. Aber das Lager war von allen Seiten ſo feſt durch preußiſche Truppen eingeſchloſſen, daß den Sachſen jede Gelegenheit genommen ward, ſich mit Nahrungsmitteln, daran ſie ſchon Mangel zu leiden begannen, zu verſehen; nur für die Küche König Auguſt's, der von Entbehrungen keinen Begriff hatte, war freier Transport verſtattet worden. Zugleich lag es in der eigenthümlichen Stellung der Sachſen, daß ein Angriff von ihrer Seite auf die Preußen ihnen ebenſo viel Gefahr bringen mußte, wie der umgekehrte Fall ihren Gegnern. So durfte Friedrich hoffen, daß der Hunger ſie in kurzer Friſt zur Ergebung zwingen würde. Doch gab Auguſt den Anträgen Friedrich's kein weiteres Gehör, als daß ſich letzterer mit dem Verſprechen der Neutralität begnügen möge. Auf ein ſo allgemeines Verſprechen hin hatte aber Friedrich nicht Luſt, ſein Heer nach Böhmen zu führen; die früheren Erfahrungen in Sachſen hatten ihn hinreichend die Gefahr kennen gelehrt, der er ſich ausſetze, wenn er ein feindliches Heer im Rücken behalte. So blieb es bei der ſtrengen Einſchließung des ſächſiſchen Lagers; dieſe nahm jedoch den größeren Theil ſeiner Truppen in Anſpruch und verhinderte ihn, mit Nachdruck gegen die öſterreichiſche Armee in Böhmen aufzutreten.

Die letztere hatte ſich, zwar immer noch nicht mit allem Nöthigen ausgerüſtet, in zwei Corps gegen die Grenzen von Sachſen und von Schleſien zuſammengezogen. Dem einen Corps trat eine beſondere preußiſche Armee, unter Schwerin, aus Schleſien entgegen. Doch be-

Digitized by Google

zogen die Oeſterreicher hier ein ſo vortheilhaftes Lager, daß ſie dadurch jede Schlacht vermieden und daß zwiſchen dieſen Armeen nur unbedeutendere Gefechte vorfallen konnten. Dagegen hatte König Auguſt Gelegenheit gefunden, dem öſterreichiſchen Hofe ſeine täglich drohendere Lage vorzuſtellen und um ſchleunigen Entſatz zu bitten. So erhielt nun das zweite Corps der Oeſterreicher, welches der Feldmarſchall Browne anführte, den Befehl, zur Befreiung der Sachſen entſcheidende Schritte zu thun. Browne verſammelte alsbald ſeine Armee zu Budin und ſchickte ſich an, über den Egerfluß vorzurücken.

Zur Beobachtung dieſes öſterreichiſchen Corps war von Friedrich derjenige Theil ſeiner Truppen, den er bei der Einſchließung des ſächſiſchen Lagers entbehren konnte, bereits gegen die böhmiſche Grenze vorausgeſchickt. Dieſe Truppen bemächtigten ſich der Engpäſſe, welche die Verbindung zwiſchen Sachſen und Böhmen vertheidigen, und benachrichtigten Friedrich von den Bewegungen des Feindes. Die Verbindung der Oeſterreicher mit den Sachſen zu verhindern mußte jetzt Friedrich's vorzüglichſtes Augenmerk ſein; er entſchloß ſich, den erſteren unverzüglich mit dem, freilich nicht bedeutenden Theile ſeiner Truppen, welchen er an die Grenze vorausgeſandt, entgegenzugehen. Er eilte zu ihnen und führte ſie aus dem Gebirge gegen die Ebenen der Elbe hinab. Bei dem Flecken Lowoſitz an der Elbe, welcher am Ausgang der Berge liegt, trafen die beiden Armeen aufeinander. Beiden war die gegenſeitige Annäherung gerade an dieſer Stelle unerwartet; Friedrich gewann den Vortheil, daß er zwiſchen den Bergen, welche ſeine Straße auf beiden Seiten einſchloſſen, eine feſte Stellung einnehmen konnte.

Am Morgen des erſten Octobers ſtellte Friedrich ſeine Armee in Schlachtordnung. Aber ein dichter Nebel hatte ſich über die Ebene gelagert und verhinderte, die Gegenſtände deutlich zu unterſcheiden. Wie durch einen Flor ſah man nur den Ort Lowoſitz vor ſich und zur Seite einige Haufen feindlicher Reiterei. Der linke Flügel der preußiſchen Armee wurde, ſowie er aufrückte und die Anhöhe zur Linken erſtieg, durch ein verlorenes Gewehrfeuer empfangen, das aus den Weinbergen, die ſich hier zur Elbe hinabzogen, unterhalten ward. Es waren ein Paar tauſend Panduren, die hinter den Mauern der Weinberge verſteckt

Digitized by Google

lagen. Alles dies ließ Friedrich vermuthen, daß er nicht die ganze feindliche Armee, ſondern nur einen vorausgeſandten Theil derſelben vor ſich habe. Er ließ aus ſeinen Geſchützen auf die öſterreichiſchen Reiterhaufen feuern, und da dies fruchtlos blieb, ſandte er zwanzig Schwadronen Dragoner ab, um ſie zu zerſtreuen und den Kampf zu beenden. Dieſe drangen rüſtig auf den Feind ein und warfen nieder, was ihnen entgegen ſtand. Als ſie aber die Flüchtigen verfolgten, ſo wurden ſie von vorn und von der Seite durch ein lebhaftes Flinten- und Geſchützfeuer empfangen und zum Rückzuge genöthigt. Friedrich erkannte jetzt erſt, daß er die ganze feindliche Armee, die ihm um mehr als um das Doppelte überlegen war, gegen ſich habe. Er ſandte einen Adjutanten zu ſeinen Dragonern, um dieſe in eine andre Stellung zu beordern; aber ſchon hatten Dragoner und Küraſſiere vereint ſich auf's Neue der feindlichen Reiterei entgegengeſtürzt, dieſe, trotz deſſelben Feuers und trotz des ungünſtigen Terrains, zurückgedrängt und bis nahe vor die Schlachtordnung der Oeſterreicher verfolgt. Jetzt aber ward das Geſchützfeuer der letzteren ſo ſtark, daß ſie wiederum zum Rückzuge genöthigt waren, der indeß in beſter Ordnung vor ſich ging. So war noch immer nichts Entſcheidendes geſchehen. Der Nebel begann indeß zu ſinken und man konnte zu angemeſſenen Maßregeln ſchreiten. Friedrich ſuchte nun ſeine Stellung, trotz der feindlichen Uebermacht, ſo günſtig als möglich zu nehmen und ſich mit Anſpannung aller Kräfte das Schickſal des Tages geneigt zu machen. Das Hauptaugenmerk des Feindes war jetzt auf den linken preußiſchen Flügel gerichtet, den man von der Anhöhe, auf welcher er ſich befand, zu vertreiben ſuchte. Aber die Preußen drangen unerſchrocken vor, erkämpften in den Weinbergen eine Grenzmauer nach der andern, ſtiegen in die Ebene hinab und verfolgten die Feinde, von denen ein Theil ſich in die Elbe ſtürzte, während ein andrer ſich in Lowoſitz feſtſetzte. Neue öſterreichiſche Heerhaufen ſtellten ſich den Preußen entgegen. Dieſe hatten ſich durch ſechsſtündiges Feuern verſchoſſen und drohten nun, da ihnen Pulver und Blei fehlte, muthlos zu werden. Doch der Herzog von Bevern, der dieſen Theil der preußiſchen Armee führte, rief den Seinen heiteren Muthes zu: „Burſche, ſeid unbekümmert! Weßhalb hätte man

euch gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Dieſe Worte weckten allen Muth ſeiner Schaaren, und obgleich die feindlichen Heerhaufen ſich noch immer mehr verſtärkten und namentlich an Lowoſitz einen feſten Stützpunkt fanden, ſo warfen ſie doch mit gefälltem Bajonnet Alles vor ſich nieder, drangen in Lowoſitz, zwiſchen den Häuſern, die jetzt in Feuer aufloderten, hinein und trieben den ganzen Theil der öſterreichiſchen Armee, der ihnen hier entgegenſtand, in die Flucht.

So war der Sieg, um 2 Uhr nach Mittag, errungen, aber nicht ohne große Opfer. Die Verluſte Friedrich's waren bedeutender als die der Oeſterreicher. Auch wußte Feldmarſchall Browne ſeinen geſchlagenen rechten Flügel durch den linken ſo geſchickt zu decken, daß er ſich ohne weiteren Verluſt zurückziehen konnte. Der rechte Flügel der preußiſchen Armee, bei welchem Friedrich ſich befand, hatte, mit Ausnahme der Verſtärkungen, welche er dem linken zuſenden mußte, gar nicht an der eigentlichen Schlacht Theil nehmen können. Es wird erzählt, daß Friedrich nach Beendigung der Schlacht — ermüdet, da er drei Tage und zwei Nächte nicht geſchlafen hatte — ſich in einen Wagen geſetzt habe, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich ſei, als von öſterreichiſcher Seite der Retraiteſchuß geſchah und hiezu aus Verſehen eine ſcharf geladene Kanone genommen ward, die Kugel dieſes Schuſſes durch den untern Theil des Wagens gefahren, ſo daß ſie dem Könige beide Beine würde zerſchmettert haben, wenn er ſie nicht eben auf den Rückſitz des Wagens gelegt hätte.

Friedrich konnte die öſterreichiſche Armee nicht verfolgen, da ihn die Angelegenheit mit den Sachſen, die er jetzt zu Ende zu bringen wünſchte, zurückrief und er im Augenblicke zu ſchwache Mittel zur Hand hatte, um Entſcheidenderes in Böhmen auszuführen. Auch hatte es ihm die Schlacht von Lowoſitz wohl deutlich gemacht, daß er nicht mehr die alten Oeſterreicher, ſondern ein ungleich beſſer disciplinirtes Heer wiederfinde. Zugleich aber konnte er mit gerechtem Stolz von ſeiner eignen Armee ſagen: „Nie haben meine Truppen ſolche Wunder der Tapferkeit gethan, ſeit ich die Ehre habe, ſie zu commandiren.“ Jedenfalls war durch den Sieg die Verbindung der öſterreichiſchen Armee mit der ſächſiſchen unterbrochen. Friedrich ließ ſomit den größeren Theil der

Digitized by Google

Armee, die bei Lowoſitz gefochten hatte, in einer feſten Stellung zurück und brach am 13. October mit den übrigen nach Sachſen auf.

Hier hatten indeß die Dinge eine andre Wendung genommen. Mit unerſchütterlicher Treue hatten zwar die ſächſiſchen Truppen trotz des immer drückenderen Mangels ausgeharrt. Als aber rings um die Abhänge des weiten Kerkers das Victoriaſchießen erſcholl, mit welchem die Preußen die Siegesnachricht begrüßten, und der jubelnde Donner von allen Bergen wiederhallte und durch die Thäler fortgetragen ward, da ſchien alle Hoffnung verloren. Das einzig übrige Rettungsmittel ſchien nun, die Wachſamkeit der Preußen zu täuſchen und ſich mit dem Degen in der Hand einen Ausweg zu eröffnen. Man ſandte geheime Boten nach Böhmen an den Feldmarſchall Browne; dieſer ſetzte ſich an die Spitze eines Corps von 6000 Mann und rückte am jenſeitigen Elbufer, im Rücken der Preußen, heran, um durch kräftige Mitwirkung die Rettung der Sachſen zu erleichtern. Zur beſtimmten Stunde, am 11. October, war er am verabredeten Orte eingetroffen; aber der erſte Verſuch des Uebergangs der Sachſen über die Elbe, der gleichzeitig erfolgen ſollte, mißlang. In der folgenden Nacht machten die Sachſen den Uebergang möglich, während Kanonenſchläge von der Höhe des Königſteins den Oeſterreichern das Zeichen zum Angriff auf die preußiſchen Poſten, die hier noch den Sachſen entgegenſtanden, geben ſollten. Aber der Sturm des Himmels überſchallte die Kanonenſchläge. Browne blieb in ſeiner Stellung. Sowie die Sachſen die Höhen von Pirna verließen, waren auch die Preußen emporgedrungen und der Nachtrab und das Gepäcke in ihre Hände gefallen. Nun wurden auch die preußiſchen Poſten jenſeit der Elbe verſtärkt und die Sachſen auf's Neue in der unwegſamſten Gegend eingeſchloſſen. Bis zum 14. October harrte Browne aus; dann kehrte er, deſſen eigne Stellung mit jeder Stunde gefahrvoller wurde, nach Böhmen zurück. Zwei und ſiebenzig bange Stunden brachten die entkräfteten Sachſen unter offnem Himmel, bei anhaltendem Regen, ohne Nahrung und ohne Schlaf zu. Brühl und der König, die ſich auf dem feſten Königſtein aller Bequemlichkeit und alles Genuſſes erfreuten, geboten verzweiflungsvollen Angriff; aber die ſächſiſchen Generale ſahen die gänzliche Unmöglichkeit ein. Sie ver-

Digitized by Google

ſuchten jetzt, durch eine ehrenvolle Capitulation ihre Freiheit zu erlangen. Graf Rutowski, der Oberbefehlshaber der Sachſen, ſandte einen Offizier mit ſeinen Bedingungen an Winterfeldt. Dieſer verſicherte jedoch, daß er dazu vom König keine Erlaubniß habe, führte jenen, damit den Sachſen auch der letzte Schimmer des Muthes genommen werde, ſelbſt durch die ganze Kette der preußiſchen Poſten, und entließ ihn endlich mit der Anweiſung, er möge dem Grafen Rutowski nur eine genaue Beſchreibung der preußiſchen Stellung machen. So blieb der geſammten ſächſiſchen Armee nichts übrig, als ſich der Gnade des preußiſchen Königs zu Kriegsgefangenen zu übergeben. Sämmtliche Regimenter mußten das Gewehr ſtrecken. Friedrich kam die Reihen heraufgeritten, hieß die feindlichen Generale, als dieſe ihm mit entblößtem Haupte entgegentraten, achtungsvoll willkommen und lud ſie zu ſeiner Tafel. Unter die halbverhungerten Soldaten wurde reichlich Brod ausgetheilt. Die ſächſiſchen Offiziere erhielten, als ſie ihr Ehrenwort gegeben hatten, daß ſie während dieſes Krieges nicht gegen die Preußen kämpfen wollten, die Erlaubniß, nach Hauſe zurückzukehren. Die Soldaten aber, über deren Unterhalt und Bewahrung man in Verlegenheit war, wurden genöthigt, zur preußiſchen Fahne zu ſchwören. Sie erhielten preußiſche Uniformen, preußiſche Offiziere und wurden zum Theil unter die preußiſchen Regimenter vertheilt, theils blieben ſie ganz beiſammen. Friedrich vermehrte durch ſie ſein Heer anſehnlich, aber er hatte dabei nicht auf das Nationalgefühl der Sachſen gerechnet; die Dienſte, die ſie ihm leiſteten, waren gering, und mehrfach gingen nachmals ganze Regimenter in voller militairiſcher Ordnung zum Feinde über.

Hiemit war der erſte Feldzug zu Ende. König Auguſt, der vom Königſtein aus Zeuge der Gefangenſchaft ſeines Heeres geweſen war, erbat ſich Päſſe von Friedrich und ging mit ſeinen jüngſten Söhnen und mit Brühl nach Warſchau, wo er ſich in glänzenden Hoffeſten zu erholen bemühte. Doch blieb ſeine Gemahlin in Dresden zurück und ließ es ſich fort und fort angelegen ſein, feindlich geheim gegen Friedrich zu wirken. Die preußiſchen Armeen wurden aus Böhmen zurückgezogen und der Grenzcordon zur Sicherung der Winterquartiere errichtet.

Aber der erſte Feldzug war nur das Vorſpiel zu ungleich gewalti-

Digitized by Google

geren Beſtrebungen. Die Kühnheit, mit der Friedrich ſeinen Gegnern zuvorgekommen war, reizte ihre Eiferſucht zum glühendſten Haſſe. Der Kaiſer machte den Kampf zu einer Angelegenheit des deutſchen Reiches und der katholiſchen Kirche; Friedrich's Abſicht ſollte auf die Unterdrückung der letzteren gehen; als Reichsſtand ſollte er der Acht verfallen ſein, und in der That kam es ſchon jetzt ſo weit, daß der Reichstag, bei dem der Kurfürſt von Sachſen ſeine Klage eingereicht hatte, gegen ihn, im Januar 1757, eine „eilende Reichs-Executionsarmee" aufbot, zu deren Führer der Reichsfeldmarſchall Prinz Joſeph Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus von Sachſen-Hildburghauſen ernannt ward. Durch einen ſchlimmen Druckfehler in der öffentlichen Kundmachung dieſes Aufgebotes war aber die „eilende" Armee bereits vorläufig als eine „elende" bezeichnet, und als ſolche trat ſie auch nachmals, ohne ſich übergroßer Eile zu befleißigen, hervor. Das deutſche Reich, als ſolches, war ſchon lange zu einem leeren Schattenbilde herabgeſunken.

Bedeutender war die Gefahr, die von den auswärtigen Mächten drohte. Der franzöſiſche Hof erklärte, daß er den Einfall Friedrich's in Sachſen als eine Verletzung des weſtphäliſchen Friedens, deſſen Bürge Frankreich ſei, betrachte. Zu den ſchon vorhandenen Gründen des Haſſes waren hier neue gekommen. Die Königin von Polen war ſeine Mutter der Gemahlin des Dauphins von Frankreich; an letzterer fand die Maitreſſe des Königs eine willkommene Bundesgenoſſin gegen Friedrich, und zugleich ſtimmte mit ihren Anſichten das franzöſiſche Miniſterium überein, dem es nur erfreulich war, wenn der Seekrieg mit England, dem Verbündeten Friedrich's, in einen Landkrieg gegen Hannover verwandelt wurde. So ward ein dreifaches Heer gerüſtet, um daſſelbe über den Rhein gegen Hannover und gegen Preußen zu führen. Schweden, wo die Factionen des Adels im Beſitze der Herrſchaft waren, mußte dem Intereſſe Frankreichs folgen; von dieſer Seite ward der Entſchluß gefaßt, den Theil von Vorpommern, den Schweden an Friedrich's Vater hatte abtreten müſſen, durch Waffengewalt wieder zurückzufordern. Rußland ſchloß im Januar 1757 einen neuen Bund mit Oeſterreich gegen Friedrich. Oeſterreich lieferte Subſidiengelder, die jedoch eigentlich von Frankreich kamen, zur Unterſtützung der ruſſiſchen Rüſtungen.

Digitized by Google

Gegen die Uebermacht dieſer Feinde hatte Friedrich nur wenig Verbündete von Bedeutung. In Deutſchland hielten nur einige kleinere Fürſten, die zum Theil in engliſchem Solde dienten, zu ihm. Sein Bündniß mit England wurde am 11. Januar 1757 feſter erneut, und das Volk von England erwies ihm eine an Begeiſterung grenzende Verehrung; aber die Häupter der engliſchen Regierung ſtanden in feindlichem Parteienkampfe gegeneinander und verloren das Intereſſe für den wichtigeren Kampf, der ſich jetzt vorbereitete, aus den Augen. Der Hof dachte nur daran, die Grenzen von Hannover gegen feindlichen Einfall zu decken. Friedrich konnte die hannöverſchen Miniſter nicht bewegen, den Franzoſen eine Armee über den Rhein entgegenzuſchicken, und da er ſeine eignen Kräfte nicht zerſplittern durfte, ſo ſah er ſich genöthigt, Weſel, die Hauptfeſte ſeiner weſtphäliſchen Provinzen, aufzugeben.

Zur Verſtärkung ſeiner eignen Macht, in der ſomit allein ſein Heil beruhen konnte, mußte ihm zunächſt Sachſen, das nunmehr als erobertes Land betrachtet ward, die Mittel hergeben. Es mußte ſich zu einer anſehnlichen Kriegsſteuer, zur Lieferung von Rekruten und Nahrungsmitteln verſtehen; die zum Theil überflüſſig ausgedehnten Gehalte der Beamten wurden verringert oder ganz eingezogen; die ungeheuren Porzellanvorräthe aus der meißner Fabrik wurden für Friedrich's Rechnung verkauft. Das königliche Schloß in Dresden, ſowie die Kunſtſchätze, die König Auguſt mit großen Koſten geſammelt hatte, ließ Friedrich indeß unangerührt. Er beſuchte während des Winters, deſſen größte Zeit er in Dresden zubrachte, mehrfach die dortige Gemäldegallerie und machte in ihr ſeine Studien zu der Sammlung, die er in Sansſouci anzulegen gedachte; die Aufſeher der Gallerie, die die anvertrauten Schätze in Gedanken ſchon eingepackt und nach Berlin geführt ſahen, wurden dabei reichlich beſchenkt; und als ſich Friedrich das Bild der heiligen Magdalena von Battoni, an dem er ein beſondres Wohlgefallen fand, copiren laſſen wollte, ſah er ſich veranlaßt, deßhalb eine beſondre Genehmigung von Seiten des ſächſiſchen Hofes einzuholen. Im Uebrigen erfreute er ſich an der Oper und an den Concerten, für deren Ausführung Dresden treffliche Mittel darbot, ſowie an all denjenigen Dingen, welche daheim ſeine Mußeſtunden ausgefüllt

Digitized by Google

hatten. Mit dem Hofe der Königin von Polen und ihres Sohnes, des Kurprinzen, wurden nach wie vor die nöthigen Höflichkeitsbezeigungen gewechſelt. Doch duldete Friedrich nicht, daß ſie ſich auf irgend eine Weiſe in ſeine Verwaltung des ſächſiſchen Landes miſchten; und als er die Königin in Verdacht einer eifrigen Correſpondenz mit den Oeſterreichern hatte, ordnete er an den Thoren eine ſo ſtrenge Controle an, daß man auch bald im Innern einer Sendung von Würſten, die angeblich zum Geſchenk für eine Freundin der Königin beſtimmt waren, die Briefſchaften entdeckte. Dies hatte wenigſtens zur Folge, daß man ſich bei den weiteren Mittheilungen einer größeren Vorſicht befleißigte.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Beginn des Feldzuges von 1757. Prag und Kollin.

So war der Winter vergangen und der ernſtlichere Kampf um das Daſein der preußiſchen Herrſchaft mußte bald beginnen. Friedrich hatte ſein Heer ſoweit verſtärkt, daß er (nach ausgedehnteſter Berechnung) über ungefähr 200,000 Mann zu gebieten hatte; aber er konnte auch berechnen, daß ihm die Feinde, mit vereinten Kräften, an 500,000 Mann entgegenzuſetzen im Stande ſeien. Doch waren weder Frankreich, noch Rußland, noch Schweden, noch die Reichsarmee mit ihren Rüſtungen fertig; nur Oeſterreich ſtand ihm drohend gegenüber. So entſchloß er ſich auf's Neue, ſeinen Gegnern zuvorzukommen, den einen gerüſteten Feind mit aller Macht anzugreifen und ſich vorerſt auf der einen Seite Luft zu machen, damit er alsdann um ſo freier den nachfolgenden Gegnern die Stirn bieten könne.

Den Oberbefehl über die öſterreichiſche Armee führte noch der Feldmarſchall Browne. Sein Plan war, Friedrich in Sachſen anzugreifen und auf dieſe Weiſe dieſelben Vortheile zu erſtreben, die Friedrich ſelbſt ſeither bei ſeinen raſchen Angriffen zu erreichen gewußt hatte. Er hatte demgemäß eine vortheilhafte Aufſtellung ſeiner Truppen-Corps angeordnet und Magazine in der Nähe der ſächſiſchen Grenze eingerichtet

Digitized by Google

Friedrich that, als ob er dem Gegner freies Spiel laſſen wolle; er verſchanzte Dresden und ſprengte das Gerücht aus, daß er den Angriff der Oeſterreicher abwarten werde. Plötzlich ſandte das öſterreichiſche Kabinet an Browne's Stelle den Prinzen Karl von Lothringen, den Bruder des Kaiſers, den nach der Stelle des Oberbefehlshabers gelüſtete. Prinz Karl brachte ein andres Operationsſyſtem mit und machte mancherlei Veränderungen in den bisherigen Anordnungen, ohne jedoch den alten Plan durch einen neuen von gleicher Conſequenz zu erſetzen. Dies kam Friedrich höchſt erwünſcht; er fuhr in ſeinen Schein-Maßregeln fort und wiegte die Feinde in ſtolze Sicherheit. Ehe es ſich dieſe verſahen, drang nun, gegen Ende April, ſeine Armee von vier Seiten, gleich vier reißenden Bergſtrömen, in Böhmen ein, trieb die einzelnen Truppen-Corps der Oeſterreicher, die noch auf weitere Verſtärkungen warteten, vor ſich her und nahm ihnen die Magazine weg. Nur eins der öſterreichiſchen Corps wagte Widerſtand; aber es wurde von dem Herzog von Bevern, der aus der Lauſitz in Böhmen einrückte, bei Reichenberg geſchlagen.

Bei Prag vereinigte ſich der größere Theil der öſterreichiſchen Corps zu einer bedeutenden Macht. Dorthin gingen auch, nach Friedrich's Anordnung, die preußiſchen Truppen, um den entſcheidenden Kampf zu beginnen. Am 6. Mai, in morgenlicher Frühe, traf die preußiſche Hauptmacht, unter Friedrich, Schwerin und dem Herzog von Bevern, am rechten Elbufer unterhalb Prag zuſammen, während ein viertes Corps, unter dem Prinzen Moritz von Deſſau, den Befehl hatte, Prag auf dem linken Elbufer zu umgehen, dann über den Fluß zu ſetzen und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Friedrich eröffnete Schwerin ſeine Abſicht, die Oeſterreicher unverzüglich anzugreifen und ihnen keine Zeit zur weiteren Beſinnung zu laſſen. In der That waren dieſe auch auf die Nähe der Preußen ſo wenig vorbereitet, daß ſie davon erſt durch einige Schüſſe, die bei der Vereinigung der preußiſchen Armee gegen einen Croatenhaufen fielen, benachrichtigt wurden; ſie begannen jetzt erſt, zum Theil mit Hinterlaſſung des Gepäckes und Feldgeräthes, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Schwerin aber ſtellte dem Könige vor, daß die Truppen durch nächtlichen Marſch ermüdet ſeien,

Digitized by Google

daß man dem Feinde nur auf Umwegen beikommen könne und daß man überhaupt von der Beſchaffenheit des Bodens keine genaue Kenntniß habe. Als jedoch Friedrich auf ſeinem Willen beſtand, ſo drückte der alte Feldmarſchall, wie er es zu thun gewohnt war, ſeinen Hut in die Augen und rief aus: „Soll und muß denn gerade heut' eine Schlacht geliefert werden, ſo will ich die Oeſterreicher gleich hier angreifen, wo ich ſie ſehe!" Das wäre freilich allzuſchwer in's Werk zu richten geweſen; die Oeſterreicher hatten ſich ſehr vortheilhaft auf einem Höhenzuge, der durch eine ſumpfige Niederung geſchützt war, aufgeſtellt. Doch ward der General Winterfeldt ausgeſandt, die weitere Beſchaffenheit des Bodens zu unterſuchen; er brachte ſchnell den Beſcheid, daß man den Feind ſehr leicht umgehen könne, indem ſeitwärts eine Abflachung der Berge und grünende Saatflächen zwiſchen Teichen einen günſtigeren Zugang darböten. So ward die preußiſche Armee ſeitwärts geführt, während die Oeſterreicher ihrer Bewegung folgten.

Aber was Winterfeldt für Saatfelder angeſehen hatte, waren grünüberwachſene Sümpfe, die jetzt dem Vorrücken der Preußen, namentlich dem linken Flügel, den Schwerin führte und der dazu beſtimmt war, dem Feinde zuerſt in die Seite zu fallen, ſehr unerwartete Hinderniſſe entgegenſetzten. Nur ein geringer Theil der Truppen fand ſchmale Dämme, auf denen einzelne Rotten hinübermarſchiren konnten; die übrigen waren genöthigt, durch die Sümpfe zu waten, in denen ſie bei jedem Tritt einſanken; auch war es nicht möglich, die erforderliche Anzahl Kanonen dem Feinde entgegenzuführen. So geſchah der Uebergang langſam und nicht ganz in Ordnung. Doch griffen die erſten Bataillone, die feſten Fuß gefaßt hatten, unter Winterfeldt's Leitung den Feind rüſtig an, aber ein mörderiſches Kartätſchenfeuer zwang ſie zum Stehen; Winterfeldt ward ſchwer verwundet. Die Oeſterreicher, von Browne geführt, der patriotiſch die Stelle eines Unterbefehlshabers übernommen hatte, drängten vor, und bald wandte ſich das Vordertreffen der Preußen auf dieſer Seite zur Flucht. Da kam Schwerin auf dem Kampfplatze an; er riß einem Hauptmann die Fahne, welche dieſer ergriffen hatte, aus der Hand und bemühte ſich, die Soldaten zu ſammeln und auf's Neue dem Feuer des Feindes entgegenzu-

Digitized by Google

führen; aber kaum war er ein Paar Schritte vorwärts geritten, als er, von fünf Kartätſchenkugeln durchbohrt, entſeelt vom Pferde ſank. Gleichzeitig war aber auch Browne ſchwer verwundet worden, ſo daß er ſich aus der Schlacht forttragen laſſen mußte.

Ein Cavalerie-Angriff, zur Seite des linken Flügels der Preußen, war, obſchon ebenfalls nicht ohne hartnäckigen Widerſtand, glücklicher von Statten gegangen. Die feindliche Reiterei wurde hier gänzlich zerſtreut. Der Prinz von Lothringen bemühte ſich vergebens, ſeine Reiterſchaaren zum Stehen zu bringen; er ward mit fortgeriſſen, ein Bruſtkrampf befiel ihn, und ſo ward auch er bewußtlos aus dem Getümmel fortgetragen. Indeß war der linke Flügel der Preußen verſtärkt worden und drang nun, den Tod des verehrten Führers zu rächen, mit erneutem Ungeſtüm vor. Bald waren die Oeſterreicher zum Weichen gebracht. Von allen Seiten hatte jetzt die preußiſche Armee den Uebergang möglich gemacht und ſich auf die Feinde geworfen. In einer Menge von einzelnen Gefechten, wie es die Natur des Bodens mit ſich brachte, ward jetzt mit größtem Heldenmuthe gekämpft; überall kamen die Oeſterreicher, trotz der hartnäckigſten Gegenwehr, zum Weichen; der Mangel eines oberen Befehlshabers ließ ihre Anſtrengungen zu keiner übereinſtimmenden Wirkung kommen. Friedrich ſelbſt aber brachte den Kampf zur Entſcheidung. Er bemerkte, daß im Mittelpunkt der öſterreichiſchen Armee eine Lücke entſtanden war; hier ſtürzte er ſich, obgleich von beiden Seiten alsbald das heftigſte Feuer erfolgte und Viele neben ihm niedergeſchmettert wurden, an der Spitze von drei Bataillonen hinein und ſprengte die Feinde auseinander. Der Rückzug der Oeſterreicher ward jetzt zur verwirrten Flucht; Alles war nur darauf bedacht, hinter den Thoren von Prag Schutz zu ſuchen; ein Theil der Oeſterreicher, der die Stadt nicht hatte erreichen können, flüchtete in's Weite. Es würde eine gänzliche Niederlage der Feinde erfolgt ſein, hätte Prinz von Deſſau, ſeinem Auftrage gemäß, den Uebergang über die Elbe ſchnell genug bewerkſtelligen und die Flüchtigen in die Seite nehmen können.

Der Sieg war errungen, aber mit vielem und ſchwerem Blute; die Preußen hatten 18,000 Mann verloren. Von Schwerin ſagte

Digitized by Google

Friedrich nachmals: „Sein Tod machte die Lorbeeren des Sieges verwelken!“ Und außer ihm war noch eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Führer gefallen oder verwundet. Doch war der Verluſt der Oeſterreicher noch bedeutender; er belief ſich im Ganzen auf 24,000 Mann. Auch ſie verloren an Browne einen ihrer vorzüglichſten Feldherren. Friedrich hatte letzterem, der an ſeinen Wunden wenige Wochen darauf ſtarb, ſein Beileid bezeigen und ihm den Tod Schwerin's melden laſſen.

Der größere Theil des öſterreichiſchen Heeres hatte ſich nach Prag gerettet. Friedrich faßte den kühnen Gedanken, hier im großen Maßſtabe zu wiederholen, was er im vorigen Jahre vor dem ſächſiſchen Lager bei Pirna vollbracht hatte. Die weitläufige Stadt ſollte belagert, die Armee zur Uebergabe gezwungen werden. Schon am Abend nach der Schlacht ließ er ſie dazu auffordern, doch erhielt er eine abſchlägliche Antwort. Nun ſchloß er die Stadt rings mit ſeinen Truppen ein, errichtete eine Reihe von Belagerungswerken und hoffte ſie ſo in kurzer Friſt durch Feuer und durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Die glühenden Kugeln, die er in die Stadt hineinwerfen ließ, unterhielten eine fortwährende Feuersbrunſt, der zuſammengedrängten Menſchenmaſſe begann es an Nahrungsmitteln zu fehlen, Krankheiten und Tod räumten furchtbar unter der Menge auf, der Muth der öſterreichiſchen Armee ſchien ganz geſunken und einige ſchwache Ausfälle, zu denen ſie ſich entſchloß, wurden ohne Mühe zurückgeſchlagen. Friedrich ließ es ſich angelegen ſein, geheime Kundſchafter in die Stadt zu ſenden; die Nachrichten, die ſie ihm brachten, verhießen ein baldiges Ende nach ſeinem Wunſche. Der Hof in Wien zitterte, denn an dem Schickſal Prags ſchien das ganze Schickſal des Krieges zu hängen; das Reich zitterte, denn bereits war ein kühnes Freicorps aus Böhmen bis nach Baiern vorgedrungen und verbreitete den Schrecken des preußiſchen Namens bis an die Thore von Regensburg; ſchon dachte man auf Mittel, durch neue Aufopferungen den Frieden von dem bis dahin unüberwindlichen Preußenkönig zu erkaufen.

Aber die in Prag eingeſchloſſene Armee, auf baldigen Entſatz hoffend, hielt mit Standhaftigkeit die Schrecken der Belagerung aus. Eins der öſterreichiſchen Corps, die in Böhmen ſchlagfertig geſtanden

hatten, war ſpäter als die übrigen gegen Prag vorgerückt und am Tage der Prager Schlacht noch mehrere Meilen vom Schlachtfelde entfernt geweſen. Der Feldmarſchall Daun befehligte dies Corps. Er zog ſich nun weiter, auf der Straße gegen Kollin, zurück, und zu ihm ſtießen die Schaaren der Oeſterreicher, die in der Schlacht zerſprengt und von Prag waren abgeſchnitten worden. Gegen ihn hatte Friedrich zuerſt den General Zieten mit ſeinen Huſaren ausgeſchickt; und da dieſer die Feinde ſtärker fand, als man erwartet hatte, ſo war mit Zieten ein beſondres Beobachtungscorps, unter dem Herzog von Bevern, vereinigt worden. Dies Corps rückte gegen Daun vor, und er, obgleich der Stärkere, wich zurück, ließ die Preußen Kollin mit einem reichlichen Magazine wegnehmen und ſelbſt Kuttenberg beſetzen. Aber durch dieſen Rückzug näherte er ſich zugleich mehr und mehr den mittleren Provinzen des öſterreichiſchen Staates, zog, ohne ſich zu ſchwächen, immer neue Unterſtützungen, die ihm entgegengeſandt wurden, an ſich und vermehrte ſo nach und nach ſeine Armee zu einer bedeutenden Macht.

So waren mehr als fünf Wochen ſeit der Schlacht von Prag verfloſſen, ohne daß Friedrich im Stande geweſen war, eine Entſcheidung herbeizuführen. Wie im vorigen Jahre durch das Lager von Pirna, ſo ward er jetzt durch Prag in der raſchen Ausführung ſeiner Entſchlüſſe aufgehalten. Aber die Verzögerung mußte jetzt, da es ſich um größere Heermaſſen handelte, auch größere Gefahr bereiten; und, ſchlimmer noch als dies, auch von den andern Seiten rückte die drohende Gefahr bereits näher. Die Franzoſen waren mit einer mächtigen Armee über den Niederrhein gegangen und ſtanden ſchon in Weſtphalen; die Ruſſen und Schweden, ſowie die Reichsarmee machten ſich ebenfalls zum Anzuge bereit. Ein drückender Unmuth bemächtigte ſich der Seele des Königs. Der Sieg von Prag hätte all dieſe Hemmniſſe, wie es ſchien, vereiteln können, wäre der Prinz von Deſſau zur beſtimmten Stunde auf dem Schlachtfeld erſchienen; daß die Säumniß des letzteren unverſchuldet war, wurde von Friedrich überhört. Der Herzog von Bevern hätte jetzt, ſo meinte Friedrich, mit raſchem Angriff das Corps des Feldmarſchalls Daun zerſtreuen können; daß aber dies Corps dem preußiſchen bedeutend überlegen war, daß die Oeſterreicher den Preußen Stand halten

Digitized by Google

würden, davon wollte der König nichts wiſſen. Er entſchloß ſich, ſelbſt auszuführen, was Bevern nicht wage; er nahm alle Truppen zu ſich, die er bei der Belagerung von Prag irgend entbehren konnte, und verließ am 13. Juni das Lager, um zu Bevern zu ſtoßen.

Inzwiſchen war Daun, als er ſich ſtark genug fühlte, wieder vorgerückt; er hatte jetzt den ausdrücklichen Befehl erhalten, zur Entſetzung von Prag Alles zu unternehmen. Auch dies wollte Friedrich, als er ſich mit Bevern vereinigt hatte, nicht glauben. Alle Berichte, die ihm darüber gebracht wurden, nahm er mit Unwillen auf, ſo daß es endlich Niemand mehr wagte, ihm zu widerſprechen. Aber mit Kümmerniß ſahen ſeine Getreuen die Wolke, die den hellen Sinn des Königs umdüſtert hielt. Zieten, der mit ſeinen Huſaren genaue Kundſchaft eingezogen hatte, ſprach es öffentlich aus, daß er das Unglück des Königs und ſeiner Armee vor Augen ſehe. Endlich, am Mittage des 17. Juni, erblickte Friedrich ſelbſt, als er ſeine Vorpoſten beſuchte, die ganze öſterreichiſche Armee, die ihm um ein ſehr Bedeutendes überlegen war, in einem feſten Lager zwiſchen Kollin und Planian. Er entſchloß ſich, ſie am folgenden Tage anzugreifen, da es ihm um die Entſcheidung zu thun war und da er fürchtete, daß, wenn er ſich der Schlacht entziehe, er genöthigt ſein werde, alle jüngſt errungenen Vortheile aufzugeben.

Der Morgen des 18. Juni brach an; aber die öſterreichiſche Armee war wiederum den Blicken der Preußen entſchwunden. Man wußte nicht, ob Daun nur ſeine Stellung verändert oder ob er ſich unter dem Schutze der Nacht ganz zurückgezogen habe. Friedrich beſchloß, nach Kollin zu marſchiren, wo er jedenfalls feindliche Truppen erwarten durfte. Als er indeß die Höhen bei Planian erreicht hatte, ſah er auf den jenſeitigen Bergzügen auf's Neue die feindliche Armee vor ſich, die ihn, zum Kampfe bereit, in der vortheilhafteſten Stellung erwartete. Friedrich rückte nun weiter auf der Straße gegen Kollin vor, um den Punkt ausfindig zu machen, auf welchem der Feind anzugreifen wäre. Um 10 Uhr erreichte man ein auf der Straße gelegenes Wirthshaus, deſſen obere Fenſter einen vollkommenen Ueberblick über die Stellung der Oeſterreicher verſtatteten. Hier entwarf Friedrich den Plan zur Schlacht. Der linke Flügel der Feinde war durch tiefe Abhänge ge-

Digitized by Google

ſchützt, auch das Mitteltreffen ſchien dem Angriff bedeutende Schwierigkeiten entgegenzuſtellen; der rechte Flügel aber ſchien durch kein Hinderniß des Bodens vertheidigt. Auf dieſe Stelle beſchloß Friedrich alle Kräfte zu concentriren; der Feind ſollte hier umgangen und dann mit voller Macht von der Seite angefallen werden. Bis Mittag ließ Friedrich ſeine Truppen, die durch die Hitze des Tages und den Marſch ſchon angegriffen waren, raſten; dann gab er das Zeichen zum Aufbruch. Aber der öſterreichiſche Feldherr bemerkte die Abſicht Friedrich's und bemühte ſich, ſeinen ſchwachen rechten Flügel zu verſtärken.

Der Vortrab der Preußen begann den Kampf. Die Zietenſchen Huſaren, die Grenadiere, die den Vortrab ausmachten, fielen dem Feind in die Seite und gewannen ihm, trotz der heftigſten Gegenwehr, bedeutende Vortheile ab. Aber plötzlich änderte Friedrich ſelbſt ſeinen Plan. Er befahl, daß der übrige Theil ſeiner Armee Halt machen, ſofort aufmarſchiren und daß die Infanterie des linken Flügels gerade von vorn den feindlichen Reihen entgegenrücken ſolle. Prinz Moritz von Deſſau, der das Haupttreffen commandirte, ſuchte ihn auf die Gefahr, der man ſich hiebei ausſetzen würde, aufmerkſam zu machen. Der König blieb bei ſeinem Befehl; aber der Prinz wiederholte ſeine Einwendungen und ſagte endlich: ohne ſeine Pflicht zu verletzen und ohne die ſchwerſte Verantwortung auf ſich zu laden, könne er dieſem Befehle nicht genügen. Dieſer Widerſpruch reizte den Zorn des Königs; mit entblößtem Degen ritt er auf den Prinzen zu und fragte ihn mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle oder nicht? Der Prinz fügte ſich, und ſeine Regimenter rückten gegen den Feind. War es neuer düſterer Ungeſtüm, war es Trotz gegen das Schickſal, daß Friedrich von dem ſo weiſe überlegten Plane abging?

Und dennoch ſchien er dem Heldenmuthe und der Tapferkeit ſeiner Krieger nicht zu viel zugemuthet zu haben. Sie drangen, trotz des ſchmetternden Geſchützfeuers, gegen die Reihen der Oeſterreicher empor, ſie vereinigten ſich mit den Regimentern des Vortrabes und warfen mit dieſen vereint eine furchtbare feindliche Batterie. Der rechte Flügel des Feindes wankte, der Sieg ſchien ſich auf die Seite der Preußen zu neigen; ſchon ließ Daun auf einem mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel den

Digitized by Google

Befehl zum Rückzuge durch ſeine Armee laufen. Doch einer von ſeinen Oberoffizieren bemerkte zur rechten Zeit, daß die Schlacht ſich wiederum günſtiger geſtalte, und hielt den Zettel an. Denn jetzt hatte ſich das Mitteltreffen der Preußen, durch einen allzu heftigen General geführt, verleiten laſſen, gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs Theil an der Schlacht zu nehmen. Es rückte gegen ein Dorf vor, das von Croaten beſetzt war, trieb dieſe hinaus und verſuchte nun gegen die Oeſterreicher emporzuſtürmen. Aber auf dem abhängigen Boden, der mit glattem, ausgedörrtem Graſe bedeckt war, verſagte jeder Tritt, und von dem Berge herab ſprühte ihnen ein fürchterlicher Kartätſchenregen entgegen. Reihenweis wurden hier die tapferen Preußen hingeſtreckt. Durch dies unzeitige Unternehmen war den Regimentern des linken Flügels und dem Vortrabe der Preußen die nächſte nöthige Unterſtützung geraubt. Friedrich ſandte ihnen Küraſſiere und Dragoner zu, die errungenen Vortheile feſtzuhalten und weiter zu verfolgen. Zweimal drangen die Reiter vor, aber ſie mußten dem Geſchützfeuer, das ſie von der Seite empfing, weichen; zum dritten Mal ſetzte ſich Friedrich ſelbſt an ihre Spitze, aber auch jetzt vermochten ſie nicht Stand zu halten.

Nun hatten jene ſiegreichen Schaaren, die ſeit zwei Stunden im Feuer ſtanden, ſich verſchoſſen; von keiner Seite konnte ihnen Verſtärkung zugeführt werden. Sächſiſche Reiterhaufen, die von Polen aus zu der öſterreichiſchen Armee geſtoßen waren, drangen auf ſie ein, andre Schaaren öſterreichiſcher Cavalerie folgten, ein wildes Gemetzel erhob ſich. Die Sachſen, der argen Niederlage gedenkend, die ſie vor dreizehn Jahren erlitten, riefen bei ihren Säbelhieben triumphirend aus: Das für Striegau! Verzweifelt wehrten ſich die Preußen; was nicht erlag, wandte ſich endlich zur Flucht. Noch einmal ſucht Friedrich dem Schickſal des Tages Trotz zu bieten. Er ſprengt den Flüchtigen nach, er bemüht ſich, ſie zu ſammeln, 40 Mann folgen ſeinen Befehlen, ſeinen Bitten; er führt dieſe, in der Hoffnung, daß auch die Uebrigen ſich anſchließen werden, unter klingendem Spiel gegen eine feindliche Batterie. Umſonſt! auch die wenigen Getreuen fliehen auf's Neue, ſobald ſie von den feindlichen Kugeln erreicht werden. Friedrich bemerkt es nicht; nur einige Adjutanten ſind noch bei ihm, als er der Batterie allein entgegen-

Digitized by Google

reitet. Einer von dieſen fragt ihn endlich: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Da hält Friedrich ſein Pferd an, ſieht das leere Feld um ſich, zieht ein Fernrohr hervor und beobachtet die feindliche Batterie, deren Kugeln zu ſeinen Seiten niederſchlagen. Endlich wendet er das Pferd und reitet ſtumm und langſam nach dem rechten Flügel ſeiner Armee, wo der Herzog von Bevern commandirte. Hier giebt er das Zeichen zum Rückzuge.

Der rechte Flügel hatte gar nicht an dem Kampfe Theil genommen. Jetzt ſollte er dazu dienen, den Rückzug der übrigen Heerestheile zu decken. Aber während dieſer Rückzug vor ſich ging, ward auch er noch in ein Gefecht mit dem linken Flügel der Oeſterreicher, der ihm entgegenrückte, verwickelt. Der neue Kampf ward mit nicht geringerer Erbitterung geführt, als die früheren Gefechte des blutigen Tages. Die Preußen vermochten gegen das mörderiſche Kartätſchenfeuer der Oeſterreicher nicht Stand zu halten, ganze Regimenter wurden aufgerieben. Endlich, es war 8 Uhr des Abends, mußte auch dieſer Theil des preußiſchen Heeres den Rückzug antreten. Daun aber begnügte ſich, das Schlachtfeld zu behaupten. Zufrieden mit dem erſten ſiegreichen Erfolge über die preußiſchen Waffen, ließ er Friedrich's Armee ungehindert und in guter Ordnung ſich über Planian nach Nimburg zurückziehen, und in edlem Stolze ſandte er dem Beſiegten die Verwundeten nach, die man in Planian hatte zurücklaſſen müſſen *).

Friedrich hatte ſich, als er die Schlacht verloren ſah, ſofort unter geringer Bedeckung auf den Weg nach Nimburg gemacht. Der abendliche Ritt war ſehr gefahrvoll, denn rings, in Dörfern und Gebüſchen, lagen Trupps feindlicher Huſaren und Croaten zerſtreut. Auch erhob ſich während des Rittes plötzlich das Gerücht, es ſeien öſterreichiſche

*) Die Berichte über die Schlacht von Kollin weichen in weſentlichen Punkten von einander ab. Die im Obigen enthaltene Darſtellung folgt denjenigen Berichten, denen man bisher die meiſte Gültigkeit zuſchrieb. Neuere Unterſuchungen haben jedoch den Umſtand, daß Friedrich ſelbſt von ſeinem urſprünglichen Plane abgewichen ſei, und den Streit des Königs mit dem Prinzen von Deſſau zweifelhaft gemacht. S. meine „Neuere Geſchichte des preußiſchen Staates und Volkes,“ I. S. 606.

Digitized by Google

Huſaren im Anzuge; man ſah ſich genöthigt, eine halbe Stunde lang mit verhängtem Zügel fortzujagen. In einem Dorfe mußte man darauf kurze Raſt machen, um die erſchöpften Pferde zu tränken. Ein alter verwundeter Cavaleriſt trat zu dem Könige und reichte ihm in ſeinem Hute einen kühlen Trunk, den er aus einem Pferdeeimer geſchöpft hatte, mit den Worten: „Trink' Ew. Majeſtät doch und laß Bataille Bataille ſein! Es iſt nur gut, daß Sie leben; unſer Herrgott lebt gewiß, der kann uns ſchon wieder Sieg geben!“ Solche Worte mochten wohl tröſtlich in das Ohr des Königs klingen, aber es wären nicht Viele in der Armee, die ebenſo ſprachen. — Als die Offiziere, die weiter zu Friedrich's Gefolge gehörten, nach Nimburg kamen, fanden ſie ihn auf einer Brunnenröhre ſitzend, den Blick ſtarr auf den Boden geheftet und mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand zeichnend. Niemand wagte ihn in ſeinen düſtern Gedanken zu ſtören. Endlich ſprang er auf und gab mit Faſſung und erzwungner Heiterkeit die nöthigen Befehle. Beim Anblick des kleinen Reſtes ſeiner geliebten Garde traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder,“ ſagte er, „ihr habt heute einen ſchlimmen Tag gehabt.“ Sie antworteten, ſie ſeien leider nicht gut geführt worden. „Nun, habt nur Geduld,“ fuhr Friedrich fort, „ich werde Alles wieder gut machen.“

Es war die erſte Schlacht, die Friedrich verloren hatte. Sein Verluſt belief ſich auf nahe an 14,000 Mann, der der Oeſterreicher nur wenig über 8000. Der ſchlimmere Verluſt war das gebrochene Selbſtvertrauen. Ueber das ganze Heer, das ſich bis dahin für unüberwindlich gehalten, verbreitete ſich eine Muthloſigkeit, die erſt neuer glänzender Siege bedurfte, um wieder der alten Zuverſicht Platz zu machen. Als den Offizieren des Belagerungsheeres bei Prag die Niederlage bekannt gemacht ward, folgte eine dumpfe Stille von mehreren Minuten; der ſonſt ſo ſanftmüthige Prinz Wilhelm von Preußen aber brach in lautes Wehklagen über das Benehmen ſeines königlichen Bruders aus.

Jetzt durfte Friedrich nicht länger auf einen Angriffskrieg in Böhmen denken; die Belagerung von Prag mußte aufgehoben werden. Friedrich ſelbſt war gleich von Nimburg dahin geeilt, die nöthigen Anordnungen zum Abzuge zu treffen. Am zweiten Tage nach der verlornen

Digitized by Google

Schlacht verließ das preußiſche Heer die Verſchanzungen mit klingendem Spiele, ohne daß der Prinz von Lothringen, der die Oeſterreicher in der Stadt commandirte und durch eine Marketenderin, die von Kollin aus nach Prag gekommen war, die Siegesnachricht erhalten hatte, ihnen ein beſonderes Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Erſt auf die letzten Abtheilungen der preußiſchen Truppen, die zu lange geſäumt hatten, wagte er einen Ausfall und brachte ihnen allerdings einen, obſchon nicht bedeutenden Verluſt bei. Noch weniger unternahm Daun zur Verfolgung der Preußen; er ließ in ſeinem Lager, während die beiden preußiſchen Armeen ſich vereinigten, ruhig den ambroſianiſchen Lobgeſang anſtimmen. Dann ging er mit ſeiner Armee nach Prag, ſich mit dem Prinzen von Lothringen zu verbinden.

Friedrich hatte die Abſicht, ſich ſo lange als möglich in Böhmen zu halten, vornehmlich, um aus dem nördlichen Theil des Landes vorerſt alle Lebensmittel an ſich zu ziehen und dadurch die künftigen Unternehmungen des Feindes auf Sachſen zu erſchweren. Er hatte deshalb ſeine Armee in zwei Hauptcorps getheilt, die zu beiden Seiten der Elbe in feſten Stellungen ſtanden. Das auf der öſtlichen Seite, welches ſich ſpäter nach der Lauſitz zurückziehen ſollte, führte ſein Bruder, der Prinz von Preußen. Die öſterreichiſche Armee war mehrere Wochen unthätig geweſen; dann wandte ſie ſich mit ihrer Hauptmacht gegen das Corps des Prinzen. Dieſer, der die Gefahr drohend gegen ſich heranſchreiten ſah, ließ Friedrich mehrfach von den Bewegungen des Feindes benachrichtigen; aber Friedrich wollte auch jetzt, wie vor der Kolliner Schlacht, den Nachrichten über die Stärke und über die Entſchloſſenheit der Gegner keinen Glauben beimeſſen. Endlich ſah der Prinz ſich zu eiligem Rückzuge gegen Zittau, wo ein bedeutendes Magazin vorhanden war, genöthigt. Aber er wählte hiezu eine minder günſtige, mit mannigfachen Hinderniſſen verknüpfte Straße durch das Gebirge, ſo daß dieſer Rückzug der preußiſchen Armee auf's Neue einen ſehr anſehnlichen Verluſt zufügte, während der Feind zugleich auf einer kürzeren Straße gegen Zittau vordrang. Hier trafen beide Heere gegen einander. Eine Schlacht vermied Prinz Wilhelm; aber der Prinz von Lothringen richtete gegen die Stadt Zittau, deren Magazine durch eine geringe Schaar

Digitized by Google

von Preußen vertheidigt wurden, ein barbariſches Bombardement, welches die gewerbfleißige Stadt, die „Goldgrube Sachſens,“ in einen Trümmerhaufen verwandelte. Auf die Nachricht von dem Rückzuge ſeines Bruders war auch Friedrich mit ſeiner Armee nach Sachſen gegangen. Nachdem er hier die Grenzen verſichert, führte er den Haupttheil ſeiner Truppen zu der Armee des Prinzen Wilhelm. In Bautzen traf er mit letzterem zuſammen. Die Begegnung war nicht freundlich. Der Prinz und ſämmtliche Generale ſeiner Armee — mit Ausnahme Winterfeldt's, den Friedrich dem Prinzen, gewiſſermaßen als Rathgeber, beigegeben, — mußten die härteſten Beſchuldigungen über die Verluſte jenes Rückzuges anhören. Friedrich ließ den Generalen ausdrücklich ſagen, ſie hätten insgeſammt verdient, daß ihnen der Kopf vor die Füße gelegt werde. Prinz Wilhelm verließ auf ſolche Begegnung das Heer und ging nach Berlin zurück; hier kränkelte er bald und ſtarb im folgenden Sommer.

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Fortſetzung des Feldzuges von 1757.

Indeß rückten von allen Seiten die Gefahren näher und Friedrich wünſchte nichts mehr, als den Oeſterreichern, die nun in der oberen Lauſitz ſtanden, ſobald als möglich eine Schlacht zu liefern. Aber der Prinz von Lothringen hatte mit ſeiner Armee eine ſo vortreffliche Stellung genommen, daß ein Angriff auf dieſe eine Tollkühnheit geweſen wäre. Friedrich ſuchte ihn durch mehrere künſtliche Märſche aus ſeiner Stellung zu entfernen; aber die Oeſterreicher wichen nicht. Auch eine andre eigenthümliche Kriegsliſt, die Friedrich anwandte, blieb ohne Erfolg. Wider ſeine Gewohnheit ſpeiſte er eines Abends in Geſellſchaft mehrerer Generale unter freiem Himmel. Hier wurde von nichts, als von dem auf den folgenden Tag beſchloſſenen Angriffe, und zwar ſo laut geſprochen, daß alle, die ſich um die königliche Tafel drängten, — und man durfte auch Kundſchafter unter dieſen vermuthen, — die Unterredung mit anhören konnten. Zugleich wurden während der

Digitized by Google

Nacht alle Vorbereitungen, wie zu einer Schlacht, getroffen. Zahlreiche Ueberläufer kamen zum Prinzen von Lothringen und benachrichtigten ihn von dieſen Umſtänden; aber er ließ ſich zu keiner falſchen Bewegung verleiten.

Friedrich durfte nicht länger ſäumen, wollte er jetzt nicht Sachſen den Angriffen der Franzoſen und der Reichsvölker, die ſchon im vollen Anmarſch begriffen waren, preisgeben. Er ließ alſo den größeren Theil der Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bevern zurück, welcher die Lauſitz und Schleſien gegen die Oeſterreicher decken ſollte, und machte ſich ſelbſt an der Spitze von 12,000 Mann auf den Weg nach Dresden, um die dortigen Truppen noch an ſich zu ziehen und ſodann gegen die Saale zu marſchiren. Dem Herzoge von Bevern hatte er Winterfeldt zur Seite geſtellt und von der Kühnheit und Erfahrung dieſes Generals, der ſein beſonderes Wohlwollen beſaß, glückliche Erfolge erwartet. Die Oeſterreicher verharrten in ihrer Unthätigkeit, bis der öſterreichiſche Staatskanzler, Graf Kaunitz, in dem Lager des Prinzen von Lothringen eintraf, um dieſen zu lebhafteren Unternehmungen aufzumuntern. Dem Vertrauten der Kaiſerin eine Probe von der Entſchloſſenheit des Heeres zu geben, ward ſchnell ein Angriff auf ein vereinzeltes preußiſches Corps — freilich mit ſehr bedeutender Uebermacht — veranſtaltet. Winterfeldt, welcher dies Corps befehligte, ward bei dieſem Gefechte durch die Bruſt geſchoſſen und ſtarb nach wenigen Stunden. Die Oeſterreicher ſiegten in dem ungleichen Kampfe, ohne jedoch andre Vortheile damit zu verknüpfen. Der Herzog von Bevern fürchtete nun, die Oeſterreicher möchten ihn von Schleſien abſchneiden; er begab ſich mit ſeinem Heere dahin auf den Weg; der Prinz von Lothringen ließ ihn ruhig den Uebergang über die Flüſſe, welche die Lauſitz von Schleſien ſcheiden, vollenden, und machte ſich dann bereit, ihm nach Schleſien zu folgen. Als Friedrich die Nachricht von Winterfeldt's Tode erhielt, rief er ſchmerzergriffen aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden; aber nie werde ich einen Winterfeldt wiederbekommen!“

Doch ſchon waren die Erfolge der zahlreichen Feinde von ſolcher Art, daß jeder Andre als Friedrich an der Möglichkeit einer Rettung

verzweifeln mußte. Am Niederrhein war eine mächtige franzöſiſche Armee, unter dem Marſchall d'Eſtrées, in Weſtphalen eingerückt, wo ihr ein aus Hannoveranern, Heſſen, Braunſchweigern und andern Deutſchen zuſammengeſetztes Heer gegenüber ſtand. Den Oberbefehl über letzteres führte der Herzog von Cumberland, ein Sohn des Königs von England. Auch einige preußiſche Truppen befanden ſich unter den Verbündeten; dieſe wurden jedoch, als die Armee des Herzogs von Cumberland, dem Willen des hannöverſchen Miniſteriums gemäß, ſich bis an die Weſer zog, von Friedrich abberufen und zur Verſtärkung der Feſtung Magdeburg gebraucht. Zu Haſtenbeck, unweit Hameln, kam es, am 26. Juli, zur Schlacht zwiſchen beiden Armeen. Von beiden Seiten ward theils mit Vortheilen, theils mit Verluſten gefochten; beide Heerführer glaubten ſich geſchlagen und ordneten gleichzeitig den Rückzug an. Die Franzoſen aber waren die Klügeren; ſie bemerkten ihren Irrthum und beſetzten ſchnell das Schlachtfeld, ſo daß ſie als Sieger erſchienen. Der Herzog von Cumberland zog ſich eilig zurück; die franzöſiſche Armee folgte ihm, und jener hielt ſich jetzt für ſo ganz hülflos, daß er zu Kloſter Seeven, am 8. September, die Hand zu einer ſchimpflichen Convention bot, der zufolge die ganze Armee der Verbündeten auseinander gehen ſollte; den Hannoveranern wurden Cantonnirungsquartiere bei Stade verſtattet. Braunſchweig wurde nun von den Franzoſen beſetzt; ſie fielen in die preußiſchen Elbprovinzen ein und übten alle möglichen Gräuel und Erpreſſungen aus. Der Herzog von Richelieu, den man aus Paris geſandt hatte, um den Marſchall d'Eſtrées zu erſetzen, ließ es ſich auf's Eifrigſte angelegen ſein, durch dieſe Erpreſſungen ſein eignes, bedeutend zerrüttetes Vermögen wieder herzuſtellen.

Etwas ſpäter als die franzöſiſche Armee war ein großes ruſſiſches Heer in Preußen eingerückt. Die wilden Schwärme aſiatiſcher Barbaren, die mit dieſem Heere kamen, verwüſteten alles Land, welches ſie betraten, und bereiteten den Bewohnern ein namenloſes Elend. Memel ward erobert, die Ruſſen drangen bis an den Pregelfluß vor, wo ihnen die preußiſche Armee, wenig ſtärker als das Viertel der ruſſiſchen Macht, unter dem Feldmarſchall Lehwald entgegentrat. Am 30. Auguſt kam es bei Groß-Jägerndorf zur Schlacht. Die geregelte Tapferkeit der

Digitized by Google

Preußen ſchien den Sieg über die unermeßlichen barbariſchen Horden davon zu tragen, bis die errungenen Vortheile durch manche Fehler des Anführers und durch einige zufällige Umſtände verloren gingen. Die Preußen verließen das Schlachtfeld, ohne jedoch von den Ruſſen verfolgt zu werden; auch betrug ihr Verluſt nur etwa die Hälfte von dem der letzteren.

Gleichzeitig war ferner eine ſchwediſche Armee nach Stralſund übergeſetzt und machte Streifzüge nach Pommern und nach der Ukermark. Endlich war auch die Reichsexecutionsarmee, unter dem Prinzen von Hildburghauſen, zuſammengezogen; ſie hatte ſich, gegen Ende Auguſt, mit einem beſondern franzöſiſchen Corps unter dem Prinzen Soubiſe, das Frankreich außer jener großen Armee, zufolge ſeines Vertrages mit Oeſterreich, ſtellen mußte, in Thüringen vereinigt und bereits Erfurt beſetzt.

So war Friedrich auf allen Punkten ſeines Reiches, ohne Ausnahme, bedroht, und faſt überall ſchon ſtanden die feindlichen Heere auf dem Boden ſeiner Provinzen. Der furchtbarſten Uebermacht hatte er nur ein kleines, ſchon zuſammengeſchmolzenes Heer entgegenzuſetzen, das überdies durch die Niederlage von Kollin und durch den Rückzug aus Böhmen muthlos geworden war. Nach menſchlicher Berechnung ſchien es unmöglich, daß er dem gänzlichen Verderben entgehen könne. Und um das Maß ſeines Kummers voll zu machen, ſo mußte ihn, während der beängſtigenden Fortſchritte ſeiner Feinde, neben dem Verluſte ſo vieler tapferer, ihm zum Theil nahe befreundeter Männer, noch ein Unglück treffen, das ſein Gemüth im Allertiefſten ergriff. Seine Mutter, die ihm ihres kräftigen, entſchiednen Charakters, ihrer ganzen Geiſtesrichtung wegen werth war wie nur wenige Frauen, war zehn Tage nach der Schlacht von Kollin geſtorben. Eine finſtre Melancholie hatte ſich ſeiner Seele bemächtigt; und obgleich er es, mit ungeheurer Gewalt, möglich zu machen wußte, daß ſeine Umgebungen nur entſchloſſenes Handeln, ungetrübten Muth, ſelbſt Laune und Heiterkeit an ihm ſahen, ſo zitterten ſeine Vertrauteſten doch, denn ſie wußten, daß er ein ſchnell tödtendes Gift bei ſich trug und daß er entſchloſſen war, den Sturz ſeines Reiches nicht zu überleben. In den Gedichten, die er in dieſer

Digitized by Google

Zeit niederſchrieb, athmet nur der Gedanke des Todes, in dem allein er Ruhe vor den Stürmen des Schickſals zu finden hoffte. Er malt es ſich als ein ſüßes Gefühl aus, freiwillig von dem traurigen Schauplatze abzutreten. Hier ſind die Bruchſtücke eines von dieſen Gedichten, das an ſeinen Freund, den Marquis d'Argens, gerichtet iſt.

Nun iſt das Loos geworfen, Freund!
Ermüdet von dem Schickſal, das mich quält,
Ermüdet, mich zu beugen ſeiner Laſt,
Verkürz' ich ſelbſt das Ziel, das die Natur
In mütterlichem Sinn, verſchwenderiſch,
Beſtimmt für meine leiderfüllten Tage.
Mit feſtem Herzen, unverwandtem Blick
Schreit' ich dem Ziel entgegen, welches bald
Mich vor des Schickſals Wüthen ſchirmen ſoll.
Furchtlos und mühlos, in der Parze Händen,
Zerreiß' an ihrer trägen Spindel ich
Den allzulangen Faden. Mir hilft Atropos,
Und ſchnell dring' ich in jenen Nachen ein,
Der Fürſt und Hirten, ohne Unterſchied,
Hinüberführt in's Land der ew'gen Ruhe.

Lebt wohl, ihr trügeriſchen Lorbeerkränze!
's iſt allzutheurer Kauf, wer leben will
In der Geſchichte Büchern.
Oft geben vierzig arbeitsvolle Jahre
Nicht mehr als Einen Augenblick des Ruhms
Und Haß von hundert Mitbewerbern!

Erträumte Größe, lebe wohl!
Dein flücht'ger Schimmer ſoll die Augen mir
Nicht fürder blenden.

— — — —

Schon lang hat Morpheus, karg mit ſeinem Mohne,
Kein Korn mehr auf mein trübes Aug' geſtreut.
Den Blick von Thränen ſchwer, ſprach ich zum Morgen:
Der Tag, der bald erwachen wird, verkündet
Nur neues Unheil mir! Ich ſprach zur Nacht:
Bald iſt dein Schatten da, der meine Schmerzen
Zur Ewigkeit verlängert!

— — — —

Digitized by Google

Jetzt, um zu enden meine Pein,
Gleich jenen Armen, die im Kerker ſchmachten,
Die ihrem grauſen Schickſal, ihren Henkern
Trotz bieten, kühnen Muths die Ketten brechen,
Zerreiß' auch ich, — nicht ſorg' ich ob des Mittels! —
Das unglückvolle, fein gewebte Band,
Das allzulange ſchon an dieſen Leib,
Den gramzernagten, meinen Geiſt gefeſſelt.

Leb' wohl, d'Argens! In dieſem Bilde ſiehſt
Du meines Todes Urſach. Denke nicht,
Ich bitte dich darum, daß aus dem Nichts
Des Grabes ich nach Götterwürde dürſte.
Die Freundſchaft fordert Eines nur von dir:
So lang hienieden noch des Himmels Fackel
Die Tage dir erhellt, indeß ich ruhe,
Und wenn der Frühling neu erſcheint und dir
Aus reichem Schooße holde Blumen beut,
Dann jedes Mal, mit Myrthen und mit Roſen,
Sollſt ſchmücken du mein Grab!

Aber, daß es dem Könige gegeben war, ſeinen Gram in Worten auszuſprechen, daß er ihn, als ein künſtleriſches Gebilde, aus ſeinem Innern abgetrennt vor ſich hinſtellen konnte, das war es, was ihn befreite. Die Poeſie war das Gegengift, welches er bei ſich trug und welches ihn vor dem letzten furchtbaren Schritt ſchützte. Und bald klingt wieder in ſeinen Gedichten ein andrer Ton, als der der gänzlichen Hoffnungsloſigkeit; er wagt es, wieder muthig in die Zukunft zu ſchauen; er reißt ſich, mitten aus der Verzweiflung ſeiner damaligen Lage, in kühner Begeiſterung empor und verkündet das ſiegreiche Ende des ſchreckenvollen Kampfes. So ruft er in einer Ode, die ſeinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Heinrich gewidmet iſt, ſeinem Volke die Worte zu:

Ihr Preußen hört! zu euch ſpricht des Orakels Stimme,
Zu euch, die dem Geſchick und ſeinem herben Grimme
Ihr wurdet unterthan:
Noch nimmer hat ein Volk, im Werden ſeiner Größe,
Bis an das Ziel durcheilt gar ohne dräu'nde Stöße
Des Glückes Siegerbahn!

Digitized by Google

Er verweiſet die Preußen auf das Beiſpiel des römiſchen Volkes, das ebenfalls unter tauſend Gefahren groß und weltherrſchend geworden war. Dann wendet er ſich an ſeinen Bruder:

O du, auf den mit Luſt hinblicket unſre Jugend,
Für künft'ge Thaten du, in deiner holden Tugend,
Ihr Vorbild, Schmuck und Schild:
Erhalte dieſen Staat, deß Ruhm ſo hell gefunkelt,
Mein Bruder, und der jetzt, von Wolken rings umdunkelt,
Sich ſchon in Nacht verhüllt.

So wird die Zeit, die nie verarmt an Blüth' und Kränzen,
O Preußenland! auch dir, ſo lang die Sterne glänzen,
Neu bringen Blüth' und Kranz!
So kündet mein Geſang, der Zukunft zugewendet,
Dem Staate Glück und Heil, bis einſt die Zeit ſich endet, —
Und ew'gen Ruhmes Glanz!

Auch hier noch ſcheint der Gedanke durchzugehen, daß vielleicht nicht durch ihn, den König, dieſe Zukunft werde heraufgeführt werden. Aber er hatte einmal die Zuverſicht des ſiegreichen Ausganges gefunden; und ſo fand er auch in dieſer Zuverſicht die Kraft, die ihn die Uebermacht ſeiner Feinde brechen ließ. Von hier an beginnen die herrlichſten Thaten des großen Königs.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Fortſetzung des Feldzuges von 1757. Roßbach.

Nach mancherlei kleinen Gefechten war Friedrich gegen Erfurt vorgerückt. Die vereinigte Armee der Reichstruppen und Franzoſen hatte ſich bei dem erſten Erſcheinen des Vortrabes zurückgezogen und die Stadt ſich den Preußen übergeben. Auch aus Gotha wurden die vereinigten Truppen vertrieben und mit Verluſt bis Eiſenach zurückgedrängt. Doch ſah ſich Friedrich wiederum genöthigt, ſeine kleine Armee durch Entſendung zweier Corps, das eine gegen die Franzoſen unter Richelieu, das andre gegen eine neue öſterreichiſche Armee, die in die

Digitized by Google

Lauſitz eingedrungen war und die Mark Brandenburg bedrohte, bedeutend zu ſchwächen. Dem Feinde ſeine Schwäche zu verbergen, wurden jetzt die einzelnen Abtheilungen der preußiſchen Truppen in den Dörfern vertheilt, mußten öfters ihre Quartiere ändern, und jedes Regiment betrat den neuen Ruheplatz unter neuem Namen. Die Spione bemerkten getreulich die Menge dieſer Namen von Regimentern, unterrichteten den Prinzen von Soubiſe von der bedeutenden Stärke der Preußen, und dieſer wagte, trotz ſeiner großen Ueberlegenheit, kein entſcheidendes Unternehmen.

Als Soubiſe jedoch hörte, daß Friedrich Gotha nur durch einige Cavalerieregimenter unter dem General Seydlitz beſetzt habe und mit der Hauptmacht nach Erfurt zurückgekehrt ſei, ſo beſchloß er, wieder auf Gotha vorzugehen. Seydlitz, der ſich bereits bei Kollin durch kühne Unternehmungen hohen Ruhm erworben, verließ darauf die Stadt, hatte aber keineswegs im Sinn, dem Feinde freien Spielraum zu geben. In einiger Entfernung ſtellte er ſich mit ſeiner kleinen Schaar in Schlachtordnung und zwar in einer Weiſe, daß man ſie von Weitem allenfalls für eine große Armee halten konnte. Ein Dragoner war in die Stadt geſchickt worden; dieſer gab ſich für einen Deſerteur aus und verſicherte, der König ſelbſt ſei wieder im Anmarſch. Als nunmehr die Franzoſen und Reichstruppen, nachdem ſie Gotha beſetzt, zur Schlacht ausrückten und die langen Linien ſich gegenüber ſahen, auch Infanterie zwiſchen den Reitern zu bemerken glaubten, — es waren einige Schwadronen Huſaren, die Seydlitz, um den Feind zu täuſchen, hatte abſitzen laſſen, — ſo zweifelten ſie nicht, daß ſie die ganze preußiſche Armee vor ſich hätten. Seydlitz gab das Zeichen zum Angriff, und bald wichen die Feinde zurück. Eine Schaar preußiſcher Huſaren und Dragoner ſprengte mit verhängtem Zügel nach der Stadt, wo eben Soubiſe und ſeine Generale an der herzoglichen Tafel feſtlich bewirthet wurden. Dieſe ſchwangen ſich in Eile auf ihre Pferde, und nur mit Mühe entgingen ſie der Gefangenſchaft. Den Preußen fiel, außer einer Schaar feindlicher Soldaten, der ganze Troß und das Gepäck der Franzoſen in die Hände. Die Huſaren ergötzten ſich an den Pomaden, den Pudermänteln, Haarbeuteln, Schlafröcken, Sonnenſchirmen und Papageien, die ſie in großer

Digitized by Google

Maſſe unter dem Gepäck der franzöſiſchen Offiziere gefunden hatten; die Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friſeurs, Maitreſſen, Feldpaters und Komödianten aber, die den Troß ausmachten, ſandten ſie unentgeltlich zurück. Bis Eiſenach hin hatte Seydlitz die feindliche Armee verfolgt. Friedrich ſpendete ihm für das kühne Unternehmen reichliches Lob. An ſich zwar war daſſelbe ohne erhebliche Folgen, aber es hatte den Charakter des Feindes kennen gelehrt; und die ganze Weiſe, wie der letztere ſich Friedrich's kleiner Armee gegenüber benahm, war ſehr wohl geeignet, den alten preußiſchen Muth wieder lebendig werden zu laſſen.

Doch mußte Friedrich ſich wieder aus Thüringen zurückziehen. Er erhielt die Nachricht, daß jene öſterreichiſche Armee, die in der Lauſitz ſtand, den Marſch auf die Mark Brandenburg anzutreten im Begriff ſei, daß ein Corps ungariſcher Huſaren unter dem General Haddik bereits nach Berlin vorgehe, und es war zu vermuthen, daß gleichzeitig auch die Schweden von Norden aus einen Angriff auf die Mark machen würden. Friedrich begab ſich auf dieſe Nachricht nach Torgau, während Prinz Moritz von Deſſau an der Spitze eines beſonderen Corps den General Haddik von Berlin abzuhalten ſuchte. Der letztere aber war dort einen Tag früher angekommen, während der Hof in Eile nach Spandau geflüchtet war, hatte ſich eine Contribution von 200,000 Thalern auszahlen und außerdem auch 24 Paar feiner Damenhandſchuhe, zum Geſchenk für die Kaiſerin, übergeben laſſen. Die letzteren erhielt er ſorgfältig eingepackt; als aber die Kiſte geöffnet ward, paßten ſämmtliche Handſchuhe nur auf die linke Hand. Dann war er ſchnell vor dem herannahenden Corps des Prinzen Moritz entwichen. Die größere öſterreichiſche Armee aber blieb ruhig in dem Lager, welches ſie zu Bautzen bezogen hatte.

Während ſo eine drohende Gefahr ohne bedeutenden Verluſt vorüberging, kamen auch andre günſtige Nachrichten. Die Ruſſen hatten ihren Sieg in Preußen nicht benutzt; vielmehr war die Armee, nachdem man in Memel eine Beſatzung zurückgelaſſen, wieder über die ruſſiſchen Grenzen zurückgeführt worden. Der Grund war eine plötzliche Krankheit der Kaiſerin Eliſabeth; man erwartete ihren Tod, und Beſtuſchef,

Digitized by Google

ſo feindlich er gegen Friedrich geſinnt war, mochte es doch für gut finden, ſich durch dieſe Maßregel dem Thronfolger zu empfehlen. Dafür aber ward nachmals der allmächtige Miniſter, als die Kaiſerin wider Erwarten genas, nach Sibirien geſchickt. In Pommern hatten die Schweden einen unerwarteten Widerſtand an den Landmilizen gefunden, die von dieſer Provinz aus eignen Mitteln in nicht unbeträchtlicher Anzahl geſtellt waren. Durch ſie war Stettin, das nur eine äußerſt ſchwache Beſatzung hatte, gegen eine große ſchwediſche Armee vertheidigt und dieſe in ihrem Marſche gegen Berlin aufgehalten worden. Im ganzen Verlauf des ſiebenjährigen Krieges ſpielen dieſe Landmilizen, die zu einer Zeit, da man nur ſtehende Heere kannte, als eine ſeltne, hochachtbare Erſcheinung betrachtet werden müſſen, eine wichtige Rolle in der Vertheidigung des Landes und ſeiner Feſtungen. Darum, ſowie aus andern Beweiſen pommerſcher Treue, hat aber auch Friedrich nachmals, in ſeinem „politiſchen Teſtamente," ſeinen Nachfolgern erklärt, „daß ſie ſich vorzüglich auf die pommerſche Nation verlaſſen und dieſelbe als die erſte Stütze des preußiſchen Staats anſehen könnten und müßten." Nach dieſem Vorbilde wurden nun auch in der Mark und im Magdeburgiſchen ähnliche Landmilizen eingerichtet. Als jene ruſſiſche Armee ſich aus Preußen zurückgezogen hatte, ließ Friedrich das dortige Corps ſeinen Pommern zu Hülfe kommen, ſo daß die Schweden bald nach Stralſund und Rügen zurückgedrängt waren.

Zugleich hatte Friedrich mit dem Herzoge von Richelieu Unterhandlungen angeknüpft. Dieſer gehörte nicht zu der Partei der Marquiſe Pompadour, ſondern zu derjenigen kleineren Partei des franzöſiſchen Hofes, welche die Fortdauer des alten Bündniſſes mit Friedrich gewünſcht hatte. So machten ihn die feinen Schmeicheleien in Friedrich's Briefen und das willkommene Geſchenk von 100,000 Thalern bereit, auf dieſe Unterhandlungen einzugehen. Zwar waren die Verhältniſſe nicht der Art, um dem franzöſiſchen Hofe Eröffnungen hierüber zu machen; doch verſtand ſich Richelieu gern dazu, vor der Hand nicht weiter feindlich gegen die preußiſchen Provinzen zu verfahren. Auch an den König von England hatte Friedrich geſchrieben, als die ſchmachvolle Convention von Kloſter Seeven bekannt geworden war; er hatte ihn

Digitized by Google

ſtolz aufgefordert, ihn jetzt nicht auf eine ſo entehrende Weiſe zu verlaſſen, wie es der Herzog von Cumberland in jener Convention eingegangen war. Friedrich traf mit dieſem Begehren den wunden Fleck im Gemüthe König Georg's. Denn dieſer ſelbſt war über die Convention im höchſten Grade entrüſtet; er hatte den Herzog von Cumberland öffentlich mit den Worten empfangen: „Hier iſt mein Sohn, der mich zu Grunde gerichtet und ſich ſelbſt beſchimpft hat!“ und ſo bewies man ſich engliſcher Seits für jetzt wenigſtens in ſo fern willfährig, als man die Ratification der ſchimpflichen Convention durch allerlei Ausflüchte zu verzögern ſuchte.

Ein Feind, den man in früheren Jahrhunderten als den furchtbarſten von Allen angeſehen hätte, ward auf eine leichte und faſt ergötzliche Weiſe abgewieſen. Dies war die Reichsacht, die über Friedrich zu fällen der in Regensburg verſammelte Reichshofrath ſich jetzt, da der König von Preußen ſchon erdrückt ſchien, nach allen Kräften angelegen ſein ließ. Am 14. October erſchien der Hofgerichts-Advocat Aprill in der Würde eines kaiſerlichen Notars, begleitet von zwei Zeugen, in der Wohnung des preußiſchen Geſandten zu Regensburg, Freiherrn von Plotho, dieſem „die fiskaliſche Citation wegen der Achtserklärung zu inſinuiren.“ Das war eine „Vorladung des Kurfürſten und Markgrafen von Brandenburg, zu ſehen und zu hören, wie er werde in des Reiches Acht und Aberacht erkläret, und aller ſeiner Lehen, Rechte, Gnaden, Freiheiten und Anwartſchaften beraubt werden.“ Plotho empfing den Notar im Schlafrocke. Den Erfolg der Citation erzählt der letztere ſelbſt, in einem gerichtlich aufgeſetzten Document, mit folgenden Worten: „Und ſeind Se. Excellenz Freiherr von Plotho in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, alſo zwar, daß dieſelben Sich nicht mehr ſtille zu halten vermöget, ſondern mit zitternden Händen und brinnenden Angeſicht beede Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren, dabei auch die fiscaliſche Citation annoch in ſeine rechte Hand haltend, in dieſe **Formalia** wider mich ausgebrochen: Was! du Flegel inſinuiren? Ich antwortete hierauf: Dieſes iſt mein Notariat-Ambt, deme ich nachkommen muß. Deſſen aber ohngeachtet fallete mich er Freiherr von Plotho mit allem Grimme an, ergriffe mich bei denen vorderen

Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden: Willſt du es zurücknehmen? Da mich nun deſſen geweigert, ſtoßete und ſchube er ſothane Citation vorwärts zwiſchen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei den Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrucket, rufete er zu denen zweien vorhanden geweſenen Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter!“ — Damit hatte es für diesmal ſein Bewenden; denn bald erfocht Friedrich neue Siege, die dem Reichshofrath etwas mehr Bedachtſamkeit einflößten.

Friedrich hatte jetzt die Abſicht, nach Schleſien zu gehen, wo der Herzog von Bevern hart bedrängt ward, als er plötzlich die Nachricht erhielt, daß die verbündete Armee der Reichstruppen und Franzoſen, verſtärkt durch ein Corps von Richelieu's Armee, ſich aus ihrer bisherigen Unthätigkeit emporgerafft habe, nach Sachſen vordringe und zum Theil bereits in die Nähe von Leipzig gekommen ſei. Er beſchloß alſo, ſich vorerſt auf's Neue gegen dieſen Feind zu wenden und ihn wieder nach Thüringen zurückzudrängen, damit derſelbe nicht in allzugroßer Nähe von Kurſachſen, — der Monat October ging bereits zu Ende, — ſeine Winterquartiere nehmen könne. In großer Schnelligkeit hatte Friedrich die verſchiedenen Corps ſeiner Armee zuſammengezogen und Leipzig gedeckt. Die feindliche Armee wich bis zur Saale zurück und beſetzte, um den Uebergang der Preußen über dieſen Fluß zu verhindern, die Städte Halle, Merſeburg und Weißenfels. Friedrich folgte den Gegnern raſch und drang ſelbſt, an der Spitze des Vortrabes ſeiner Armee, in Weißenfels ein, während die Feinde ſich über den Fluß flüchteten; ſie zündeten die dortige, zierlich überbaute Brücke an, um Friedrich vom jenſeitigen Ufer abzuſchneiden, lieferten dadurch aber, indem dies zu eilfertig geſchah, eine bedeutende Anzahl ihrer eignen Truppen in die Hände der Preußen. Friedrich wünſchte die Brücke zu retten, doch hatte man dieſelbe mit leicht brennbaren Stoffen ausgefüllt, ſo daß ſie in einem Augenblicke ganz in Flammen ſtand; zugleich hinderte ein ſcharfes Musketenfeuer die Löſchanſtalten der Preußen. Als Friedrich hierauf am Ufer des Fluſſes recognosciren ritt, ward ihm eine drohende Gefahr bereitet, der er nur durch den Edelmuth des franzöſiſchen Anführers, des Herzogs von Crillon, entging. Dieſer hatte nämlich zwei

Digitized by Google

Offizieren den Auftrag gegeben, von einer kleinen Inſel in der Saale die Bewegungen der Preußen zu beobachten. Einer von ihnen brachte die eilige Nachricht von der Nähe des Königs und fragte um Erlaubniß, ob er, durch das Gebüſch der Inſel gedeckt, auf ihn ſchießen dürfe. Aber der Herzog erwiederte, nicht zu dieſem Zweck habe er dem Offizier den Poſten auf der Inſel gegeben: die geheiligte Perſon eines Königs müſſe ſtets verehrt werden.

Zwei Corps, die Friedrich von Weißenfels gegen Merſeburg und Halle abſandte, fanden an beiden Orten die Brücken ebenfalls bereits abgebrochen und die feindliche Armee auf dem Rückzuge begriffen, die ſich nun, einige Meilen jenſeit der Saale, bei Mücheln vereinigte. Sie ließ es ruhig geſchehen, daß die preußiſche Armee Schiffbrücken ſchlug, ebenfalls über die Saale ging und Mücheln gegenüber ein Lager bezog. Die Stellung der verbündeten Truppen war aber ſo wenig geſchickt gewählt, daß die preußiſchen Huſaren Gelegenheit fanden, in das feindliche Lager einzubrechen und Pferde und ſelbſt Soldaten aus den Zelten zu entführen. Friedrich beſchloß einen Angriff. Als er jedoch am folgenden Tage, dem 4. November, vorrückte, fand er, daß der Feind, durch die Kühnheit der preußiſchen Huſaren gewarnt, über Nacht eine veränderte, ſehr günſtige Stellung eingenommen habe. So gab er den Angriff gegen den dreimal überlegenen Feind wieder auf, ging zurück und bezog ein Lager in der Nähe von Roßbach. Im Lager der Feinde aber war ob dieſer vermeinten Flucht des Preußenkönigs großer Jubel; Muſik und Trommelſchlag tönte von ihrer Anhöhe herab weit über die Felder, als ob ſie eine gewonnene Schlacht zu feiern hätten. Die franzöſiſchen Offiziere wollten witzig ſein und behaupteten: es geſchehe dem Herrn Marquis von Brandenburg viel Ehre, daß man ſich mit ihm in eine Art von Krieg einlaſſe; ſie ſandten bereits Boten nach Paris, welche dort die Gefangenſchaft Friedrich's anmelden mußten. Sie dachten nicht daran, daß, ſo überlegen ſie waren, ihrer Armee doch der Geiſt fehle, der, von Friedrich ausgehend, das preußiſche Heer belebte; daß die Eiferſucht, die zwiſchen den deutſchen und den franzöſiſchen Truppen ihres Heeres und zwiſchen den Anführern beider herrſchte, den gemeinſamen raſchen Entſchluß unmöglich machte; daß auf die Reichs-

Digitized by Google

truppen, die buntſcheckig zuſammengewürfelt und ohne alle militäriſche Organiſation waren, leider kein Verlaß ſei, daß aber auch die Disciplin der franzöſiſchen Truppen gar wenig Lob verdiene; und daß endlich Uebermuth in der Regel der Vorbote des Falles zu ſein pflegt.

Der Morgen des 5. November brach an, und Friedrich erhielt die Nachricht, daß die Feinde ihre Stellung verließen. Sie rückten im weiten Bogen um Friedrich's Armee, während ein einzelnes Corps ihm gegenüber ſtehen blieb. Offenbar war es ihre Abſicht, ihm den Rückzug abzuſchneiden, ihn von allen Seiten einzuſchließen und ſo zu erdrücken. Friedrich blieb den Vormittag über, als ahne er nichts von der Gefahr, die ihm bereitet ward, ganz ruhig zu Roßbach, ließ die Mittagstafel bereiten und ſetzte ſich mit ſeinen Generalen zu Tiſch. Die Feinde waren entzückt über dieſe Ruhe der preußiſchen Armee; die Führer der letzteren aber, die den Plan des Königs ahnten, hatten in der Stille Alles zum Aufbruch bereit gemacht. Endlich, halb drei Uhr nach Mittag, gab Friedrich den Befehl zum Ausrücken; in weniger als einer halben Stunde war das ganze Lager abgebrochen, und die franzöſiſchen Offiziere zollten ſelbſt der Schnelligkeit, mit der dies geſchah, ſo viele Bewunderung, daß ſie es die Verwandlung einer Opern-Decoration nannten. Aber jetzt fürchteten ſie, die preußiſche Armee möchte ihnen entſchlüpfen, und um ſo eiliger ſetzten die Colonnen des feindlichen Heeres ihren Marſch fort. Indeß rückte Friedrich in ähnlicher Richtung vor. Die Reiterei, die von Seydlitz geführt ward, machte den Vortrab aus und verſchwand den Blicken der Feinde hinter einer Hügelreihe, während die nachfolgende Infanterie zum Theil durch einen ſumpfigen Boden gedeckt ward. Nun wurden auf dem bedeutendſten jener Hügel die preußiſchen Kanonen aufgefahren; ihr Donner begann den Kampf; ihre Stellung machte das Feuer ſehr wirkſam, während die feindlichen Kanonen aus der Tiefe wenig ausrichten konnten. Durch einen ſonderbaren Zufall war zwiſchen beiden Armeen eine große Menge von Haſen eingeſchloſſen; dieſe wurden jetzt durch den Geſchützdonner aufgeſchreckt und machten vergebliche Verſuche, nach der einen oder andern Seite durchzubrechen. Als eine der erſten franzöſiſchen Kugeln einen von den Haſen vor der Front der

Digitized by Google

preußiſchen Truppen zerſchmetterte, riefen dieſe jubelnd aus: „Es wird Alles gut gehen, die Franzoſen ſchießen einander ſelbſt todt!“

Immer mehr waren die feindlichen Colonnen, die Cavalerie an ihrer Spitze, geeilt, um den Preußen ganz ſicher in den Rücken zu fallen. Indeß aber hatte ſie Seydlitz, ungeſehen, bereits überflügelt. Plötzlich hält er mit ſeinen rüſtigen Schwadronen auf der Höhe; er gewahrt den günſtigen Augenblick und beſchließt den Angriff, ohne die Infanterie erſt abzuwarten. Seine Reihen ſtehen in feſter Ordnung da; er reitet weit voraus, der ganzen Linie ſichtbar, ſchleudert zum Zeichen des Angriffs ſeine Tabakspfeife in die Luft, und augenblicklich ſtürmen die Schaaren auf die feindliche Reiterei ein, die vergebens ihre Linien aufzurollen ſucht. Sie wird geworfen, einige Regimenter ſuchen zu widerſtehen, aber umſonſt. Nun wendet ſich Alles zur Flucht; ein tiefer Hohlweg hemmt ihren ſcharfen Ritt und ſpielt den preußiſchen Reitern eine große Menge von Gefangnen in die Hände; die Uebrigen fliehen unaufhaltſam bis zur Unſtrut und laſſen ſich nicht wieder blicken. Seydlitz aber ſteht im Rücken der feindlichen Infanterie. Gegen dieſe hat Friedrich nun auch den linken Flügel ſeiner Infanterie ſammt dem Geſchütz vorrücken laſſen; es gelingt ihr ebenſo wenig wie der Cavalerie, ſich in Linien aufzuſtellen; in ihren tiefen Reihen wüthet das preußiſche Kartätſchenfeuer; die preußiſche Infanterie bedrängt ſie heftig von der einen Seite, die Cavalerie im Rücken, — endlich ſtäubt auch hier Alles in wirrer Flucht auseinander und in ganzen Schaaren werden die Fliehenden gefangen genommen. Nicht zwei Stunden hatte der Kampf gedauert; die früh eintretende Dunkelheit hemmte die weitere Verfolgung. Die preußiſche Armee, nicht völlig 22,000 Mann ſtark, zählte an Getödteten nur 165, an Verwundeten nur 376 Mann, während von den 64,000 Feinden 6 bis 700 getödtet, mehr als 2000 verwundet, mehr als 5000 gefangen und ihnen außerdem eine große Menge von Geſchützen, Fahnen, Standarten, ſowie der größte Theil des Gepäckes genommen war. Dabei war bei Weitem nicht die ganze preußiſche Armee im Feuer geweſen. Nur ſieben Bataillone hatten am Kampfe Theil genommen; zehn Bataillone hatten keinen einzigen Schuß gethan. So war bei den Preußen große Siegesfreude. Friedrich ſagte ſeiner Armee

Digitized by Google

feierlich Dank; Seydlitz, deſſen Arm durch einen Flintenſchuß verwundet war, erhielt, als ſeltenſte Auszeichnung, den ſchwarzen Adlerorden und wurde dann vom jüngſten Generalmajor zum Generallieutenant befördert.

Am folgenden Tage brach das preußiſche Heer zur Verfolgung des feindlichen Heeres auf; eine große Menge von Nachzüglern wurde noch gefangen genommen. Aber die Mehrzahl der Feinde war ſo ſchnell geflohen, daß ſie nicht mehr eingeholt werden konnte. Viele der Franzoſen machten erſt Halt, als ſie an den Rhein gekommen waren; ſtets glaubten ſie noch die preußiſchen Huſaren hinter ſich. Um ſich einigermaßen ſchadlos zu halten, bezeichneten ſie ihren Weg durch Plünderungen und Ausſchweifungen aller Art; dafür rotteten ſich aber auch die thüringiſchen Bauern zuſammen und übten ernſtliche Rache.

Friedrich benahm ſich gegen die franzöſiſchen Gefangnen ſehr gütig. Er tröſtete die Verwundeten unter ihnen, die, gerührt durch ſolche Herablaſſung, ihn als den vollkommenſten Eroberer begrüßten: er wiſſe nicht nur die Leiber ſeiner Feinde, ſondern auch ihre Herzen zu bezwingen. Als ſie Briefe unverſiegelt ſchickten und Friedrich baten, dieſelben nach Frankreich durchzulaſſen, antwortete er: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, und ich habe kein Mißtrauen gegen ſie; verſiegeln Sie Ihre Briefe, und Sie ſollen auch die Antworten ungeöffnet empfangen.“ Dem ſchwer verwundeten General Cüſtine ſtattete er, als er ſich nach Leipzig zurückbegeben hatte, perſönlich einen Beſuch ab, und äußerte ſich gegen dieſen mit ſo vielem Intereſſe für die franzöſiſche Nation, daß Cüſtine, ſich mühſam von ſeinem Lager emporrichtend, in die Worte ausbrach: „Sire, Sie gießen Oel in meine Wunden!“

In Deutſchland aber, ſelbſt bei den Gegnern Friedrich's, war faſt allgemeiner Jubel über den Sieg bei Roßbach, den man nur als eine Demüthigung der wenig beliebten Franzoſen betrachtete. Von jetzt an loderte das ſchon im Stillen genährte Feuer der Begeiſterung für den deutſchen Helden mächtig empor. Allenthalben ſang man Siegeslieder auf die Preußen und Spottlieder auf die Gegenpartei. Der Deutſche fühlte endlich wieder den Stolz, ein Deutſcher zu heißen. Viele von

Digitized by Google

dieſen Liedern leben noch heut im Munde des Volkes. Eins von ihnen ſchildert vortrefflich den kühnen Sinn von Friedrich's Truppen. Es beginnt mit den Strophen:

Ein preußiſcher Huſar fiel in franzöſ'ſche Hände,
Soubiſe, der ihn ſah, befragt' ihn wohl behende:
Sag' an, mein Sohn, wie ſtark iſt deines Königs Macht?
Wie Stahl und Eiſen! ſprach der Preuße mit Bedacht.
Mein Sohn, verſtehſt mich nicht, verſetzt Soubiſe wieder,
Ich meine ja die Zahl, die Menge deiner Brüder.
Drauf ſtutzte der Huſar und ſchaute in die Höh'
Und ſprach: So viel wie Stern' am blauen Himmel ſteh'n! — u. ſ. w.

Bitter mußte dieſer Jubel freilich diejenigen kränken, die einmal von der Feindſchaft gegen Friedrich nicht ablaſſen konnten. Die Königin von Polen, die in Dresden fort und fort Ränke gegen ihn angeſponnen hatte, vermochte die Gefühle ihres Haſſes nicht länger zu tragen. Eines Abends hatte ſie ihren Hofſtaat in tiefem Grame entlaſſen; am folgenden Morgen fand man ſie todt in ihrem Bette.

Aber auch die fremden Nationen nahmen an dem Enthuſiasmus der Deutſchen Theil; ſogar die Franzoſen, welche die Niederlage als eine Demüthigung der Hofpartei betrachteten und ſich in bitteren Spottliedern gegen Soubiſe Luft machten. In den Kaffeehäuſern von Paris durfte geraume Zeit kein andres als das preußiſche Intereſſe öffentlich laut werden. Den Prinzen Soubiſe ſuchte der Hof indeß dadurch zu tröſten, daß er ihm den Marſchallſtab verehrte. Vor Allem lebhaft äußerte ſich die Theilnahme für Friedrich in England; das engliſche Volk vergötterte ihn; auf allen Straßen von London ward ſein Bildniß zum Kaufe ausgeboten; ſeine Siege wurden durch allgemeine Illuminationen gefeiert. Hier fand zugleich, eben als die Nachricht des Sieges von Roßbach nach London kam, eine günſtige Veränderung im Miniſterium ſtatt. Man verweigerte die Beſtätigung der Convention von Kloſter Seeven, indem man ſich darauf berief, daß die Franzoſen ſie zuerſt gebrochen hätten, und beſchloß die Fortſetzung des Krieges. Da es den Engländern aber an einem guten Heerführer fehlte, ſo empfahl ihnen Friedrich einen der vorzüglichſten Feldherren ſeiner Armee, den

Digitized by Google

Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Dieſer wurde in der That unmittelbar darauf berufen, trat an die Spitze der Armee der Hannoveraner und ihrer Verbündeten, die ſchnell wieder auf dem Kriegsſchauplatze erſchien, und errang noch im Anfang des Winters einige Vortheile gegen die große franzöſiſche Armee. Hiedurch war denn auch die letztere von den preußiſchen Grenzen abgewendet und Friedrich von dieſer Seite für jetzt vollkommen geſichert.

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Schluß des Feldzuges von 1757. Leuthen.

Von dem einen Feinde hatte ſich Friedrich glücklich befreit; aber noch galt es, den zweiten, ungleich gefährlicheren zurückzuſchlagen. Der Herzog von Bevern hatte ſich von den Grenzen der Lauſitz bis nach Breslau zurückgezogen und vor der Stadt ein verſchanztes Lager eingenommen; die öſterreichiſche Armee unter dem Prinzen von Lothringen war ihm mit ſehr überlegener Kraft gefolgt; ein beſondres Corps hielt das neubefeſtigte Schweidnitz, welches Friedrich als den Schlüſſel von Schleſien anſah, eingeſchloſſen. Nach kurzer Raſt machte ſich Friedrich nunmehr auf, dem Herzoge von Bevern zu Hülfe zu eilen. Jenes öſterreichiſche Corps, welches in der Lauſitz ſtand, mußte jedoch, damit der Marſch der preußiſchen Armee nicht aufgehalten werde, zuvor von dort vertrieben werden. Feldmarſchall Keith erhielt zu dieſem Zweck den Auftrag, mit einem kleinen Corps einen Streifzug nach Böhmen zu machen; er führte dieſe Expedition auch ſo kühn und glücklich aus, daß die Oeſterreicher nicht nur ſchnell aus der Lauſitz zur Vertheidigung von Böhmen aufbrachen, ſondern daß er auch eine Menge feindlicher Magazine zerſtörte und mit reicher Beute ungefährdet zurückkehrte.

Aber ſchon in der Lauſitz erhielt Friedrich die Nachricht, daß Schweidnitz, am 14. November, capitulirt habe, wodurch den Feinden ein ganzes Truppencorps, ein Magazin, eine Menge von Kriegsmunition und eine Kriegskaſſe in die Hände gefallen waren und wodurch

Digitized by Google

ſie Meiſter des böhmiſchen Gebirges wurden. Am 25. November traf die Nachricht ein, daß der Herzog von Bevern durch die Oeſterreicher angegriffen, geſchlagen und ſelbſt in die Hände der Feinde gefallen ſei. Zwei Tage darauf erfuhr Friedrich, daß auch Breslau ſich dem Feinde übergeben hatte und faſt die ganze Beſatzung, nahe an 5000 Mann, zu den Oeſterreichern übergegangen war. Die Trümmer der Bevernſchen Armee, 18,000 Mann, hatte General Zieten nach Glogau geführt. Nun ſchien Schleſien ganz verloren, und es war nicht zu erwarten, daß Friedrich die Oeſterreicher würde hindern können, ihre Winterquartiere im Mittelpunkte des Landes zu nehmen. Die öſterreichiſch geſinnten Bewohner des Landes hoben frohlockend ihr Haupt empor; viele Beamte huldigten der Kaiſerin; der Fürſtbiſchof von Breslau, Graf Schaffgotſch, der allein dem Könige von Preußen ſeine Würde und die mannigfachſten Gnadenbezeigungen verdankte, vergaß ſich ſo weit, daß er von ſeinem Wohlthäter mit den verächtlichſten Worten ſprach und den ſchwarzen Adlerorden mit Füßen trat.

Aber Friedrich verzagte nicht. In Eilmärſchen rückte er trotz der übeln Wege weiter auf der Straße nach Breslau vor. Schon am 28. November langte er in Parchwitz an; jenſeit der Katzbach bezog er ein Lager, um ſeinen Truppen einige Raſt zu gönnen. Die Oeſterreicher lagerten vor Breslau in einer vortrefflichen Stellung; aber Friedrich war entſchloſſen, ſie anzugreifen, wo er ſie fände, wäre es auch — wie er ſich ausdrückte — auf dem Zobtenberge. Bei Parchwitz ſtieß Zieten mit den Ueberreſten der Bevernſchen Armee zu ihm. „Dieſe Armee jedoch (ſo erzählt Friedrich) war muthlos und durch die kürzlich erlittene Niederlage gebeugt. Man faßte die Offiziere bei der Ehre, man erinnerte ſie an ihre früheren Thaten, man ſuchte die traurigen Bilder zu verſcheuchen, deren Eindruck noch neu war. Selbſt der Wein ward ein Hülfsmittel, die niedergeſchlagenen Gemüther zu gewinnen. Der König ſprach mit den Soldaten; er ließ unentgeltlich Lebensmittel unter ſie austheilen. Kurz, man erſchöpfte alle erſinnlichen Mittel, um in den Truppen dasjenige Vertrauen wieder zu erwecken, ohne welches die Hoffnung auf den Sieg vergebens iſt. Schon fingen die Geſichter an, ſich aufzuheitern, und die, welche die Franzoſen bei Roßbach ge-

Digitized by Google

ſchlagen hatten, überredeten ihre Kameraden, guten Muth zu haben. Etwas Ruhe gab den Soldaten wieder Kraft; und die Armee war bereit, den Schimpf, welchen ſie am 22. November erlitten hatte, wieder abzuwaſchen. Dieſe Gelegenheit ſuchte der König und bald fand ſie ſich."

Doch dünkte dies Alles dem Könige noch nicht genug; ſeine ganze Armee beſtand nur aus 32,000 Mann, während ihm 80 bis 90,000 Oeſterreicher gegenüberſtanden, die anders disciplinirt waren, als die Feinde bei Roßbach, und die durch ihre ſeitherigen Fortſchritte das Gefühl des Sieges in ſich trugen. Friedrich berief daher die Generale und Stabsoffiziere ſeiner Armee zuſammen und ſprach zu ihnen die folgenden Worte, welche die Geſchichte uns aufbewahrt hat:

„Meine Herren, Sie wiſſen, daß es dem Prinzen von Lothringen gelungen iſt, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu ſchlagen und ſich zum Meiſter von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortſchritten der Franzoſen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schleſien, meine Hauptſtadt und die ſämmtlichen Kriegsbedürfniſſe, welche darin befindlich waren, ſind verloren gegangen; meine Widerwärtigkeiten würden auf's Höchſte geſtiegen ſein, ſetzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in den Muth, die Standhaftigkeit und die Vaterlandsliebe, die Sie bei ſo vielen Gelegenheiten bewieſen haben. Ich erkenne die Dienſte, die Sie dem Vaterlande und mir geleiſtet, mit der innigſten Rührung meines Herzens. Es iſt faſt keiner unter Ihnen, der ſich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte: ich ſchmeichle mir, Sie werden auch bei neuer Gelegenheit nichts an dem mangeln laſſen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt iſt. Dieſer Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oeſterreicher im Beſitz Schleſiens. Laſſen Sie es ſich alſo geſagt ſein: ich werde gegen alle Regeln der Kunſt die beinahe dreimal ſtärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich ſie finde. Es iſt hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihrer Stellung; alles dies, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispoſitionen zu überwinden ſuchen. Ich muß dieſen Schritt

wagen, oder es iſt Alles verloren; wir müſſen den Feind ſchlagen, oder uns Alle vor ſeinen Batterien begraben laſſen. So denke ich — ſo werde ich handeln. Machen Sie dieſen meinen Entſchluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorſam von ihm zu fordern. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen ſind, ſo werden Sie ſich gewiß dieſes Vorzuges nicht unwürdig machen; iſt aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der ſich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu leiden."

Dieſe Rede des Königs (ſo erzählt ein Augenzeuge, v. Retzow) durchſtrömte die Adern der anweſenden Helden, fachte ein neues Feuer in ihnen an, ſich durch ausgezeichnete Tapferkeit hervorzuthun und Blut und Leben für ihren großen Monarchen aufzuopfern, der dieſen Eindruck mit der innigſten Zufriedenheit bemerkte. Eine heilige Stille, die von Seiten ſeiner Zuhörer erfolgte, und eine gewiſſe Begeiſterung, die er in ihren Geſichtszügen wahrnahm, bürgte ihm für die völlige Ergebenheit ſeiner Armee. Mit einem freundlichen Lächeln fuhr er darauf fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlaſſen würde; ich rechne alſo ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewiſſen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleiſteten Dienſte nicht belohnen können, ſo muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in's Lager und wiederholen den Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben."

Friedrich hielt noch einen Augenblick inne; dann fügte er mit nachdrücklichem Ernſt zum Schluß der Rede die Worte hinzu: „Das Regiment Cavalerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, ſich unaufhaltſam in den Feind ſtürzt, laſſe ich gleich nach der Schlacht abſitzen und mache es zu einem Garniſon-Regimente! Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu ſtocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich laſſe ihm die Borten von der Montirung abſchneiden! — Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder."

Digitized by Google

Die Begeiſterung (ſo fährt der genannte Augenzeuge fort), die Friedrich der Verſammlung einzuflößen gewußt hatte, ergoß ſich bald über alle übrigen Offiziere und Soldaten der Armee. Im preußiſchen Lager ertönte ein lauter Jubel. Die alten Krieger, die ſo manche Schlacht unter Friedrich gewonnen hatten, reichten ſich wechſelſeitig die Hände, verſprachen einander treulich beizuſtehen und beſchworen die jungen Leute, den Feind nicht zu ſcheuen, vielmehr ſeines Widerſtandes ungeachtet ihm dreiſt unter die Augen zu treten. Man bemerkte ſeitdem bei Jedem ein gewiſſes inneres Gefühl von Feſtigkeit und Zuverſicht, das in der Regel der Vorbote eines nahen Sieges iſt.

Am 4. December rückte die preußiſche Armee aus ihrem Lager vor. Auf dem Marſche nach Neumarkt erfuhr Friedrich, der ſich bei der Cavalerie des Vortrabes befand, daß dieſer Ort bereits von öſterreichiſchen Huſaren und Croaten beſetzt ſei. Da ihm daran lag, ſich der jenſeitigen Höhen zu verſichern, ſo ſtürmte er, ohne erſt die Infanterie abzuwarten, mit ſeinen Huſaren die Thore der Stadt und nahm die Mehrzahl der Feinde gefangen. Dann beſetzte er die Höhen und erwartete ſeine Armee. Am Abend deſſelben Tages hörte er, daß die öſterreichiſche Armee ihre feſte Stellung verlaſſen habe und über das Schweidnitzer Waſſer vorgerückt ſei. Es hatte nämlich dem Prinzen von Lothringen nicht anſtändig geſchienen, den Angriff der „Berliner Wachtparade", — wie die Oeſterreicher ſpottend die kleine preußiſche Armee nannten, — in ſeinen feſten Verſchanzungen abzuwarten. Friedrich aber nahm dieſen unerwarteten und unverſtändigen Schritt des Gegners als eine Vorbedeutung zum Siege auf; mit lebhafter Fröhlichkeit trat er in das Zimmer, wo er die Parole ausgeben wollte, und ſagte lächelnd zu einem der Anweſenden: „Der Fuchs iſt aus ſeinem Loche gekrochen, nun will ich auch ſeinen Uebermuth beſtrafen!" Dann ordnete er ſchnell Alles zum Angriff, der den nächſten Tag unternommen werden ſollte.

Der Morgen des verhängnißvollen 5. December brach an; das Heer zog gerüſtet dem Feinde entgegen. Friedrich wußte nichts Beſtimmteres über die Stellung des Prinzen von Lothringen; aber wohl wußte er, daß er den ſchwachen Punkt des Feindes würde finden und an die Benutzung deſſelben den Sieg knüpfen können. Doch war er

Digitized by Google

auf Alles gefaßt. Als er ſich an die Spitze ſeiner Armee begab, rief er einen Offizier mit 50 Huſaren zu ſich. Zu dieſem ſprach er: „Ich werde mich heut' bei der Schlacht mehr ausſetzen müſſen wie ſonſt. Er mit Seinen fünfzig Mann ſoll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, ſo bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und ſagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort und der Feind — der wird geſchlagen!"

Die erſten Colonnen der Armee hatten auf dem Marſch fromme Lieder mit Feldmuſik angeſtimmt. Sie ſangen:

Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet,
Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich's ſoll,
Und wenn ich's thu', ſo gieb, daß es gerathe wohl!

Ein Commandeur fragte bei Friedrich an, ob die Soldaten ſchweigen ſollten. Der König erwiederte: „Nein, laß Er das: mit ſolchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen!"

Jetzt war die preußiſche Avantgarde in die Nähe eines Dorfes gekommen, vor dem eine feindliche Cavalerielinie aufgeſtellt war. Anfangs glaubte man, es ſei einer der Flügel des öſterreichiſchen Heeres, doch überzeugte man ſich bald, daß dies weiter zurückſtand. Um indeß ganz ſicher zu gehen, ließ Friedrich die feindlichen Reiter angreifen; ſie wurden bald geworfen und eine große Menge von ihnen gefangen genommen. Friedrich ließ die Gefangenen, die Reihen ſeiner Armee entlang, nach Neumarkt führen, um durch dies Schauſpiel den Muth der Seinen auf's Neue zu erhöhen. Doch war es faſt überflüſſig; denn kaum gelang es ihm, die Hitze der Huſaren, die jenen Angriff gemacht hatten und die nun gerades Weges auf die öſterreichiſche Armee einbrechen wollten, in Schranken zu halten.

Auf einer Höhe angekommen, erblickte Friedrich nunmehr die ganze feindliche Schlachtordnung vor ſich, die ſich in unermeßlichen Reihen, über eine Meile lang, ſeinem Marſch entgegenbreitete. Vor ihrer Mitte lag das Dorf Leuthen. Nach dem Angriff auf jenes Cavaleriecorps,

Digitized by Google

das vor dem rechten Flügel der Oeſterreicher geſtanden hatte, glaubten ſie, Friedrich würde ſie von dieſer Seite angreifen, und waren eilig auf Verſtärkung des rechten Flügels bedacht. Aber Friedrich fand, daß, wenn er auf den linken, ſchlecht angelehnten Flügel des Feindes einfiele, der weitere Erfolg ungleich größere Vortheile darbieten würde; er ließ ſomit ſeine Armee, die zum Theil durch Hügelreihen gedeckt ward, im weiten Bogen ſeitwärts ziehen. Die Oeſterreicher bemerkten dieſe Bewegung, ohne doch Friedrich's Abſichten einzuſehen; man meinte, er ſuche der Schlacht auszuweichen. Feldmarſchall Daun ſagte zu dem Prinzen von Lothringen: „Die Leute gehen: man ſtöre ſie nicht!"

Um Mittag war die preußiſche Armee dem linken feindlichen Flügel in die Flanke gekommen. Um 1 Uhr begann der Angriff. Prinz Karl hatte die Unvorſichtigkeit begangen, auf dieſem Punkt ſeiner Schlachtordnung minder zuverläſſige Truppen — württembergiſche und bairiſche Hülfsvölker — zu ſtellen. Dieſe waren bald über den Haufen geworfen; in heftiger Flucht drängten ſie bis Leuthen zurück, wo ſie beinahe von den eignen Verbündeten mit Pelotonfeuer wären empfangen worden. Auf die Flucht der Hülfsvölker folgte bald eine gänzliche Verwirrung des linken Flügels der öſterreichiſchen Armee. Die Preußen wandten ſich dem Mitteltreffen der Oeſterreicher entgegen. Die Stellung des letzteren wurde durch das Dorf Leuthen gedeckt, welches breit und ohne einen Eingang darzubieten, den feindlichen Angriff ſchwierig machte, und aus deſſen geſchloſſenen Gehöften die Preußen ein ſcharfes Feuer empfing. Ein hartnäckiger Kampf entſpann ſich um Leuthen. Ein Bataillon des preußiſchen Garderegiments machte einen Angriff auf das Dorf; der Commandeur ſtutzte, als er die Schwierigkeit der Lage überſah, er war unentſchloſſen, was zu thun ſei. Der älteſte Hauptmann, von Möllendorf, der nachmalige berühmte Feldmarſchall, ſprang vor und rief den Soldaten zu, ihm zu folgen. Es ging auf einen verſperrten Thorweg los. Man ſtieß und riß die Flügel auf; zehn Gewehre lagen in Anſchlag, aber ſchon war Möllendorf mit dem Bataillon durch den gefährlichen Paß eingedrungen. Andre folgten, und bald, wenn auch nicht ohne fortgeſetzten hartnäckigen Kampf, war das Dorf genommen. Die Oeſterreicher ſuchten ſich auf den Höhen hinter Leuthen

Digitized by Google

feſtzuſetzen, während jetzt die Preußen an dem Dorfe einen feſten Halt fanden. Jene ſtanden in dichten Maſſen; in ihren Reihen wüthete furchtbar das preußiſche Geſchütz, der Kampf währte ſtundenlang, ohne vor- oder zurückzuweichen. Es war 4 Uhr. Jetzt kam die öſterreichiſche Cavalerie des rechten Flügels, um die preußiſche Armee von der Seite anzugreifen. Aber auf dieſen Augenblick hatte die preußiſche Cavalerie des linken Flügels nur gewartet; ſie ſtürzte jener in die Seite und in den Rücken, und in kurzer Friſt waren die öſterreichiſchen Reiter vom Schlachtfelde vertrieben. Dies war das Signal zur allgemeinen Flucht. In wilder Unordnung eilte die öſterreichiſche Armee über das Schweidnitzer Waſſer, zahlreiche Maſſen von Gefangenen zurücklaſſend. Da brach die frühe Nacht herein und beendete den Kampf.

Scharfſinn, Gewandtheit, unerſchütterlicher Muth hatten in vier kurzen Stunden gegen die furchtbarſte Uebermacht einen der glorreichſten Siege, welche die Weltgeſchichte kennt, erfochten. Friedrich's Verfahren war im vollſten Sinne künſtleriſch; wie der Orgelſpieler, der mit leiſem Fingerdruck die rauſchende Flut der Töne erklingen läßt und ſie in majeſtätiſcher Harmonie führt, ſo hatte er alle Bewegungen ſeines Heeres in bewunderungswürdigem Einklange geleitet. Sein Geiſt war es, der in den Bewegungen ſeiner Truppen ſichtbar ward, der in ihren Herzen wohnte, der ihre Kräfte ſtählte.

Noch auf dem Schlachtfelde bewies Friedrich dem Prinzen Moritz von Deſſau, der das Haupttreffen des preußiſchen Heeres geführt hatte, die ehrenvollſte Auszeichnung, indem er ihn zum Feldmarſchall ernannte. Er that dies mit den Worten: „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarſchall!“ Der Prinz, noch mit Dienſtangelegenheiten beſchäftigt, hatte auf die einzelnen Ausdrücke des Grußes nicht genau Acht gegeben. Friedrich wiederholte alſo mit erhobener Stimme: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarſchall?“ Als nun der Ueberraſchte ſich bedankte, erwiederte der König: „Sie haben mir ſo bei der Bataille geholfen und Alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat.“

Ein tiefes Dunkel hatte ſich über das Schlachtfeld, auf dem ſich die Preußen, ſo gut es ſein konnte, in Ordnung ſtellten, gelagert.

Digitized by Google

Die Nacht hatte die weitere Verfolgung des Feindes und ſeine gänzliche Vernichtung verhindert. Friedrich aber gedachte, auch jetzt noch nicht zu raſten, ſondern mit raſcher Entſchloſſenheit die Erfolge des glorreichen Tages feſtzuhalten. Es lag ihm daran, ſich der Brücke zu verſichern, welche bei dem Orte Liſſa über das Schweidnitzer Waſſer führt, damit er am folgenden Tage ungehindert die Verfolgung fortſetzen könne. Er nahm zu dem Zwecke Zieten und einen Trupp Huſaren, ſowie einige Kanonen mit ſich und ſuchte die Straße nach Liſſa auf. In einem an der Straße belegenen Kruge ward Licht bemerkt; man pochte und forderte eine Laterne. Der Krüger, der ſeine Laterne nicht einbüßen mochte, kam ſelbſt; Friedrich gebot ihm, ſeinen Steigbügel zu faſſen und dem Zuge zu leuchten. So erreichte man den Weidendamm vor Liſſa, während Friedrich den Krüger von den hohen Gäſten, die über Nacht bei ihm geherbergt, und von den ſtolzen Reden, die ſie über die Preußen geführt, berichten ließ. Alles horchte der treuherzig gemüthlichen Erzählung, als plötzlich fünfzig bis ſechzig Flintenſchüſſe fielen, die gegen die Laterne gerichtet waren, doch nur einige Pferde verwundeten. Es war ein öſterreichiſcher Poſten, der den Damm bewacht hatte und nun ſchnell davonlief. Man war nahe vor Liſſa; es ſchien gefährlich, mit dem kleinen Trupp weiter vorzugehen. Friedrich ſandte ſchnell einen Adjutanten zur Armee zurück, einige der erſten Grenadierbataillone herbeizuholen; bis dieſe Verſtärkung nachkam, ließ er ſeinen Trupp halten und den Weg nach dem offenen Oertchen unterſuchen; es ward indeß keine weitere Gefahr entdeckt. In aller Stille rückte man nun in Liſſa ein; die Straßen waren leer, in den Häuſern rings aber war Licht und viel geſchäftiges Leben. Einige öſterreichiſche Soldaten brachten Strohbündel aus den Häuſern; ſie wurden ergriffen und berichteten, ſie hätten Befehl, das Stroh auf die Brücke zu tragen, die abgebrannt werden ſollte. Indeß war man doch des preußiſchen Beſuchs inne geworden; ein Trupp öſterreichiſcher Soldaten hatte ſich ſtill geſammelt und fing plötzlich an, ſtark auf die Preußen zu feuern, ſo daß mehrere Grenadiere zu Friedrich's Seiten verwundet wurden. Die Preußen aber hatten ihre Kanonen bereits ſchußfertig und erwiederten ungeſäumt den Gruß. In demſelben Augenblicke kam aus allen Häu-

Digitized by Google

ſern ein ſtarkes Feuer auf die Preußen, und wieder ſchoſſen die Grenadiere auf die Fenſter, aus denen gefeuert ward. Alles ſchrie und commandirte durch einander. Friedrich aber ſagte gelaſſen zu ſeiner Umgebung: „Meſſieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Beſcheid!“ Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem herrſchaftlichen Schloſſe von Liſſa führt; ſeine Adjutanten folgten. Kaum war er vor dem Schloßportale angekommen, als eine Menge von hohen und niedern öſterreichiſchen Offizieren, die eben ihre Mahlzeit eingenommen hatten und nun, durch das Schießen aufgeſchreckt, ihre Pferde ſuchten, mit Lichtern in den Händen aus den Zimmern und von den Treppen herabgeſtürzt kamen. Erſtarrt blieben ſie ſtehen, als Friedrich mit ſeinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde ſtieg und ſie mit den Worten bewillkommnete: „Bon soir, Messieurs! Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuthen. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Sie waren die größere Mehrzahl und hätten ſich durch einen kühnen Entſchluß der Perſon des Königs bemächtigen können; aber daran dachte in der Verwirrung Niemand. Die öſterrreichiſchen Generale und Stabsoffiziere ergriffen die Lichter und leuchteten dem Könige die Treppe hinauf in eins der erſten Zimmer. Hier präſentirte einer den andern dem Könige, der ſich mit ihnen in ein freundliches Geſpräch einließ. Während deſſen fanden ſich auf dem Schloſſe immer mehr Adjutanten und andre Offiziere ein; endlich ward die Menge derſelben ſo bedeutend, daß Friedrich verwundert fragte, wo ſie denn alle herkämen; und jetzt erſt hörte er, daß ſeine ganze Armee auf dem Wege nach Liſſa ſei.

Im Eifer des Sieges nämlich war dieſe gefolgt, als Friedrich jene Grenadierbataillone auf den Weg nach Liſſa beordert hatte. Still und ernſt hatte ſich die Armee aufgemacht; jeder ſchritt in tiefen Gedanken über den bedeutungsvollen blutigen Tag vorwärts; der kalte Nachtwind ſtrich ſchaurig über die Felder, die von dem Aechzen und Wimmern der Verwundeten erfüllt waren. Da ſtimmte ein alter Grenadier aus tiefer Bruſt das ſchöne Lied „Nun danket alle Gott“ an; die Feldmuſik fiel ein, und ſogleich ſang die ganze Armee, mehr als 25,000 Mann, wie mit Einem Munde:

Digitized by Google

Nun danket alle Gott
Mit Herze, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden!

Die Dunkelheit und die Stille der Nacht, die Schauer des Schlachtfeldes, wo man faſt bei jedem Schritt auf eine Leiche ſtieß, gaben dem Geſange eine wunderbare Feierlichkeit; ſelbſt die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen, um Antheil an dieſem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneute innere Feſtigkeit belebte die ermüdeten Krieger. Dann tönte ein lauter, hochgehaltener Jubel aus Aller Munde; und als man nun das Feuern in Liſſa hörte, ſo wollte es einer dem andern an Geſchwindigkeit zuvorthun, ſeinem Könige beizuſtehen. Alles, was von Feinden in Liſſa war, wurde gefangen genommen.

Die Oeſterreicher hatten an dem einen Tage 27,000 Mann, 116 Geſchütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen verloren, während ſich der Verluſt der Preußen nur auf 6000 Mann belief. Aber ſchon in der Frühe des folgenden Morgens drang die preußiſche Armee unaufhaltſam weiter vor, um alle Erfolge, die der Sieg gewähren konnte, feſtzuhalten. Nach allen Seiten ſetzte man den Feinden nach; zahlreiche Schaaren von Gefangenen und mannigfache Beute fielen noch ferner in die Hände der Preußen. In Breslau hatte ſich ein öſterreichiſches Corps von nahe an 18,000 Mann geworfen. Friedrich belagerte die Stadt mit 14,000 Mann, beſchoß ihre Werke trotz der heftigſten Kälte, und ſchon am 21. December ſahen ſich die Oeſterreicher genöthigt, das Gewehr zu ſtrecken; außer der Beſatzung fielen zugleich bedeutende Vorräthe und eine reiche Kriegskaſſe in Friedrich's Hände. Wenige Tage darauf ging auch Liegnitz, das die Oeſterreicher flüchtig befeſtigt hatten, mit großen Vorräthen über, doch erhielt die Beſatzung freien Abzug. Nur Schweidnitz blieb in den Händen der Feinde, indem hier die hartgefrorne Erde die erforderlichen weitläufigeren Belagerungsarbeiten unmöglich machte. Doch ward der Ort feſt eingeſchloſſen. Bis auf Schweidnitz war ganz Schleſien am Ende des Jahres von den Oeſterreichern geräumt. Die Preußen bezogen ihre Winterquartiere. Von

Digitized by Google

der gewaltigen öſterreichiſchen Armee betraten nur 37,000 Mann die böhmiſchen Grenzen.

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Beginn des Feldzuges von 1758. Der Zug nach Mähren.

Wohl durfte Friedrich hoffen, daß nach einem Jahre ſo blutiger Arbeit, nach dem gewaltigen Schlage, mit dem er alle Rachepläne Oeſterreichs vernichtet, Maria Thereſia zum Frieden geneigt ſein dürfe. In der That ſchien ſich eine ſolche Geſinnung von Seiten des kaiſerlichen Hofes zu erkennen zu geben. Die Schriften der kaiſerlichen Kanzlei und des Reichshofrathes, die immer noch ihren Gang fortgingen, milderten in Etwas ihren beleidigenden, ſelbſt unanſtändigen Ton. Auch beeiferte ſich Graf Kaunitz, Friedrich von einer Verſchwörung zu benachrichtigen, die gegen ſein Leben angezettelt ſei. Friedrich hielt dies für eine bloße Erfindung; doch ließ er ſeinen Dank für die Nachricht zurückſchreiben, dabei aber auch hinzuſetzen: es gebe zwei Arten des Meuchelmordes, — die eine durch den Dolch, die andere durch entehrende Schandſchriften; die erſte Art achte er wenig, gegen die zweite ſei er jedoch empfindlicher. Indeß ſäumte er nicht, ſoviel an ihm lag, für den Frieden zu arbeiten. Er ſandte den kriegsgefangenen Fürſten Lobkowitz nach Wien, dort die Unterhandlungen einzuleiten; er ſchrieb ſelbſt in dieſer Angelegenheit an die Kaiſerin. „Ohne die Schlacht vom 18. Juni (ſo heißt es in dieſem Briefe), in der mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen: vielleicht hätte, wider meine Natur, Ihre Schönheit und Ihr hoher Sinn den Sieger überwunden; vielleicht hätten wir ein Mittel gefunden, uns zu vergleichen. — — Sie hatten zwar einigen Vortheil in Schleſien; aber dieſe Ehre war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht iſt mir, wegen des vielen Blutes, welches dabei vergoſſen ward, noch ſchrecklich. Ich habe mir meinen Vortheil zu

Digitized by Google

Nutze gemacht, — — und ich werde im Stande ſein, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine theure Couſine; lernen Sie einſehen, wem Sie ſich vertrauen! Sie werden ſehen, daß Sie Ihre Lande in's Verderben ſtürzen, daß Sie an der Vergießung ſo vieles Blutes Schuld ſind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, ſowie er Ihr naher Verwandter iſt, mit Ihnen die ganze Welt hätte können zittern machen. Ich ſchreibe dieſes aus dem Innerſten meines Herzens, und ich wünſche, daß es den Eindruck machen möge, den ich verlange. Wollen Sie aber die Sache auf das Aeußerſte treiben, ſo werde ich Alles verſuchen, was mir nur meine Kräfte verſtatten. Indeß verſichere ich Ihnen, daß ich ungern in Ihnen eine Fürſtin untergehen ſehe, welche die Bewunderung der ganzen Welt verdient. Wenn Ihre Bundesgenoſſen Ihnen ſo beiſtehen, wie es ihre Schuldigkeit iſt, ſehe ich freilich voraus, daß es um mich gethan ſein wird. Doch werde ich keine Schande davon haben; vielmehr wird es mir in der Geſchichte zum Ruhme gereichen, daß ich einen Mit-Kurfürſten (Hannover) von der Unterdrückung habe erretten wollen, daß ich zur Vergrößerung der Macht des Hauſes Bourbon nichts beigetragen, und daß ich zweien Kaiſerinnen und dreien Königen Widerſtand zu leiſten wußte.“ — Ueberzeugender konnte man freilich nicht ſprechen.

In Wien aber hatte man ſorgfältige Vorkehrungen getroffen, daß Maria Thereſia weder von dem Elend und Jammer des Krieges, noch von der Schmach, die der öſterreichiſchen Armee am 5. December widerfahren war, genügende Kunde erhielt. Man ging ſo weit, daß man ſelbſt alle Ereigniſſe des Tages von Leuthen in's Mährchenhafte verkehrte, um nur die Niederlage gebührend entſchuldigen zu können. Und als nun auch die franzöſiſche Politik mit angelegentlicher Geſchäftigkeit eintrat, um jeden Gedanken an einen friedlichen Vergleich zu hintertreiben, da loderte alsbald der ganze alte Haß und das alte Rachebegehren in Maria Thereſia empor. Die Unterhandlung des Fürſten Lobkowitz wurde mit einem Stolze abgewieſen, daß man hätte glauben ſollen, nicht die mächtige öſterreichiſche Armee, ſondern der König von Preußen ſei bei Leuthen geſchlagen worden.

Digitized by Google

Die Verbindung Oeſterreichs mit Frankreich und Rußland ward im Gegentheil enger geſchloſſen als bisher. Frankreich verſprach erneute Rüſtungen und fernere Subſidien an Rußland. Die ruſſiſche Kaiſerin aber ſuchte den Rückzug ihres Heeres aus Preußen, der in ihrer Krankheit wider ihren Willen geſchehen war, dadurch gut zu machen, daß ſie ſchleunig einen zweiten Einmarſch dieſes Heeres in Preußen anordnete. Friedrich, der eben erſt die Winterquartiere bezogen hatte, konnte dies nicht verhindern. Am 16. Januar bereits brach die ruſſiſche Armee unter dem Feldmarſchall Fermor von Memel auf und zog, da ſie keinen Widerſtand fand, ſechs Tage darauf unter großer Feierlichkeit in Königsberg ein. Die Stadt mußte der ruſſiſchen Kaiſerin an Friedrich's Geburtstage huldigen, die öffentlichen Einnahmen wurden mit Beſchlag belegt, die Verwaltung wurde durch ruſſiſche Vorgeſetzte geleitet und ganz Oſtpreußen als eine ruſſiſche Provinz betrachtet. Fermor wurde zum Generalgouverneur ernannt und erhielt vom Kaiſer die Würde eines Reichsgrafen.

Dagegen ward nun auch die Verbindung Friedrich's mit England um ſo feſter geknüpft. William Pitt, der engliſche Staatsſecretair, der jetzt an der Spitze des dortigen Miniſteriums ſtand und Friedrich's Größe mit hellem Auge erkannt hatte, nutzte die günſtige Stimmung des Volkes und des Parlaments, ſo daß am 11. April 1758 ein neuer Alliance= und Subſidien=Tractat zu Stande kam, durch welchen England ſich verpflichtete, die hannöverſche Armee durch engliſche Truppen zu verſtärken und an Friedrich jährlich eine Summe von 670,000 Pfund Sterling als Hülfsgelder zu zahlen. Friedrich ſandte dafür einige preußiſche Regimenter zur Verſtärkung der hannöverſchen Armee. Hülfsgelder von einer fremden Nation anzunehmen ſtimmte freilich nicht ganz mit ſeiner hochherzigen Geſinnung überein; er hätte lieber eine engliſche Flotte in der Oſtſee zu ſeinem Beiſtande geſehen. Dies lehnten die Engländer jedoch ab; und da ſich jetzt das Herzogthum Preußen und die weſtphäliſchen Provinzen in den Händen der Feinde befanden, ſo war Friedrich durch die unerbittliche Nothwendigkeit dazu gezwungen; ja, er mußte ſogar, um den dringenden Bedürfniſſen zu begegnen, noch auf eine weitere Vermehrung jener Summe denken und ſie in zehn Mil=

Digitized by Google

lionen Thaler von geringerem Gehalt umprägen laſſen. Denn wenn auch Sachſen ſtarke Contributionen zahlte, wenn Mecklenburg, — deſſen Herzog ſich beſonders feindlich erwieſen und vor allen deutſchen Fürſten auf die Achtserklärung gedrungen hatte, — noch härter büßen mußte, ſo reichte das Alles doch nicht hin, um alle diejenigen Zurüſtungen fortzuſetzen, welche die Uebermacht der Feinde nöthig machte.

Friedrich war den Winter über, den er zumeiſt in Breslau zubrachte, damit beſchäftigt, ſein Heer wieder in den früheren Stand zu ſetzen. Die großen Schlachten des vorigen Jahres, die beſchwerlichen Märſche, peſtartige Krankheiten in den Lazarethen hatten es auf den dritten Theil ſeines urſprünglichen Beſtandes zurückgebracht. Jetzt ſorgte man mit allen Kräften, es wieder vollzählig und die Schaaren der Neugeworbenen mit allen Regeln des preußiſchen Dienſtes vertraut zu machen. Dabei ward auch die Ordnung der ſchleſiſchen Angelegenheiten nicht vergeſſen. Ueber diejenigen, die ſich bei dem Einmarſch der Oeſterreicher treulos gezeigt, ward ſtrenge Unterſuchung verhängt und das Vermögen der Entwichenen eingezogen. Auch die Einkünfte des Fürſtbiſchofes, Grafen Schaffgotſch, der über die Grenze gegangen war, aber beim Wiener Hofe, ſeines ehrloſen Betragens halber, kein Gehör fand, wurden mit Beſchlag belegt.

Während die preußiſchen Soldaten noch von den Beſchwerden des vorjährigen Feldzuges raſteten und die Rekruten eingeübt wurden, begann der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, an der Spitze der hannöverſchen und verbündeten Truppen, bereits den Kampf gegen die Franzoſen. Schon im Februar brach er aus ſeinen Winterquartieren auf, befreite Hannover und trieb die ganze große franzöſiſche Armee vor ſich her. Ohne Raſt und Aufenthalt floh dieſe über die beſchneiten Fluren Weſtphalens bis an den Rhein zurück und machte erſt in Weſel Halt; 11,000 Feinde fielen in Ferdinand's Hände. Hier gönnte der Sieger ſeinen Truppen Raſt und wartete die Verſtärkungen aus England ab. Durch dies glänzende Unternehmen ward Friedrich von allen franzöſiſchen Angriffen befreit; auch die folgenden Ereigniſſe hielten ſie von ſeinen Grenzen ab. Am 1. Juni ging Ferdinand über den Rhein und ſchlug die verſtärkte franzöſiſche Armee am 23. bei Krefeld. Nach

weiteren glücklichen Erfolgen ward er zwar, als Soubiſe mit ſeiner Armee in Heſſen eindrang, zum Rückzuge genöthigt; aber die Art und Weiſe, wie er den Uebergang über den Rhein bewerkſtelligte, brachte ihm nur neuen Ruhm. Zweimal ſiegte Soubiſe's Armee über vereinzelte Corps der Verbündeten, ohne doch einen weſentlichen Vortheil für Frankreich zu gewinnen. Ferdinand's Märſche und Stellungen verhinderten vielmehr jede Verbindung der beiden franzöſiſchen Armeen und nöthigten ſie, gegen das Ende des Jahres ihre Winterquartiere am Rhein zu nehmen; Soubiſe blieb dieſſeit des Stromes; die große Armee ſuchte ihre Quartiere zwiſchen Rhein und Maas.

Friedrich hatte indeß den Plan gefaßt, den diesjährigen Feldzug wiederum nach ſeiner gewohnten Weiſe zu beginnen. Statt den Angriff oder gar die Verbindung der feindlichen Heere abzuwarten, gedachte er, ſich ſchnell und unvermuthet dem Einen entgegenzuwerfen, damit er, wenn er dieſen zurückgedrängt, ſodann auch zur Bekämpfung des Andern freie Hand behalte. Die Ruſſen hatte er zwar an der Beſetzung Preußens nicht hindern können; aber dies Land war durch Polen von ſeinen übrigen Provinzen getrennt, und er konnte berechnen, daß die ruſſiſche Armee ohne geregelte Verpflegungs-Anſtalten, ſomit unbehülflich in ihren Bewegungen, nicht im Stande ſein würde, vor dem Beginn des Sommers zu weiteren Angriffen zu ſchreiten. So entſchloß er ſich, ſeine Kräfte zunächſt gegen Oeſterreich zu wenden. Hier durfte er um ſo eher auf günſtige Erfolge rechnen, als die öſterreichiſche Armee, durch die Verluſte des vorigen Jahres und durch die Lazareth-Krankheiten geſchwächt, nicht ohne große Mühe und zeitraubende Anſtrengungen wiederzuſtellen war.

Zunächſt war es nöthig, die Oeſterreicher von dem Einen Punkte, den ſie noch in Schleſien inne hatten, — von Schweidnitz zu vertreiben. Sowie es die Jahreszeit erlaubte, am 1. April, wurde die förmliche Belagerung eröffnet, und am 18. April ſtreckte die Beſatzung, ein Corps von 5000 Mann, das Gewehr, nachdem eins der Forts, welche Schweidnitz umgaben, durch nächtlichen Sturm genommen war.

Jetzt erwartete die öſterreichiſche Armee, die in Böhmen ſtand, Friedrich's Einmarſch in dieſes Land. Feldmarſchall Daun führte den

Digitized by Google

alleinigen Oberbefehl über die Oeſterreicher; Maria Thereſia hatte zwar den Prinzen von Lothringen wieder an dieſer Stelle zu ſehen gewünſcht; allein der Prinz hatte der im Uebrigen höchſt ungünſtigen Stimmung, der er wegen der erlittenen Verluſte ausgeſetzt war, nachgegeben und das Heer verlaſſen. Daun's Rüſtungen waren noch auf keine Weiſe vollendet; dieſer Umſtand, ſowie die übergroße Vorſicht, die alle ſeine Handlungen charakteriſirt, veranlaßte ihn, die gewaltigſten Verſchanzungen an den böhmiſchen Grenzen auszuführen. Ganze Wälder wurden niedergeſchlagen, das Holz zu der ungeheuren Menge von Verhauen zu gewinnen. Friedrich that Alles, um den Gegner in ſeiner vorgefaßten Meinung zu beſtärken. Unterdeß aber hatte er ganz in der Stille die Vorbereitungen zu einem andern Unternehmen getroffen. Mit dem Beginn des Mai, ehe es Jemand ahnen konnte, ſtand ſeine Armee in Mähren und machte ſich zur Belagerung von Olmütz bereit. Es lag ihm zunächſt daran, die Uebereinſtimmung zwiſchen den Operationen der Oeſterreicher und ihrer Verbündeten und den hienach entworfenen Feldzugsplan ſoviel als möglich zu beeinträchtigen.

So ſchnell aber die preußiſche Armee in Mähren eingerückt war, ſo langſam folgte der ſchwere Train, der das Belagerungsgeſchütz herbeiführte. Unterdeß hatte Daun Zeit gewonnen, dem Könige nach Mähren zu folgen und eine drohende Stellung einzunehmen. Doch begnügte er ſich, das kleinere preußiſche Heer von ſeinen leichten Truppen umſchwärmen zu laſſen, einen entſchiednen Erfolg von günſtigeren Umſtänden abwartend. Indeß wurde die Belagerung rüſtig begonnen. Aber hiebei wurden jetzt von den leitenden Offizieren manche Fehler gemacht; die erſten Batterien wurden in einer Entfernung von den feindlichen Werken aufgeführt, daß man eine große Menge von Kugeln ganz ohne Erfolg verſchoß; und als man näher gerückt war, konnte man, bevor eine neue Zufuhr eingetroffen war, täglich nur eine geringe Anzahl von Schüſſen thun, ſo daß die Belagerten Zeit gewannen, allen Schaden fort und fort wieder auszubeſſern. Ueberdies reichte die preußiſche Armee nicht hin, die Stadt vollkommen zu umſchließen, ſo daß dieſe in Verbindung mit Daun's Armee blieb und ſogar eine Verſtärkung in ſich aufnehmen konnte.

Digitized by Google

Alle Hoffnung eines günſtigen Erfolges beruhte nun auf einem großen Transport, der der preußiſchen Armee von Schleſien aus die nöthigen Kriegsbedürfniſſe zuführen ſollte. Die Bedeckung deſſelben zu verſtärken, wurde ihm Zieten mit ſeinem Corps entgegengeſandt. Aber diesmal hatte Daun in der That die trefflichſten Maßregeln zum Verderben des Feindes ergriffen. Ein bedeutend überlegenes Corps griff den Transport in den Gebirgspäſſen von allen Seiten an. Man feuerte mit Kanonen auf die Wagenburg, welche die Preußen in Eile bildeten, man ſprengte die Pulverwagen in die Luft, ſchoß die Pferde todt, und bald war Alles in der ſchrecklichſten Verwirrung. Die ſchützenden Truppen mußten der Uebermacht weichen. Es war eine bedeutende Anzahl junger Rekruten aus Pommern und aus der Mark bei dem Transport geweſen; wenige von dieſen wurden gefangen, die übrigen deckten mit ihren Leibern die Wahlſtatt. Zieten war genöthigt, ſich, unter fortwährenden Gefechten, nach der ſchleſiſchen Grenze zurückzuziehen. Nur ein kleiner Theil der Wagen kam bei der preußiſchen Armee an.

Jetzt blieb Friedrich nichts übrig, als das ganze Unternehmen aufzugeben und ſeine Armee aus Mähren zurückzuziehen. Doch waren auf dieſem Rückzuge die größten Schwierigkeiten zu erwarten. Darum berief Friedrich die ſämmtlichen höheren Offiziere zu ſich in das Hauptquartier und ſprach ſeinen Entſchluß mit folgenden Worten aus: „Meſſieurs! Der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schleſien angekommenen Transport zu vernichten. Durch dieſen widerwärtigen Umſtand bin ich genöthigt, die Belagerung von Olmütz aufzuheben. Die Herren Offiziere dürfen aber nicht denken, daß deshalb Alles verloren iſt. Nein! Sie können verſichert ſein, daß Alles reparirt werden ſoll, daß der Feind daran denken wird. Die Offiziere müſſen allen Burſchen Muth zuſprechen und es nicht leiden, wenn etwa gemurrt werden ſollte. Ich beſorge nicht, daß Offiziere ſelbſt ſich verzagt bezeigen werden; ſollt' ich, wider Vermuthen, dies bei Einem oder dem Andern bemerken, ſo werd' ich's auf das Schärfſte ahnden. Ich werde jetzt marſchiren, und wo ich den Feind finde, ihn ſchlagen, er mag poſtirt ſein, wo er will, eine oder mehrere Batterien vor ſich haben, — doch" — hier hielt der König ein und rieb ſich mit der Krücke ſeines ſpaniſchen Rohres die Stirn —

„doch werd' ich's nie ohne Raiſon und Ueberlegung thun. Ich bin aber auch verſichert, daß jeder Offizier bei vorfallender Gelegenheit, und jeder Gemeine ebenfalls, ſeine Schuldigkeit thun wird, ſowie ſie's bisher gethan haben."

In der That hatten ſich jetzt wiederum die Verhältniſſe auf eine Weiſe geſtaltet, daß es der freieſten, beſonnenſten Ueberlegung und des ſtandhafteſten Muthes bedurfte, um ohne Gefährde daraus hervorzugehen. Aber, wenn man die Thaten des großen Königs betrachtet, ſo findet man, daß er nirgends bewunderungswürdiger erſcheint, als wenn die Gefahren ſich zu häufen beginnen und nach gewöhnlicher Berechnung der Untergang unvermeidlich erſcheint. In dieſen Fällen erhöhte ſich die Spannkraft ſeines Geiſtes zu einem Grade, der eben außerhalb der Sphäre aller gewöhnlichen Berechnung lag. Jetzt ſollte er mit einer kleinen Armee, deren Marſch durch die Maſſe des Belagerungsgeſchützes und durch einen Zug von 4000 Wagen im höchſten Maße erſchwert ward, aus dem Innern eines Landes zurückkehren, deſſen Zugänge von bedeutend überlegenen Schaaren beſetzt und deſſen Bewohner von feindſeliger Stimmung erfüllt waren. Alle Welt war auf die Löſung dieſes ſchwierigen Räthſels geſpannt. Aber Friedrich hatte ſchon die zweckmäßigſten Anordnungen getroffen. Daun vermuthete, daß er auf dem kürzeſten Wege, unmittelbar nach Schleſien, zurückkehren werde, und Friedrich ließ es ſich angelegen ſein, den vorſichtigen Gegner auf's Neue in ſeiner vorgefaßten Meinung zu täuſchen. So fertigte er einen Feldjäger an den Commandanten von Neiſſe ab, mit dem ſchriftlichen Befehl, Brod und Futter zur Ankunft der Armee in Bereitſchaft zu halten. Der Feldjäger ſpielte ſeine Rolle ſo geſchickt, daß er dem Feinde, der keine Kriegsliſt vermuthete, in die Hände fiel und ſich ſeiner ſcheinbar ſo wichtigen Depeſche berauben ließ. Nun hatte Daun nichts Eiligeres zu thun, als alle Wege und Päſſe nach Schleſien zu beſetzen. Friedrich aber gewann hiedurch einige Tage Vorſprung, um den Marſch nach der faſt entgegengeſetzten Richtung, nach Böhmen, anzutreten. Erſt als er ſich hintergangen ſah, eilte Daun ihm nach. In den Päſſen des mähriſchen Gebirges ſuchten nun die leichten Truppen der öſterreichiſchen Armee den Marſch der preußiſchen Colonnen aufzuhalten: aber ſiegreich

wurden alle Angriffe ſolcher Art, trotz der mannigfachſten Schwierigkeiten, zurückgeſchlagen. Friedrich erreichte Böhmen und nahm ſein Lager bei Königingrätz (am 12. Juli), ohne irgend einen erheblichen Verluſt erlitten zu haben und ohne daß Daun, auch unter dieſen Umſtänden, eine Hauptſchlacht gewagt hätte; von hier ſandte Friedrich den beſchwerlichen Belagerungstrain nach Glatz. Gern hätte er nunmehr, nachdem ſein Heer geraſtet und ſich geſtärkt hatte, die ganze Expedition mit einer ernſtlichen Schlacht beſchloſſen; allein Daun hütete ſich weislich, die feſte Stellung, die er den Preußen gegenüber eingenommen hatte, zu verlaſſen. So kehrte Friedrich im Anfang Auguſt nach Schleſien zurück, von aller Welt über einen Rückzug bewundert, den man nur mit dem Rückzuge der zehntauſend Griechen unter Xenophon zu vergleichen wußte. Der kaiſerliche Hof aber weihte ſeinem Feldmarſchall, der dem glücklichen Rückzuge der Preußen in beſcheidener Ruhe zugeſehen, eine Denkmünze, die ihm den Ehrennamen des „deutſchen Fabius Maximus“ gab, und auf der die Worte ſtanden: „Du haſt durch Zaudern geſiegt: fahre fort, durch Zaudern zu ſiegen!“

Vielleicht während dieſes Rückzuges war es, daß Friedrich durch raſche Geiſtesgegenwart einer perſönlich drohenden Gefahr entging. Er war mit kleinem Gefolge zum Recognosciren ausgeritten; in einem Gebüſche lagen Panduren, die ihre Schüſſe auf die kleine Schaar richteten. Friedrich hatte dies nicht beachtet, als ihm plötzlich ein Feldjäger zurief, daß in der Nähe, hinter einem Baume verſteckt, ein Pandur auf ihn anlege. Friedrich ſah ſich um, erblickte den zielenden Panduren, hob den Stock — den er ſtets, auch zu Pferde, trug — in die Höhe und rief ihm mit drohender Stimme zu: „Du! du!“ Der Pandur aber nahm erſchrocken ſein Gewehr vor den Fuß, entblößte ſein Haupt und blieb in ehrerbietiger Stellung ſtehen, bis der König vorübergeritten war. —

Digitized by Google

Dreißigſtes Capitel.

Fortſetzung des Feldzuges von 1758. Zorndorf.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des ſiebenjährigen Krieges und zu denjenigen Umſtänden, die Friedrich vorzugsweiſe Gelegenheit gaben, ſeine Feldherrngröße zu entfalten, daß er fort und fort von einem Unternehmen zu dem andern eilen mußte, daß er den Gegnern, die ihn auf verſchiednen Seiten bedrängten, nicht anders die Stirn bieten konnte, als indem er raſtlos mit ſeiner Armee die weiteſten Märſche machte und hiedurch die geringe Zahl ſeiner Truppen vielfach verdoppelte. Das vorige Jahr hatte ihn in Böhmen, in der Lauſitz, in Thüringen, Sachſen und Schleſien geſehen; jetzt war er kaum aus Mähren und Böhmen zurückgekehrt, als er wiederum genöthigt war, ſich unverzüglich nach der entgegengeſetzten Seite zu wenden. Die Ruſſen hatten, unter dem Commando des Feldmarſchalls Fermor, ihr ſchwerfälliges Heer in Marſch geſetzt, waren langſam durch die nördlichen Provinzen des damaligen Polens (Weſtpreußen und Poſen) gezogen, hatten am 2. Auguſt die Grenzen der Neumark überſchritten und bedrohten nun das Innere der Staaten Friedrich's mit all den Gräueln, welche ihre ungeregelten Kriege mit ſich führten. Denn ſo mäßig ſie ſich in Preußen, das fortan als eine ruſſiſche Provinz gelten ſollte, betragen hatten, ſo wilde Barbareien übten ſie an denjenigen Orten aus, die ſie als feindliche Beſitzung anerkannten. Brand, Blut und Elend bezeichneten ihre Schritte; die blühenden Fluren, über die ſie gezogen waren, lagen als eine Wüſte hinter ihnen.

Als die Ruſſen ſich den märkiſchen Grenzen näherten, war ihnen jenes Armeecorps entgegengezogen, welches im vorigen Jahre in Preußen gekämpft hatte und jetzt, unter dem Befehl des Grafen Dohna, die Schweden in Stralſund eingeſchloſſen hielt. Zu ſchwach jedoch, um gegen die Uebermacht der Feinde etwas Entſcheidendes unternehmen zu können, lagerte ſich Dohna an der Oder und begnügte ſich, das linke Ufer des Fluſſes zu decken und die Beſatzung der Feſtung Cüſtrin zu verſtärken, als Fermor mit ſeiner Hauptmacht gegen dieſelbe vorrückte.

Digitized by Google

Eine regelmäßige Belagerung dieſes Ortes ließ die nächſte, ſumpfige Umgebung nicht zu; wohl aber hoffte Fermor, die Beſatzung durch ein Bombardement zur Uebergabe zu zwingen und auf dieſe Weiſe einen feſten Waffenplatz an der Oder zu gewinnen. Eine ungeheure Menge von Bomben und Granaten wurde am 15. Auguſt in die Stadt geworfen, ſo daß Alles in kurzer Friſt in Flammen aufging. Die Einwohner der Stadt und die Menge der Bewohner des Landes, die hinter den Wällen von Cüſtrin Schutz geſucht vor den barbariſchen Horden, ſahen all ihre Habſeligkeiten den Flammen preisgegeben, und konnten nichts als ihr Leben retten, indem ſie ſich über die Oder flüchteten. Fermor ließ mit dem Bombardement ſo lange fortfahren, als nur noch Brandgeſchoſſe in ſeinem Lager vorhanden waren. Doch war ſeine Abſicht umſonſt. Die Feſtungswerke blieben unverſehrt; und als nach fünf Tagen der Commandant zur Uebergabe aufgefordert ward, mit dem Androhen, daß man, wenn die Uebergabe nicht erfolge, ſofort zum Sturme ſchreiten und die ganze Beſatzung niedermetzeln würde, ſo erklärte jener, daß er ſich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen gedenke.

Unterdeß war ein beſondres Corps der ruſſiſchen Armee gegen Pommern geſandt und die ſchwediſche Armee aufgefordert worden, in Uebereinſtimmung mit den ruſſiſchen Truppen vorzuſchreiten. So hatte die Gefahr den höchſten Punkt erreicht. Doch verfuhren die Schweden äußerſt langſam, und zwar auf den Rath des franzöſiſchen Geſandten, deſſen Wunſch es war, daß ſie, um die franzöſiſchen Armeen zu unterſtützen, ihren Marſch gegen die Elbe wenden möchten. Und ſchon war der Retter nahe. Am 21. Auguſt traf Friedrich im Lager des Grafen Dohna, Cüſtrin gegenüber, ein und brachte 14,000 Mann ſeiner erprobten ſchleſiſchen Armee mit, die er, auf die Nachricht der drohenden Gefahr, der Sommerhitze zum Trotz in fliegenden Märſchen von der böhmiſchen Grenze herübergeführt hatte. Gleich nach ſeiner Ankunft muſterte er das Corps des Grafen Dohna. Der ſtattliche Aufzug, in dem daſſelbe an ihm vorüberzog, fiel ihm auf; er wandte ſich zu Dohna und bemerkte gegen dieſen laut, wohl an die vorjährige Niederlage der Truppen gedenkend: „Ihre Leute haben ſich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen!“

Digitized by Google

Aber tiefe Trauer und heißes Rachebegehren mußten das Gemüth des Königs erfüllen, als er die rauchenden Trümmer der Stadt und all die Verwüſtungen vor ſich ſah, welche die barbariſchen Horden in ſeinem Lande angerichtet, und das Elend der Bewohner, die von ihm Linderung ihres grauſamen Schickſals begehrten. Mildreich tröſtete er die Unglücklichen auf den Brandſtätten Cüſtrins. „Kinder," ſagte er zu ihnen, als ſie ihm treuherzig die einzelnen Umſtände ihrer Leiden erzählten, — „Kinder, ich habe nicht eher kommen können, ſonſt wäre das Unglück nicht geſchehen! Habt nur Geduld, ich will euch Alles wieder aufbauen." Auch bewährte er ſein Wort durch die That und ließ ihnen augenblicklich, zur Beſtreitung ihrer nächſten dringenden Bedürfniſſe, die Summe von 200,000 Thalern auszahlen. Schnell beſchloß er, den Feind zur ſchweren Verantwortung zu ziehen. Während in der Nähe von Cüſtrin auf die ruſſiſchen Verſchanzungen gefeuert ward, ſo daß man glauben mußte, er werde hier ſofort zum ernſtlichen Angriffe ſchreiten, ließ er mit dem Beginn der Nacht ſein Heer aufbrechen, um eine Strecke unterhalb Cüſtrin unbemerkt die Oder überſchreiten zu können. Als die Armee ſich zum Abmarſch anſchickte, ritt er die Reihen entlang, begrüßte noch einmal ſeine Tapfern und rief ihnen freundlich zu: „Kinder, wollt ihr mit?" Alles antwortete mit einem jubelnden Ja! Einer ſagte zu ihm: „Wenn wir nur erſt ruſſiſche Beutepferde hätten, da ſollte es noch geſchwinder gehen." Der König antwortete mit Laune: „Die wollen wir ſchon bekommen!"

Am 23. Auguſt ward der Uebergang über den Fluß bewerkſtelligt und der Feind nunmehr im weiten Bogen umgangen. Das ganze Heer ward über die Gräuelſcenen, die ſich hier überall den Augen darboten, zur leidenſchaftlichſten Rache entflammt. Man ſah nichts als brennende oder eingeäſcherte Dörfer; in den Schlupfwinkeln der Wälder lagen die elenden Bewohner, denen der Feind auch das Letzte, was ſie an Nahrungsmitteln beſaßen, genommen hatte. Willig gaben ihnen die menſchenfreundlichen Soldaten das Brod, das ſie mit ſich trugen; dafür trugen ihnen die Bauern Waſſer zu, ihren Durſt in der brennenden Hitze zu löſchen; auch fand man an vielen Orten vorſorglich große Gefäße, ſelbſt Sturmfäſſer mit Waſſer zu dieſem Behuf auf die Straße geſtellt.

Am Morgen des 25. Auguſt hatte Friedrich das ruſſiſche Heer ſo weit umgangen, daß er daſſelbe von der vortheilhafteſten Seite angreifen konnte. Eine gedehnte Ebene verſtattete ihm einen freien Angriff, während im Rücken und zur Seite des Feindes ſumpfige Niederungen und ein kleiner Nebenfluß der Oder befindlich waren. Die Brücken über den letzteren hatte Friedrich abbrechen laſſen, da er dem Feinde allen Rückzug abſchneiden wollte; er gedachte das ganze feindliche Heer zu vernichten und ſo mit Einem Schlage eine blutige Entſcheidung zu erzwingen. Denn freilich durfte er hier nicht lange ſäumen, da er erwarten konnte, daß die Oeſterreicher ſeine Abweſenheit bald zu gefährlichen Unternehmungen benutzen würden. Darum hatte er auch die feindliche Bagage, die in einer Wagenburg abgeſondert zur Seite ſtand und die durch ihn bereits von der Hauptarmee abgeſchnitten war, nicht, was ohne Mühe hätte geſchehen können, angegriffen; ohne bedeutendes Blutvergießen hätte er hiedurch den Feind nöthigen können, ein Land zu verlaſſen, in dem er ſich nicht zu erhalten vermochte. Aber die Vollendung dieſes Unternehmens hätte längere Wochen erfordert.

Die preußiſche Armee beſtand aus 32,760 Mann, die der Ruſſen aus ungefähr 52,000 Mann. Die letztere hatte ſich, als Friedrich heranrückte, in einem ungeheuren länglichen Viereck, Reiterei, Troß und Reſerve in der Mitte, aufgeſtellt. Eine ſolche Aufſtellung hatte ſich in den Türkenkriegen, gegen die regelloſen Angriffe eines wilden Feindes, bewährt gezeigt; gegen eine europäiſch disciplinirte Armee war ſie wenig zweckmäßig. Friedrich entſchloß ſich mit ſeinem linken Flügel gegen die ungefüge Laſt des feindlichen Heeres vorzurücken, die rechte Ecke deſſelben in gewaltigem Stoße zu zerſchmettern und von hier aus Verwirrung und Niederlage über ſeine dichtgedrängten Glieder zu verbreiten. Zwiſchen beiden Heeren lag das Dorf Zorndorf. Umherſchwärmende Koſakenſchaaren hatten daſſelbe in Brand geſteckt; aber der Rauch trieb den Ruſſen entgegen und verhinderte ſie, die Aufſtellung des Gegners zu beobachten.

Um 9 Uhr begann der Angriff. Die Avantgarde und der linke Flügel der preußiſchen Armee rückten gegen die rechte Seite des ruſſiſchen Heeres vor, die durch eine ſumpfige Niederung von der Haupt-

armee abgetrennt war. Das Geſchütz begann ſein furchtbares Spiel und wüthete auf eine unerhörte Weiſe in den tiefen Reihen der Ruſſen; durch Eine Kugel ſollen 42 Mann niedergeſtreckt worden ſein. Der Troß im Innern der Schaaren gerieth in Verwirrung, die Pferde mit ihren Wagen riſſen aus und brachen durch die Glieder; nur mit Mühe konnte man denſelben zu einer Aufſtellung hinter den Truppen ſammeln. Die preußiſche Infanterie benutzte dieſe Verwirrung, zog eilig näher, feuerte heftig und warf das Vordertreffen der Ruſſen. Der Aufmarſch der Preußen war indeß mit mancherlei Ungeſchick verbunden worden; ihre Schaaren waren zum Theil getrennt, zum Theil in einer ſchwachen Linie geführt; dei feindlichen Heerführer benutzten dies, und nun brachen das Fußvolk und die Reiterei der Ruſſen mit dem wilden Ruf: Ara, Ara! auf die Preußen ein, deren Infanterie ſich in verwirrter Flucht zurückzog. Aber die preußiſche Cavalerie, unter Seydlitz, war bis dahin ruhig zur Seite vorgerückt. Als nun die Ruſſen in Unordnung ihren Gegnern nachſetzten, gab Seydlitz, den richtigen Moment ſcharf erfaſſend, das Zeichen zum Angriff, nnd augenblicklich ſtürmten ſeine Schaaren in geregelter Kraft auf die feindlichen Haufen ein. Jetzt erhub ſich ein fürchterlicher Kampf, wie die europäiſche Kriegsgeſchichte kaum ähnliche Beiſpiele kennt. Denn ob auch die erſten Reihen der Ruſſen niedergeſchmettert waren, ſo ſtanden die nachfolgenden doch unerſchütterlich feſt. Auch dieſe wurden geworfen, aber immer ballten ſich neue Maſſen zuſammen, mit ihren Leibern dem Gegner einen Wall entgegenſetzend, der nicht anders, als durch gänzliche Niedermetzelung erſtiegen werden konnte. Ob ſie auch ihre Pulvervorräthe verſchoſſen hatten, doch wichen die Ruſſen nicht eher, als bis ſie von der Klinge des Gegners durchbohrt niederſanken. Stundenlang währte dies Morden. Einige Haufen der Ruſſen geriethen über ihre Bagage, plünderten die Marketenderwagen und öffneten die Brandweinfäſſer, nach dem berauſchenden Tranke lechzend. Die Offiziere ſchlugen die Fäſſer in Stücke; einige warfen ſich auf den Boden, den Trank noch im Staube aufzulecken, andre kehrten ihre Waffen in wilder Wuth gegen ihre Befehlshaber und mordeten die, welche ihnen den Trank verſchüttet. Endlich, nachdem die Mittagſtunde bereits vorüber war, endete der Kampf auf dieſer Seite. Was

Digitized by Google

von den Ruſſen nicht niedergemetzelt lag, war in die Sümpfe verſprengt. Seydlitz zog ſeine tapfern Schaaren vor dem feindlichen Kanonenfeuer zurück, das nunmehr von der andern Seite auf ihn gerichtet ward.

Die übrigen Theile beider Armeen waren bis jetzt noch nicht zum Kampfe gekommen. Friedrich hatte ſich auf dem rechten Flügel ſeiner Truppen befunden. Nun ordnete er ſeine Armee zum Angriff und rückte vor. Vor dem rechten Flügel befand ſich eine Batterie, die, da ſie durch einen beträchtlichen Zwiſchenraum von der Truppenlinie getrennt war, durch ein beſondres Bataillon gedeckt wurde. Auf dieſe ſtürzte ſich eine große Schaar feindlicher Cavalerie und nahm ſchnell die Batterie und jenes Bataillon gefangen. Dann ſprengte ſie der Armee entgegen; hier ward ſie jedoch durch lebhaftes Feuer zurückgeworfen. Jetzt brach ſich auch jenes gefangene Bataillon wieder zu den Seinigen Bahn, mit dem lauten Ruf: Victoria, es lebe der König! Friedrich aber ritt zu ihnen heran und ſagte: „Kinder, ruft noch nicht Victoria; ich werde es euch ſchon ſagen, wenn es Zeit iſt!“ — In dem Augenblick ſtürzten neue Schaaren der ruſſiſchen Reiterei auf den linken Flügel der preußiſchen Armee. Dieſer war aus den Regimentern des Grafen Dohna gebildet; ein Theil von ihnen war es geweſen, der ſchon bei jenem erſten Angriff auf den rechten Flügel der Ruſſen geflohen war. Jetzt ergriff ſie insgeſammt bei dem Anbrauſen der feindlichen Haufen ein paniſcher Schreck; in ſchmachvoller Flucht verließen ſie auf's Neue das Schlachtfeld. Und wieder war es dem Helden des Tages, Seydlitz, vorbehalten, die bedrohliche Gefahr abzuwenden. Auf's Neue ſtürmte er mit ſeinen tapfern Schaaren auf die Feinde ein, warf die ruſſiſche Cavalerie in wilder Unordnung zurück und griff die noch ſtehenden Infanterie-Treffen der Ruſſen, trotz des lebhafteſten Kartätſchen- und Gewehrfeuers, muthig an. Bald kam auch Friedrich mit dem erprobtern Theile ſeiner Infanterie heran, und nun entſtand wiederum ein Gemetzel, jenem gleich, welches dem rechten Flügel der Ruſſen bereits den Untergang gebracht hatte. Mann kämpfte gegen Mann, keine Abtheilung vermochte mehr Ordnung zu erhalten, Ruſſen und Preußen, Infanterie und Cavalerie, Alles war in dichten Knäueln durcheinandergedrängt. Friedrich ſelbſt ward in Perſon auf eine Weiſe mit in das Gefecht verwickelt, daß ſeine

Digitized by Google

Pagen um ihn her gefangen, verwundet und getödtet wurden. Der furchtbare Staub des heißen Tages und der Pulverdampf hatten alle Geſichter unkenntlich gemacht; der König ward von ſeinen Truppen nur an der Stimme erkannt. Kein Theil wich dem andern an Muth, aber die Kriegszucht der Preußen trug den Sieg davon; es gelang den Führern, ſie aus dem wilden Gewühl auf's Neue in geregelten Schaaren zuſammenzuziehen, und als der Abend ſank, waren die Ruſſen, die nicht niedergemetzelt lagen, vom Kampfplatze zurückgedrängt.

Während Friedrich ſeine Armee zur Nachtruhe ordnete, ſuchten die Ruſſen in einzelnen Haufen ihr Heil in der Flucht. Da ſie aber überall die Brücken abgebrochen fanden, ſo hinderte dies die gänzliche Auflöſung ihres Heeres, deſſen Führer es ſich nun auf alle Weiſe angelegen ſein ließen, die Zerſtreuten zu ſammeln. Eine Schaar von einigen tauſend Ruſſen hatte ſich wieder auf dem Schlachtfelde aufgeſtellt. Gegen ſie ließ Friedrich noch einmal Truppen marſchiren; doch blieb dieſer letzte, übrigens unbedeutende Angriff fruchtlos, da es theils an Munition fehlte, theils auch die Hälfte der Angreifenden, aus Bataillonen des linken Flügels beſtehend, zum dritten Mal vor dem feindlichen Feuer entfloh. Indeß veranlaßte dieſer kleine und für das Schickſal des Tages ſo ganz gleichgültige Erfolg den ruſſiſchen Heerführer, prahleriſche Siegesnachrichten nach Petersburg und nach den Höfen der Bundesgenoſſen zu ſenden, die ſich gern auf kurze Zeit dem angenehmen Traume überließen.

Ueber Nacht hatten ſich die Ruſſen geſammelt und am folgenden Morgen ſich auf's Neue in Schlachtordnung geſtellt. Es ſchien ſich eine zweite Schlacht entſpinnen zu wollen, und in der That begann auch eine Kanonade, die vier Stunden lang währte. Aber auf beiden Seiten war die Erſchöpfung groß, zugleich fehlte es auch an Munition, ſo daß es zu keinem ernſtlichen Angriffe kam. Fermor hielt nun um einen Waffenſtillſtand von einigen Tagen an, unter dem Vorwande, die Todten zu begraben. Friedrich ließ ihm antworten, dies ſei die Pflicht des Siegers. So benutzte Fermor die folgende Nacht, den linken Flügel des preußiſchen Heeres zu umgehen und ſeine Wagenburg wieder zu gewinnen, wo er ſich vorläufig verſchanzte.

Digitized by Google

Gefangene waren am Tage der Schlacht von Zorndorf auf beiden Seiten nur wenig gemacht worden. Man hatte Pardon weder gegeben noch genommen. Man ſagt, Friedrich ſelbſt habe es verboten gehabt. Erſt am folgenden Tage war eine größere Anzahl der verſprengten Ruſſen in die Hände der Preußen gefallen. Die Verluſte im Ganzen waren ſehr bedeutend. Friedrich hatte über 11,000 Mann, die Ruſſen das Doppelte verloren. An Trophäen hatten die Preußen 103 Kanonen und 27 Fahnen und Standarten erobert. „Der Himmel hat Ew. Majeſtät heute wieder einen ſchönen Sieg gegeben!“ ſo redete der engliſche Geſandte, Sir Mitchell, der Friedrich in den Krieg gefolgt war, den letztern auf der Wahlſtatt an: „Ohne dieſen,“ — erwiederte Friedrich und zeigte dabei auf Seydlitz, — „ohne dieſen würde es ſchlecht mit uns ausſehen!“ Seydlitz aber lehnte das ehrenvolle Wort beſcheiden ab und ſprach das ganze Verdienſt der geſammten Reiterei zu. Auch fand ſich Friedrich veranlaßt, dem Feldmarſchall Daun den wahren Erfolg der Zorndorfer Schlacht zu melden. Ihm war nämlich ein Brief des letztern an Fermor in die Hände gefallen, worin dem ruſſiſchen Heerführer gerathen ward, er möge keine Schlacht wagen mit einem liſtigen Feinde, den er noch nicht kenne: er möge nur zögern, bis Daun's Unternehmen auf Sachſen zu Ende gebracht ſei. Friedrich ſchrieb nun zurück: „Sie haben Recht gehabt, dem General Fermor zu rathen, daß er vor einem feinen und liſtigen Feinde, den Sie beſſer kenneten, auf ſeiner Hut ſei. Denn er hat Stich gehalten und iſt geſchlagen worden.“

Unter den Gefangenen befanden ſich fünf ruſſiſche Generale. Als dieſe, noch auf dem Schlachtfelde, dem Könige vorgeſtellt wurden, ſo bedeutete er ſie, wie er bedaure, daß er kein Sibirien habe, wohin er ſie ſchicken könne, damit ſie für ihre barbariſche Weiſe der Kriegführung beſtraft und ebenſo behandelt würden, wie in Rußland die preußiſchen Offiziere. Sie fanden darauf ihre Wohnungen in den gewölbten Kellern unter den Wällen Cüſtrins. Als ſie dorthin geführt wurden und gegen einen ſolchen unziemlichen Aufenthalt proteſtirten, erwiederte ihnen der Commandant, mit Rückſicht auf die Erklärung des Königs: „Sie haben, meine Herren, nicht mir, ſondern der armen Stadt die Ehre angethan, ſie zu beſchießen, und ſich ſelbſt kein Haus übrig gelaſſen; ſie

Digitized by Google

müſſen für jetzt ſo vorlieb nehmen!“ Indeß geſtattete Friedrich ſchon nach einigen Tagen, daß die ruſſiſchen Generale ihre Keller verlaſſen und ſich in der nicht abgebrannten Neuſtadt von Cüſtrin Wohnungen miethen durften. Ja, als darauf die Nachricht von einer mildern Behandlung der Preußen in Petersburg kam, ſo erlaubte er ihnen, nach Berlin zu gehen und ſelbſt an den dortigen Hoffeſten Theil zu nehmen. Damals waren es Gefangene faſt aus allen europäiſchen Nationen, welche an den Hoftagen zu Berlin der Königin ihre Aufwartung machten.

Die preußiſche und die ruſſiſche Armee hatten indeß noch einige Tage unthätig einander gegenübergeſtanden, bis am 1. September Fermor ſich auf Landsberg zurückzog. Friedrich folgte ihm, ſah ſich indeß ſchon am 2. September genöthigt, mit einem Theil ſeiner Armee nach Sachſen aufzubrechen, wohin ihn neue Noth der Seinen berief. Ein Corps von 16,000 Mann blieb zur Beobachtung der Ruſſen zurück. Fermor rückte nun im Pommern ein und zog jene Abtheilung ſeiner Truppen, die in Gemeinſchaft mit den Schweden hatte operiren ſollen, wieder an ſich; dann ſandte er ein andres Corps nach dem Ufer der Oſtſee, Colberg zu belagern. Die Beſatzung dieſer Feſtung war ſehr ſchwach, aber Landmilizen und die geſammte Bürgerſchaft nahmen mit aufopfernder Beharrlichkeit Theil an der Vertheidigung; ein mehrfach wiederholtes Bombardement blieb fruchtlos, und ſelbſt ein Sturmangriff, nachdem die Ruſſen bereits in den bedeckten Weg eingedrungen waren, wurde glücklich abgeſchlagen. Endlich, am Ende October, wurde die Belagerung aufgehoben, und die geſammte ruſſiſche Armee zog ſich, jenſeit der Weichſel, in ihre Winterquartiere. — Den Fortſchritten der Schweden war nach der Schlacht von Zorndorf durch ein beſondres preußiſches Corps Einhalt gethan.

Digitized by Google

Einunddreißigſtes Capitel.

Schluß des Feldzuges von 1758. Hochkirch.

Als Friedrich die böhmiſchen Grenzen verließ und gegen die Ruſſen zog, dünkte es ſeinen übrigen Gegnern die günſtigſte Zeit, nun auch ihrerſeits angriffsweiſe gegen ſeine Beſitzungen zu verfahren. Die preußiſchen Truppen, die in Sachſen und Schleſien ſtanden, waren an Zahl nicht ſonderlich bedeutend; man konnte ihnen ſehr überlegene Maſſen entgegenſtellen, und man meinte, daß vor der Hand das Genie des Königs eben nicht weiter zu fürchten ſei. Die Reichsarmee, die in Franken ihre Winterquartiere genommen und ſich anſehnlich verſtärkt hatte, rückte nun in Böhmen ein und wandte ſich gegen die ſächſiſchen Grenzen. Daun zog mit der großen öſterreichiſchen Armee nach der Lauſitz und errichtete dort ſeine Magazine. Hier konnte er, je nach den Umſtänden, mit der Reichsarmee gemeinſchaftlich gegen Sachſen operiren oder nach Schleſien einrücken, oder auch den Vorſchritten der Ruſſen in die Hände arbeiten. Zu dem letztern Behufe ließ er ein Corps leichter Truppen unter dem General Loudon in die Niederlauſitz bis nach den Gegenden der Oder vorrücken. Loudon fand bei dieſer Expedition keine beſondern Hinderniſſe und war ſomit leicht im Stande, in Peitz, einer kleinen alten Feſtung an einem Nebenfluſſe der Spree, einen militairiſchen Poſten zur Sicherung ſeiner weiteren Unternehmungen feſtzuſetzen. Doch geſchah das letztere nicht, ohne dem preußiſchen Namen neue Ehre zu bereiten. Peitz war nämlich durch fünfzig alte preußiſche Invaliden beſetzt; und als die Oeſterreicher ohne ſonderliches Ceremoniel einzudringen ſuchten, wurden ſie mit Verluſt einiger Mann abgewieſen. Doch machte der öſterreichiſche Anführer ernſthaftere Anſtalten zum Angriff; er ließ den Commandanten in aller Form zur Uebergabe auffordern und dieſer benahm ſich nun, wie es ehrenhafter Krieger Sitte iſt. Bevor er unterhandelte, machte er die Bedingung, daß zwei aus ſeiner Feſte entſendete Offiziere, vom Feinde auf's Ehrenwort angenommen, ſich überzeugen dürften, ob das feindliche Corps nach ſeiner Stärke berechtigt ſei, die

Räumung des Platzes zu fordern. Der Feind genügte dem Anſinnen des Commandanten; die Offiziere kehrten zurück und bezeugten die überlegene Macht deſſelben. Jetzt erſt ſchritt der Commandant zur Capitulation; er bewirkte ſich und ſeinen fünfzig Veteranen einen freien Abzug nach Berlin, und ließ den Eroberern nichts als einige Stücke zumeiſt mittelalterlicher Armaturen zurück.

Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, führte den Oberbefehl der ſächſiſchen Armee. Durch mancherlei Streifcorps hatte er den Anmarſch der Reichsarmee verzögert; doch konnte er gegen die Hauptmacht derſelben, als dieſe wirklich in Sachſen einrückte, nichts Entſcheidendes wagen und mußte ſich begnügen, ſich vor der Hand in einem feſten Lager in der Nähe von Dresden ſicher zu ſtellen, während die überlegene feindliche Armee das Lager von Pirna beſetzte. Indeß war aber auch die ſchleſiſche Armee, unter dem Markgrafen Karl, aufgebrochen und hatte eine Stellung genommen, welche geeignet war, Schleſien gegen Daun's Angriffe von der Lauſitz her zu decken. Zugleich war von dieſer Seite der General Zieten abgeſandt, um dem weiteren Vorſchreiten der Loudon'ſchen Corps entgegenzutreten. Unter dieſen Umſtänden, und da von Seiten der Ruſſen kein näheres Eingreifen in das gemeinſchaftliche Unternehmen Statt fand, faßte Daun den ſchnellen Entſchluß, ſich gegen Sachſen zu wenden. Er rückte in kurzer Friſt gegen Dresden vor, und beſchloß nun, den Prinzen Heinrich im Rücken anzufallen, während ihn die Reichsarmee von vorn angreifen ſollte, damit das kleine preußiſche Heer zwiſchen der zwiefach größeren Uebermacht erdrückt würde. Gleichwohl wußte ſich Prinz Heinrich in einer ſo günſtigen Stellung zu erhalten, daß kein Angriff auf ihn erfolgte; bald kam die Nachricht an, daß Friedrich ſich, nachdem er bei Zorndorf geſiegt, mit raſchen Schritten der ſächſiſchen Grenze nähere. Am 10. September, nachdem er die Armee des Markgrafen Karl und das Zieten'ſche Corps an ſich gezogen und Loudon wieder zur rückgängigen Bewegung auf die öſterreichiſche Hauptmacht genöthigt hatte, traf Friedrich in der Gegend von Dresden ein. Hier ſtanden nunmehr vier Armeen auf dem engen Raume von zwei Meilen einander gegenüber; jeder Tag ſchien eine blutige Löſung dieſer eigenthümlichen Verhältniſſe zu verheißen. Friedrich wünſchte nichts

mehr als eine entſcheidende Schlacht. Aber Daun hatte jetzt die Luſt dazu verloren; als ein Meiſter im Vertheidigungskriege wußte er ſchnell eine ſo günſtige Lagerſtelle zu beſetzen, daß ein Angriff auf ihn die größte Verwegenheit geweſen wäre. Ebenſo ſtand die Reichsarmee in dem Lager von Pirna vollkommen ſicher. Eine geraume Friſt verging auf dieſe Weiſe, ohne daß irgend eine Entſcheidung erfolgt wäre. Vergebens waren die verſchiedenen Manoeuvres, die Friedrich anſtellte, um den Gegner aus ſeiner Stellung herauszulocken. Aber jeder Tag war peinlicher für ihn, denn in der Zwiſchenzeit waren andre öſterreichiſche Corps in Oberſchleſien eingerückt, hatten die Feſtungen Oppeln und Neiſſe eingeſchloſſen, und ſchon kam die Nachricht, daß alle Anſtalten zu einer förmlichen Belagerung von Neiſſe gemacht würden.

Jetzt faßte Friedrich einen ſchnellen Entſchluß. Da er hier den Feind zu keiner Schlacht bewegen konnte, ſo gedachte er, einen raſchen Zug nach Schleſien zu unternehmen, um die Oeſterreicher zu verhindern, in dieſer Provinz feſten Fuß zu faſſen; hiedurch wurden zugleich die öſterreichiſchen Magazine in der Lauſitz, aus denen Daun ſeinen Unterhalt bezog, bedroht. Es glückte ihm, durch ein vorgeſandtes Corps Bautzen beſetzen zu laſſen; nach einigen Tagen folgte er ſelbſt mit ſeiner Armee nach. Aber Daun hatte ebenſo die Gefahr eingeſehen, in die er durch die Wegnahme ſeiner Magazine verſetzt werden mußte. Dies und gleichzeitig auch Friedrich's Marſch nach Schleſien zu vereiteln, hatte er ſich, ehe noch Friedrich's ganze Armee den beſchloſſenen Marſch antreten konnte, in derſelben Richtung auf den Weg gemacht. Am 10. October, als Friedrich, von Bautzen aus weiter vorrückend, das Dorf Hochkirch beſetzt hatte, ſah er ſeinen Schritt auf's Neue durch die ganze öſterreiche Heeresmacht, die ihm gegenüber lagerte, aufgehalten.

Die Stellung, welche Daun eingenommen hatte, war wiederum überaus günſtig. Er hatte eine Reihe ausgedehnter, bewaldeter Bergzüge, welche das Dorf Hochkirch in einem Winkel umſchloſſen, beſetzt. Es war ſo wenig möglich, hier vorzudringen, als es räthlich ſein konnte, in Hochkirch zu verweilen. Friedrich indeß, der es nicht für ehrenvoll hielt, vor dem bloßen Anblick des Feindes umzuwenden, und der auch, wo es Angriff galt, dem öſterreichiſchen Heerführer durchaus keinen

Digitized by Google

kühnen Entſchluß zutraute, befahl, das Lager bei Hochkirch aufzuſchlagen. Alle preußiſchen Generale, die ſich zur Stelle befanden, ſahen die Gefahr dieſes Unternehmens ein; Fürſt Moritz von Deſſau erlaubte ſich, dem Könige Vorſtellungen darüber zu machen. Aber Friedrich achtete nicht darauf. Der General-Quartiermeiſter der Armee erhielt Befehl, das Lager abzuſtecken; dieſer weigerte ſich, zu dem Verderben der Armee beizutragen, und ward mit Arreſt beſtraft. Ein Ingenieur-Lieutenant mußte nun, nach Friedrich's eigner Anordnung, die Linien des Lagers ausſtecken, während ſeine Fourierſchützen bei dieſem Geſchäft bereits durch die öſterreichiſchen Kanonenkugeln begrüßt wurden. Zur Sicherung des Lagers wurden indeß auf beiden Seiten Batterien angelegt; die eine von dieſen kam vor Hochkirch zu ſtehen, auf dem Abhange, über dem das Dorf ſich erhebt. Friedrich's Macht an dieſer Stelle beſtand aus 30,000, die der Oeſterreicher aus 65,000 Mann.

Die preußiſche Stellung war um ſo gefährlicher, als man aus dem tiefer gelegenen Lager wenig oder nichts von dem wahrnehmen konnte, was die Oeſterreicher auf und hinter ihren Höhen unternahmen, während dieſe Alles deutlich unterſchieden, was bei den Preußen vorging. Ueberdies waren die Waldungen am Fuß der Berge rings von den leichten Truppen der Oeſterreicher beſetzt, ſo daß den preußiſchen Vorpoſten und ihren Patrouillen auf keine Weiſe geſtattet war, ſich in eine größere Entfernung vom Lager hinauszuwagen, und daß den Oeſterreichern alle Mittel zum unvorhergeſehenen Ueberfall bereit ſtanden. Bei dem Allen aber blieb Friedrich feſt in der vorgefaßten Meinung, daß Daun ſich zu keinem Angriff entſchließen werde. Er unterdrückte ſelbſt manche von den ſonſt nöthigen Vorſichtsmaßregeln, und ließ ſogar die Truppen unangekleidet in ihren Zelten ruhen. Der Feldmarſchall Keith, der ſich mit in der Armee befand, ſagte ihm geradezu: „Wenn uns die Oeſterreicher hier ruhig laſſen, ſo verdienen ſie gehangen zu werden.“ Friedrich aber antwortete gelaſſen: „Wir müſſen hoffen, daß ſich die Oeſterreicher mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“ In dieſer Beharrlichkeit beſtärkten ihn die falſchen Berichte eines Spions. Er hatte nämlich, wie man erzählt, einen öſterreichiſchen Offizier erkauft, durch den er Alles erfuhr, was in der feindlichen Armee vorging. Die

Digitized by Google

Briefe wurden in einem Korbe mit Eiern, von denen ein ausgeblaſenes das jedesmalige Schreiben enthielt, überbracht. Zufällig aber mußte Daun ſelbſt eines Tages dem Ueberbringer der Eier begegnen und dieſem befehlen, die Waare nach ſeiner eignen Küche zu bringen. Hier ward das Geheimniß entdeckt. Daun ließ unverzüglich den verrätheriſchen Correſpondenten vor ſich fordern; dieſer hatte natürlich ſein Leben verwirkt, doch ſchenkte es ihm der Feldmarſchall unter der Bedingung, daß er fortan dem Könige ſchreibe, was er ihm in die Feder dictiren würde. So erhielt Friedrich einige Tage lang nur Nachrichten, die von nichts als von dem bevorſtehenden Aufbruch der öſterreichiſchen Armee und von ihrem Rückmarſch nach Böhmen ſprachen, und die ihn ſomit aller Gedanken an die Gefahr ſeiner Lage überhoben.

Da indeß dieſer Aufbruch nicht ſo bald, als er erwartete, erfolgte, ſo entſchloß ſich Friedrich, um nicht länger unthätig liegen zu bleiben, das öſterreichiſche Heer zu umgehen. Nur bedurfte er hiezu noch einiger Vorbereitungen für die weitere Verpflegung der Armee und konnte deshalb für den Abmarſch keinen früheren Tag als den 14. October beſtimmen. Aber ſchon hatte Daun ſeine Maßregeln getroffen. Es wäre allzu ſchmachvoll geweſen, wenn er noch länger gezaudert hätte, von der ſo überaus günſtigen Gelegenheit einen wirkſamen Gebrauch zu machen. Auch betrachtete die ganze öſterreichiſche Armee das Benehmen des Königs als eine förmliche Beleidigung, und allgemein ſprach man es öffentlich aus, daß die Generale ſämmtlich verdienten, caſſirt zu werden, wenn ſie eine ſo verwegne Herausforderung nicht annähmen. Um indeß ganz ſicher zu gehen, ward ein nächtlicher Ueberfall, in der Nacht vom 13. auf den 14. October, beſchloſſen. Der Hauptſchlag ſollte gegen den wichtigſten Punkt des preußiſchen Lagers, gegen die Anhöhen, auf denen Hochkirch ſich erhebt und die durch die Zelte des rechten Flügels beſetzt waren, ausgeführt werden. Durch die bewaldeten Berghänge, welche die Oeſterreicher beſetzt hatten, wurden breite Wege geſchlagen, um ohne alles Hinderniß die Truppen zu den verſchiedenen Punkten hinabführen zu können, von denen aus der rechte Flügel der Preußen auf allen Seiten angegriffen werden ſollte. Zugleich war man darauf bedacht, in den Waldungen und auf den Höhen eifrige Befeſtigungsar-

Digitized by Google

beiten ſehen zu laſſen, um die Abſicht des Angriffes zu verhüllen und die Preußen in ihrer vermeintlichen Sicherheit zu beſtärken.

Die Nacht brach ein und der zu dieſem Unternehmen beſtimmte Theil des öſterreichiſchen Heeres machte ſich, in größter Ordnung und Stille, auf den Marſch. Auch dafür hatte man geſorgt, daß ſelbſt der Schall der Tritte und das Raſſeln der Kanonen dem Ohr der preußiſchen Vorpoſten fern blieb. Eine Menge Arbeiter waren in den Waldungen angeſtellt, die jenen Schall durch unaufhörliches Fällen von Bäumen, durch lautes Anrufen und Singen übertäuben mußten. Im preußiſchen Lager hörte man dieſen Lärm und glaubte darin eine Fortſetzung jener ängſtlichen Befeſtigungsarbeiten zu erkennen. Unbeſorgt begab man ſich zur Ruhe, und als auch einzelne Offizier-Geſellſchaften, die ſich bis drei Uhr Morgens mit Muſik ergötzt hatten, verſtummten, ſo breitete ſich dunkle Nacht und tiefer Schlummer über das ganze Lager aus.

Die Thurmuhr von Hochkirch ſchlug fünf, und plötzlich begann ein heftiges Gewehrfeuer auf die preußiſchen Poſten, welche außerhalb des Lagers ſtanden. Zu Anfange achtete man darauf wenig, denn in ſolcher Weiſe pflegten umherſtreifende Panduren faſt in jeder Nacht mit den Vorpoſten zu ſcharmützieren. Als aber das Feuer heftiger ward, ſo griffen die nächſten Bataillone, größtentheils ohne Stiefeletten und Torniſter, zu den Waffen und eilten dem Feinde entgegen. Es glückte ihnen, den Angriff zurückzuſchlagen. Doch ſchlichen, als ſie das Lager verließen, Croaten und andre öſterreichiſche Truppen in daſſelbe und feuerten nun in den Rücken der Preußen, während dieſe zugleich durch immer größere Uebermacht von vorn bedrängt wurden. Ein furchtbares Gefecht erhob ſich; Mann kämpfte gegen Mann, und da die Dunkelheit alle gegenſeitige Erkennung verhinderte, ſo ſuchte ein Jeder ſich durch blindes Umherſchlagen und Stechen, gleichviel ob gegen Freund oder Feind, zu vertheidigen. Man tappte nach den Mützen der Gegner umher, und nur die Blechkappen der preußiſchen und die Bärenmützen der öſterreichiſchen Grenadiere gaben hier das Erkennungszeichen. Endlich mußten die Preußen weichen; nur mit großem Verluſt konnten ſie ſich nach Hochkirch durchſchlagen. Neue Bataillone kamen, gegen die Oeſter-

Digitized by Google

reicher anzukämpfen; wieder drängten ſie dieſelben zurück, und wieder mußten ſie ſich, von allen Seiten angegriffen, mit Verluſt zurückziehen. Die Oeſterreicher eroberten die Batterie, welche vor Hochkirch ſtand und den rechten Flügel des preußiſchen Lagers decken ſollte, wandten die Geſchütze um und beſchoſſen damit das Dorf. Furchtbar wütheten die Kanonenkugeln in den Reihen der Preußen, welche, die lange Dorfgaſſe hinab, ihnen entgegenzudringen ſuchten. Nur die Blitze des Geſchützes hatten bis dahin die Nacht erhellt; jetzt brach der Morgen an, aber ein dichter Nebel hielt noch geraume Zeit das Dunkel feſt.

Erſt durch den Donner der Kanonen waren die übrigen Theile der preußiſchen Armee aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt worden. Friedrich hatte ſein Hauptquartier zur linken Seite des Centrums, in dem Dorfe Rodewitz. Auch er ward erſt jetzt erweckt und eilte ſich anzukleiden. Kaum war er aus ſeiner Wohnung getreten, ſo erhielt er die Nachricht von den Verluſten des rechten Flügels, und als er zu Pferde ſtieg, begrüßten ihn ſchon die aus ſeinem eignen Geſchütz abgeſchoſſenen Kugeln. Noch aber war Hochkirch ſelbſt nicht in den Händen der Feinde; noch hatte ein Bataillon die Gärten des Dorfes beſetzt, ein zweites auf dem Kirchhofe eine feſte Stellung genommen. Friedrich glaubte noch immer nicht an einen allgemeinen Angriff des Feindes; er beorderte einzelne Brigaden, den rechten Flügel zu unterſtützen und die Oeſterreicher von ihrer eingenommenen Stellung zu vertreiben. Der Feldmarſchall Keith ſetzte ſich an die Spitze einiger Bataillone; er drang zur Seite von Hochkirch vor, eroberte die preußiſche Batterie wieder und trieb den Feind beträchtlich zurück. Aber nun wurde er von der Uebermacht eingeſchloſſen; man mußte ſich mit dem Bajonett einen Rückweg bahnen, und Keith ſank, von einer Gewehrkugel durchbohrt, entſeelt zu Boden. Die Oeſterreicher drangen in Hochkirch ein und beſetzten das Dorf, das in Flammen aufging, deſſen Kirchhof jedoch immer noch muthvoll durch die Preußen vertheidigt ward. Der Prinz Franz von Braunſchweig rückte mit neuen Truppen den Oeſterreichern entgegen; auch er hatte zu Anfang günſtige Erfolge, aber auch er ward bald zur Umkehr genöthigt und, ebenſo wie Keith, blieb auch er auf dem Platze. Nicht andere Erfolge hatte der Fürſt Moritz von Deſſau, der tödtlich verwundet aus

Digitized by Google

dem Gefechte getragen ward. Immer neue Truppenmaſſen wurden von öſterreichiſcher Seite in das Dorf geführt, und endlich gelang es ihnen, auch des Kirchhofes Meiſter zu werden. Hier hatte ſich, wie in einer kleinen Feſtung, jenes Eine Bataillon, unter dem Major von Lange, mit ſtandhafter Beharrlichkeit gegen die Angriffe von ſieben öſterreichiſchen Regimentern gewehrt. Jetzt aber hatten die tapfern Preußen ſich verſchoſſen; von allen Seiten eingeſchloſſen, ſuchten ſie ſich mit Säbel und Bajonett durchzuſchlagen, aber faſt alle, der Major nicht ausgeſchloſſen, blieben ſterbend oder verwundet auf dem Boden zurück, den ſie ſo lange vertheidigt. Noch einmal ſuchte Friedrich den Oeſterreichern die errungenen Vortheile zu entreißen. Er ſelbſt führte ſechs Bataillone in den Kugelregen hinein; ſein Pferd ward verwundet; kaltblütig beſtieg er ein andres und wich, trotz aller Bitten, mit denen ihn ſeine Getreuen beſtürmten, nicht eher von der Stelle, als bis er ſah, daß ſeine Anſtrengungen erfolglos blieben.

Endlich war der Nebel gefallen. Ein heller Tag beleuchtete die traurigen Zeichen des blutigen Nachtkampfes. Friedrich zog nun diejenigen ſeiner Truppen, die bisher Theil am Gefechte gehabt, zurück und ſtellte ſie, Hochkirch gegenüber, in einer feſten Linie auf. Der linke Flügel ſeiner Armee hatte bis dahin am Gefecht noch keinen Theil genommen. Jetzt geſchah, dem von Daun entworfenen Plane gemäß, auch auf dieſer Seite ein Angriff, der durch andre Abtheilungen des öſterreichiſchen Heers unternommen ward. Nach muthiger Gegenwehr wurden auch hier die Preußen genöthigt, ſich zurückzuziehen und die Batterie, welche den linken Flügel des Lagers decken ſollte, ebenfalls den Feinden zu überlaſſen. Aber auf's Neue ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung. In dieſem Augenblick traf ein beſondres Corps preußiſcher Truppen in der Nähe der Wahlſtatt ein, welches einen ferner gelegenen Punkt beſetzt gehabt und einige Angriffe, die von Seiten der Oeſterreicher auf daſſelbe geſchahen, glücklich zurückgeſchlagen hatte. Hiedurch wurde die Stellung der preußiſchen Armee in einer Weiſe geſichert und ausgefüllt, daß man mit Zuverſicht neuen Angriffen entgegenſehen konnte. Daun indeß fand es zweckmäßiger, das Gewonnene feſtzuhalten, ſtatt noch einmal das Waffenglück mit einem gefährlichen Feinde zu

Digitized by Google

wagen. Ueberdies hatte ihm der nächtliche Angriff den Kern ſeiner beſten Truppen gekoſtet und nur mit Mühe brachte er es jetzt dahin, ſeine Schaaren, die ſich in bunter Unordnung durcheinander drängten, in feſte Linien zuſammenzuziehen. Er begnügte ſich, eine Stellung anzunehmen, in welcher ſeine Armee, ſtatt auf's Neue anzugreifen, vor einem Angriffe geſchützt blieb, und ſah in Ruhe zu, als Friedrich ſich zum Rückzuge anſchickte. Dieſer Rückzug, den ein geſchlagenes Heer, noch im Bereiche der feindlichen Kanonen, unternahm, geſchah mit ſo vieler Ruhe, Gemeſſenheit und ſyſtematiſcher Ordnung, daß man das Schauſpiel eines friedlichen Exercirplatzes vor ſich zu ſehen glaubte, und daß ſelbſt die Oeſterreicher zur Bewunderung hingeriſſen wurden.

Die Verluſte, welche der leidenſchaftliche Kampf herbeigeführt, waren ſehr bedeutend. Die Preußen zählten etwa 9000 Mann, die ſie verloren hatten; die Oeſterreicher zwar nicht weniger; aber jene hatten zugleich den Tod der trefflichſten Heerführer zu beklagen und überdies waren ihnen 101 Geſchütze, 28 Fahnen, 2 Standarten und der größte Theil ihrer Zelte genommen. Gleichwohl ging Friedrich nur auf eine Stunde Entfernung vom Schlachtfelde zurück und ließ hier, auf den Höhen zur Seite von Bautzen, ſeine Truppen ein Lager beziehen, ſo gut ſie daſſelbe eben, ohne Gezelte und Gepäck, aufzuſchlagen im Stande waren. Auch bemühte er ſich, ſeinen tapfern Soldaten Muth einzuſprechen, er hatte die Freude, zu ſehen, daß es ihnen hieran wenigſtens nicht fehle. Als die Regimenter an ihm vorüber zu der Lagerſtätte zogen und ein Trupp von Kanonieren und Grenadieren vorbeikam, rief er dieſen mit Laune zu: „Kanoniers, wo habt ihr eure Kanonen gelaſſen?“ — Der Teufel hat ſie bei Nachtzeit geholt! war die Antwort. — „So wollen wir“, erwiederte Friedrich, „ſie ihm bei Tage wieder abnehmen! Nicht wahr, Grenadiers?“ — Ja, ſagten dieſe im Vorbeigehn, das iſt recht, ſie ſollen uns auch Intereſſen dazu geben! — Friedrich lächelte und ſagte: „Ich denke auch dabei zu ſein!“ — Einem Offizier ſagte er: „Daun hat mir heut' einen glupiſchen Streich geſpielt!“ Jener antwortete, es ſei eine bloße Fleiſchwunde, die bald zu heilen dem Könige nicht ſchwer fallen werde. — „Glaubt Er das?“ verſetzte der König. — Nicht allein ich, fuhr der Offizier fort, ſondern

Digitized by Google

die ganze Armee traut dies Ew. Majeſtät vollkommen zu. — „Er hat Recht!“ gab nun der König zur Antwort und faßte, wie er es bei vertraulicher Unterredung pflegte, einen Knopf an der Uniform des Offiziers: „Er ſoll ſehen, wie ich Daun faſſen werde; ich bedaure einzig, daß heut' ſo viele brave Leute um's Leben kommen mußten.“ — Es ſind uns noch manche ähnliche Reden dieſes Tages, in denen das traurige Schickſal der Armee mit friſcher Laune beſprochen ward, aufbehalten.

Im Innern aber fühlte Friedrich wohl, wie bedenklich auf's Neue ſeine Lage geworden war, wie ihn vor Allen die Schuld dieſes Mißgeſchickes treffe, und wie viel er namentlich an ſeinen Heerführern verloren hatte. Keith war überdies einer ſeiner vertrauteſten Freunde geweſen. Und wie ihn nach der Schlacht von Kollin, die Bitterkeit ſeines Kummers zu vermehren, die Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter traf, ſo jetzt die von dem Tode ſeiner geliebten Schweſter, der Markgräfin von Baireuth. Sie war an dem Tage des Ueberfalls von Hochkirch geſtorben. Dieſe Nachricht berührte ihn tiefer, als alles übrige Leiden; an der Markgräfin hatte er die theilnehmende Freundin ſeiner Jugend, die innigſte Genoſſin ſeiner geiſtigen Freuden, die Stütze ſeines Gemüthes unter den bedrohlichen Verhältniſſen der Gegenwart verloren. Von ſeiner innigen Liebe zu ihr zeugt unter andern ein Gedicht, das er wenige Tage zuvor geſchrieben hatte und in dem er ſie über die Krankheit, die ihr Leben ſchon bedrohte, zu tröſten beabſichtigte. Die Schlußworte dieſes Gedichts, in dem er ſein eignes Leben als Opfer für die Geneſung der Schweſter bereit ſtellt, lauten alſo:

Wenn das Geſchick, unbeugſam uns beherrſchend,
Ein blutig Opfer fordert, — dann, ihr Götter,
Erleuchtet ſeinen richterlichen Spruch,
Daß ſeine ſtrenge Wahl auf mich nur falle.
Dann will gehorſam ich und ohne Murren
Erwarten, daß der unerweichte Tod,
Von meiner Schweſter ſeinen Schritt abwendend,
Abſtumpfe ſeiner Sichel Glanz an mir.
Doch wenn ſo hohe Gunſt, als ich erbitte,
Nicht einem Sterblichen zu Theil kann werden, —
O meine Götter! dann gewähret mir,

Digitized by Google

Daß beid' an Einem Tage wir hinab
Zu jenen Fluren ſteigen, die von Myrthen
Lieblich beſchattet ſind und von Cypreſſen,
Zu jenem Aufenthalt des ew'gen Friedens, —
Und daß Ein Grab umſchließe unſern Staub!

Das Gedicht war noch nicht abgeſandt worden; jetzt ſchickte er es mit einigen Zeilen, in denen ſich der tiefſte Schmerz ausſpricht, dem Gemahl der Verſtorbenen zu. Einige Monate ſpäter ſchrieb er ein Gedicht an den Lord Marſchall Keith, ihn über den Tod des bei Hochkirch gefallenen Bruders zu tröſten. Auch hier klingt das tiefe Gefühl des Leidens bei dem Verluſt der Freunde durch. Eine Stelle darin iſt zu charakteriſtiſch für die Empfindſamkeit ſeines Herzens, als daß ſie hier übergangen werden dürfte. Sie heißt:

Oft wähnt' ich Reich und Leben zu verlieren, —
Und nimmer noch vermochte das Geſchick,
Das ſoviel Fürſten gegen mich vereint,
Zum Gegenſtand des Mitleids mich zu machen.
Doch löſet es der Freundſchaft heilig Band,
Dann, theurer Lord, ſchlägt es mich grauſam nieder: —
Achill auch war nicht gänzlich unverwundbar!

Auch an andern Zeugniſſen fehlt es nicht, die uns in die damalige Stimmung des gebeugten Königs blicken laſſen. So wird berichtet, daß ihn ſein Vorleſer, le Catt, als die Nachricht von dem Tode der Markgräfin eingelaufen war, eines Abends in den Predigten des berühmten Kanzelredners Bourdaloue leſend fand. Le Catt, den König zu erheitern, redete ihn ſcherzend an: „Es ſcheint, als wollten Ew. Majeſtät gar bigott werden.“ Friedrich antwortete nichts; und als der Vorleſer am nächſten Tage zur gewöhnlichen Stunde wiederkam, reichte er ihm eine Rolle ſchwarz geränderten Papiers, mit dem Bedeuten, die Schrift in ſeiner Wohnung durchzuleſen. Es war eine Predigt über einen beſondern bibliſchen Text, die Friedrich, ſeinen gegenwärtigen Umſtänden gemäß, ausgearbeitet hatte. Le Catt hielt es für ſeine Pflicht, dem Könige Troſt einzuſprechen; dieſer dankte für die Theilnahme, verſicherte, daß er Alles zur günſtigen Veränderung ſeiner Lage verſuchen

Digitized by Google

werde, und ſchloß mit den bedeutenden Worten: „Auf allen Fall habe ich Etwas, womit ich das Trauerſpiel ſchließen kann.“ Aber nicht dies geheimnißvolle fremde Etwas, — ohne Zweifel das Gift, das er bei ſich trug, — die eigne Größe ſeines Geiſtes war es, was der traurigen Kataſtrophe ſchnell eine wunderbare Wendung gab. Wie er ſeinen Schmerz bezwingen und ihm Worte — hier merkwürdiger Weiſe die Worte der Kanzel — zu verleihen wußte, ſo hatte er auch bereits alle Verhältniſſe der Gefahr, die ihn äußerlich umfangen hielt, überſchaut und ſie ſeinem Glücke dienſtbar gemacht; ſo konnte er, während Daun die günſtige Zeit zu keinem erneuten Angriff benutzte, mit Zuverſicht die kühnen Worte ausſprechen, die in eines jeden Anderen Munde eitel Prahlerei geweſen wären: „Daun hat uns aus dem Schach gelaſſen, das Spiel iſt nicht verloren; wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schleſien gehen und Neiſſe befreien!“

In der That vollführte Friedrich in kurzer Friſt, aller Welt zum Erſtaunen, das, was einem Andern nur als die Frucht des vollſtändigſten Sieges zu Theil geworden wäre. Daun hatte nach ſeinem Siege nichts Eiligeres zu thun gehabt, als den ambroſianiſchen Lobgeſang anſtimmen zu laſſen, die erbeuteten Trophäen kunſtreich aufzubauen, Siegesfeſte anzuſtellen, Couriere nach Wien und nach den Reſidenzen aller verbündeten Mächte zu ſenden und endlich ſich auf's Neue in einem feſten Lager mit Sorgfalt zu verſchanzen. Durch alles dies glaubte er die Erfolge ſeines Sieges ſo wohl vorbereitet, daß er dem General, welcher die Belagerung von Neiſſe leitete und in der That ſchon auf eine drohende Weiſe vorgerückt war, die Meldung machte: „Betreiben Sie Ihre Belagerung unbeſorgt; ich halte den König feſt; er iſt von Schleſien abgeſchnitten, und wenn er mich angreift, ſtehe ich Ihnen für den guten Erfolg.“

Friedrich aber hatte dem Prinzen Heinrich, der in Dresden geblieben war, den Befehl zugeſandt, mit einem Theil der dortigen Armee, mit Geſchützen, Munition und Proviant aufzubrechen und zu ihm zu ſtoßen. Ungeſtört vereinigten ſich beide Heere bei Bautzen. Nun wurden die Verwundeten nach Glogau entſandt, und Friedrich machte noch einige andre Bewegungen, die den öſterreichiſchen Heerführer glauben

Digitized by Google

ließen, er werde ſich mit ſeiner ganzen Armee dahin zurückziehen und ihm in Sachſen freie Hand laſſen. Unerwartet aber brach Friedrich am Abend des 24. October auf, umging das wohlverſchanzte Lager der Oeſterreicher und marſchirte auf Görlitz. Erſt am folgenden Tage erfuhr Daun den Abmarſch der Preußen, durch den all ſeine ſchönen Pläne zerſtört wurden; im Gegentheil mußte er jetzt wegen ſeiner Magazine in der Lauſitz, die den Preußen offen ſtanden, beſorgt werden. Eilig folgte er alſo Friedrich zur Seite und beſetzte, während jener in Görlitz einrückte, die ſeitwärts gelegenen Höhen. Dem Könige von Preußen wäre wiederum eine Schlacht erwünſcht geweſen, aber Daun verließ ſeine ſchützenden Höhen nicht. So rückte Friedrich denn in eiligen Märſchen nach Schleſien fort, während Daun, als er ſeine Magazine in Sicherheit ſah, ſich nach Dresden umwandte und nur durch ſeine leichten Truppen den Marſch der Preußen, ohne weiteren Nachtheil, beunruhigen ließ. Am 7. November empfing Friedrich die frohe Nachricht, daß die Oeſterreicher, auf die Kunde von ſeiner Annäherung, bereits die Belagerung von Neiſſe aufgehoben hätten und nach Mähren zurückgekehrt ſeien; hierauf war auch bald der Abmarſch ſämmtlicher öſterreichiſcher Corps aus Schleſien erfolgt. Friedrich machte nun noch einen Beſuch in Neiſſe, ſich der Trefflichkeit der von ihm angelegten Werke, die dem Bombardement widerſtanden hatten, zu erfreuen, ſah ſich aber ſodann wiederum zur ſchnellen Rückkehr nach Sachſen genöthigt.

Um ſein Vorhaben nachdrücklich ausführen zu können, hatte Friedrich in Dresden nur einen geringen Theil ſeiner Armee zurückgelaſſen; zu deſſen Verſtärkung waren die preußiſchen Corps, die den Schweden und Ruſſen gegenüberſtanden, zurückberufen. Ehe die letztern aber eintrafen, war Daun bereits auf's Neue vor Dresden gerückt, und auch die Reichsarmee, die bis dahin unbeweglich geblieben war, hatte ſchon einige Schritte vorwärts verſucht. Da die preußiſche Armee jetzt allzuſchwach, die Beſatzung von Dresden, unter dem General Schmettau, aber wohl ausgerüſtet war, um auf einige Zeit eine Belagerung aushalten zu können, ſo beſchloß man, eine Schlacht zu vermeiden, die Armee von Dresden zurückzuziehen und ſo den öſterreichiſchen Heerführer zu einer Belagerung zu veranlaſſen, bis genügende Kräfte zum

Digitized by Google

Erſatz vorhanden ſeien. Für Daun war dieſer Entſchluß ſehr erwünſcht; er hoffte durch die Eroberung von Dresden ſeinen Feldzug auf eine glorreiche Weiſe ſchließen zu können. Als er ſich aber zur förmlichen Belagerung anſchickte, ließ ihm der General Schmettau ſagen, er werde ſich, auf den Fall einer weitern Annäherung, genöthigt ſehen, die Vorſtädte von Dresden abzubrennen. Die Warnung blieb unbeachtet, und die Drohung ging, am 10. November, in Erfüllung; es brannten 180 Häuſer ab. Dies Verfahren, das indeß durch die ſtrenge Nothwehr gerechtfertigt ward, empörte den öſterreichiſchen Feldmarſchall; er ließ Schmettau wiſſen: „Nach ſolchen, in einer Reſidenz unerhörten Maßnehmungen müſſe der Commandant für ſein Benehmen perſönlich verantwortlich bleiben.“ Vielleicht dachte Daun in dieſem Augenblicke nicht daran, daß die öſterreichiſche Armee im vorigen Jahre, als das blühende Zittau — überdies dem bundesverwandten Sachſen zugehörig — ohne alle Noth eingeäſchert ward, gar ärgere Schuld auf ſich geladen hatte. Schmettau gab auch einfach zur Antwort: „Er ſei beordert, die Stadt zu vertheidigen; nähere ſich der Feind noch mehr, ſo gehe auch der Ueberreſt der Vorſtädte in Feuer auf, und mit noch weiterem Vordringen treffe dies Schickſal jede Straße, in der er ſich vom Walle bis in's Schloß vertheidigen werde, um hier den Ausgang der Begebenheiten abzuwarten.“

Jetzt kam die Nachricht, daß Friedrich auf's Neue nach Sachſen zurückkehre. Und da nun auch noch ein Paar Unternehmungen von Seiten der Reichsarmee auf Torgau und Leipzig, zum Theil durch die aus Pommern heranrückenden Corps, vereitelt wurden, ſo fand Daun in der Antwort, die ihm Schmettau gegeben hatte, genügenden Grund, den ernſteren Kampf, der leicht den Werth ſeiner bei Hochkirch errungenen Lorbeeren herabſetzen konnte, zu unterlaſſen. Er ließ jenem ſagen, er gebe aus Achtung vor der königlich polniſchen Familie und aus Menſchenliebe die Unternehmung auf Dresden auf. Er ging nunmehr nach Böhmen zurück; die Reichsarmee hatte ſich ſchon vorher auf den Weg nach Franken gemacht, und ſo fand Friedrich, als er in Dresden eintraf, keinen Feind mehr im Lande. Er ſandte nun die aus Pommern berufenen Corps gegen die Schweden zurück, die inzwiſchen

Digitized by Google

vorgedrungen waren, aber ſchnell wieder auf Stralſund zurückgetrieben wurden.

So war wiederum ein Feldzug beendet, ohne daß Friedrich, außer denjenigen Theilen ſeines Gebietes, die im fernen Weſten und Oſten beſetzt blieben, eine Einbuße erlitten und ohne daß er von Sachſen etwas verloren hätte. In Ruhe konnte er ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen laſſen.

Für Daun aber war noch eine beſondre Ehre aufbehalten. Nicht genug, daß ihm die Kaiſerin für ſeinen bei Hochkirch errungenen Sieg auf's Schmeichelhafteſte Dank geſagt, auch der Papſt — Clemens XIII., der in dieſem Jahre zur Regierung gekommen war und es vergeſſen zu haben ſchien, wie parteilos Friedrich für ſeine katholiſchen Unterthanen geſorgt, — betrachtete dieſen Sieg als ein für die Kirche hochwichtiges Ereigniß. Er verehrte dem öſterreichiſchen Feldmarſchall einen geweihten Degen, mit goldnem Knopf und in rothſammtener Scheide, und einen geweihten Hut, von Karmoiſinſammt, mit Hermelin gefüttert und mit Gold eingefaßt, vorn mit einer perlengeſtickten Taube, dem Symbole des heiligen Geiſtes, der über den gebenedeiten Waffen des Heerführers ſchweben ſollte. Solche Auszeichnung verrieth eine fürchterliche Geſinnung gegen den König von Preußen, denn ſie war bis dahin nur denjenigen zu Theil geworden, welche die heilige Lehre des Chriſtenthums gegen die Waffen der Ungläubigen beſchirmen ſollten. Aber ſie war unweiſe gewählt, denn ſie gab es klar zu erkennen, daß Preußen fortan der entſchiedne Beruf obliege, gegen Fanatismus, Unduldſamkeit und Geiſtesdruck in die Schranken zu treten. Sie wandte nur um ſo mehr alle hellen Gemüther dem großen Könige zu, ohne von ihrer Seite irgend zu ſelbſtändigen Erfolgen zu führen. Denn wenn ſich auch, in Folge ſolcher Geſinnung, der Kurfürſt von Köln bewogen fand, ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen die Freude über preußiſche Siege bei ſchwerer Strafe verbieten zu laſſen, ſo legte das wahrlich kein Gewicht mehr in die Schale der Feinde Friedrich's. Und Friedrich, eben ſo rüſtig mit der Feder kämpfend wie mit dem Schwert, ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne eine Reihe ſatiriſcher Schriftchen als fliegende Blätter in die Welt zu ſenden

und durch ſie die ganze Lächerlichkeit eines Unternehmens bloszuſtellen, das die Gegenwart wieder in das Mittelalter zurückzuſchrauben beabſichtigte.

Zweiunddreißigſtes Capitel.

Feldzug des Jahres 1759. Kunersdorf.

Drei Jahre des Kampfes waren vorübergegangen. Viele ſchwere Schlachten waren geſchlagen, in Strömen war das Blut vieler Tauſende gefloſſen, blühende Fluren lagen verödet, Städte und Dörfer waren in Schutt und Aſche geſunken, unzählige Familien einſt begüterter Menſchen irrten als Bettler umher; aber noch war der Haß der Gewaltigen nicht abgekühlt, noch hatten ſie die Hoffnung nicht aufgegeben, den kleinen preußiſchen Staat, der ſich unberufen, wie ſie es meinten, in ihre Reihen eingedrängt, von ſeiner Höhe herabzuſtürzen. Friedrich hätte gern die Waffen aus ſeiner Hand gelegt; er war kein unerſättlicher Eroberer, er kannte keinen Haß, als den gegen das Schlechte und Gemeine; er war der unausgeſetzten Anſtrengungen müde, zu denen ihn die übergroße Zahl ſeiner Feinde zwang: „In der Ferne (ſo ſchrieb er im Anfange des Jahres 1759 an ſeinen Freund, den Marquis d'Argens) mag meine Lage einen gewiſſen Glanz von ſich werfen: kämen Sie ihr näher, ſo würden Sie nichts als einen ſchweren, undurchdringlichen Dunſt finden. Faſt weiß ich nicht mehr, ob es ein Sansſouci in der Welt giebt; der Ort ſei, wie er wolle, für mich iſt dieſer Name („ohne Sorge") nicht mehr ſchicklich. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor; aber das ſind Funken, die geſchwind verlöſchen, weil es ihnen an Glut fehlt, die ihnen Dauer geben könnte. Es ſind Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen. Ich rede aufrichtig mit Ihnen: ſähen Sie mich, Sie würden keine Spur mehr von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, deſſen Haare grau

werden, der die Hälfte ſeiner Zähne verloren hat, ohne frohen Sinn, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit, — kurz, eben ſo wenig den ehemaligen, als es die Ueberbleibſel von Tusculum ſind, von denen die Architekten, aus Mangel an Ruinen, die die eigentliche Wohnung Cicero's andeuten könnten, ſo viel eingebildete Plane entworfen haben. Das ſind, mein Beſter, die Wirkungen, nicht ſowohl der Jahre, als der Sorgen; die traurigen Erſtlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbſt unſers Alters unausbleiblich mitbringt. Dieſe Betrachtungen, die mich ſehr gleichgültig gegen das Leben machen, verſetzen mich übrigens gerade in den Zuſtand, in welchem ein Menſch ſein muß, der beſtimmt iſt, ſich auf Leben und Tod zu ſchlagen: mit dieſer Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man muthiger und verläßt dieſen Aufenthalt ohne Bedauern."

Friedrich hatte den Winter zu neuen Rüſtungen, ſoweit es ſeine Kräfte geſtatteten, benutzt; aber er war entſchloſſen, den neuen Feldzug nicht mehr, wie bisher, mit einem Angriffskriege zu eröffnen, ſondern, ſeine Grenzen beſchirmend und ſichernd, die Unternehmungen der Feinde abzuwarten.

Indeß betraten wiederum, wie im vorigen Jahre, die Armee der Verbündeten unter Herzog Ferdinand von Braunſchweig und die Armeen der Franzoſen zuerſt den Schauplatz des Krieges. Noch im Winter hatte Soubiſe, wider alle Verträge, die freie Reichsſtadt Frankfurt am Main mit franzöſiſchen Truppen beſetzt. Durch den Beſitz von Frankfurt war den Franzoſen die Verbindung mit den Oeſterreichern und mit den Reichstruppen, ſowie alle nöthige Zufuhr geſichert; darum war Herzog Ferdinand vorzugsweiſe darauf bedacht, ihnen dieſen wichtigen Punkt wieder zu entreißen. Er rückte gegen ſie vor. Am 13. April kam es bei Bergen, in der Nähe von Frankfurt, zur Schlacht; doch die Franzoſen, bei denen jetzt der Herzog von Broglio an Soubiſe's Stelle als Oberbefehlshaber eingetreten war, behaupteten ihre Stellung. Sofort drangen beide franzöſiſche Armeen wieder in Deutſchland vor; Kaſſel, Münſter und Minden mit bedeutenden Abtheilungen der verbündeten Truppen fielen in ihre Hände. Ferdinand aber hatte die Weſer behauptet. Bei Minden trat er der überlegenen franzöſiſchen Nord-

Digitized by Google

armee, unter Contades, entgegen und erfocht am 1. Auguſt einen glänzenden Sieg, während gleichzeitig ein beſondres franzöſiſches Corps durch ſeinen Neffen, den Erbprinzen von Braunſchweig, vernichtet wurde. Eine Reihe andrer glücklicher Gefechte ſchloß ſich hieran an, und in kurzer Friſt ſahen ſich die Franzoſen genöthigt, alle glänzenden Erwerbungen dieſes Jahres wiederum aufzugeben. Den Beſchluß des ſiegreichen Feldzuges machte die Ueberrumpelung von Fulda, welches durch den Herzog von Württemberg beſetzt war, der als franzöſiſcher Söldner die Armee des Feindes mit 12,000 Mann verſtärkt hatte. Auch er mußte ſich mit großem Verluſte bis an den Main zurückziehen.

Auf preußiſcher Seite begann das ernſthafte Spiel des Krieges erſt im Sommer. Friedrich wollte diesmal, wie bemerkt, die Bewegungen der Feinde abwarten, um dann den günſtigſten Augenblick zur Abwehr erſpähen zu können; gleichwohl hatte indeß auch er nicht eben müßig zugeſehen. Da in jener Zeit alle Heeresbewegungen auf der Verpflegung aus Magazinen beruhen mußten, ſo hatten die Gegner auf den verſchiedenen Seiten, wo ſie die preußiſchen Staaten umlagerten, beträchtliche Vorrathshäuſer zur Unterſtützung ihrer bevorſtehenden Unternehmungen angelegt. Konnte Friedrich dieſe zerſtören, ſo mußten die Feinde natürlich auf eine ſehr empfindliche Weiſe gehemmt werden. Friedrich ergriff demnach ſeine Maßregeln. Schon im Februar ließ er ein Corps in Polen einrücken, wo die Ruſſen längs der Warthe ihre Magazine angelegt hatten. Hiebei galt es zunächſt, die Unternehmungen eines polniſchen Großen, des Fürſten Sulkowski, rückgängig zu machen, indem dieſer, trotz der trägen Parteiloſigkeit, welche die polniſche Republik behauptete, und trotz dem, daß ſeine Reſidenz Reiſen der ſchleſiſchen Grenze ganz nahe lag, anſehnliche Lieferungen für die Ruſſen veranſtaltete und ſelbſt Truppen für ſie warb. Er ward ſammt ſeiner Leibwache aufgehoben und nach Glogau transportirt; außerdem aber gelang es den Preußen, in Polen Vorräthe zu zerſtören, aus denen 50,000 Mann auf drei Monate verpflegt werden konnten. Eine zweite Expedition der Art ſollte von Oberſchleſien aus nach Mähren unternommen werden; dieſe führte zwar an ſich zu keinem Erfolge; doch bewirkte ſie, daß Daun, einen Einfall des Königs in Mähren befürchtend, ſeine

Digitized by Google

Hauptmacht nach dieſer Seite zog und dadurch die böhmiſchen Grenzen gegen Sachſen hin blosgab. Nun ließ Prinz Heinrich, der die preußiſche Armee in Sachſen befehligte und ſchon die Vortruppen der Reichsarmee aus Thüringen zurückgedrängt hatte, verſchiedene Corps in Böhmen einrücken, die in der kurzen Friſt von fünf Tagen alle dort befindlichen Magazine vernichteten und dem Feinde etwa das Doppelte des in Polen verübten Nachtheiles zufügten. Daun ſandte eilig Verſtärkungen gegen die ſächſiſche Grenze, aber die Preußen waren bereits glücklich zurückgekehrt. Prinz Heinrich war indeß nicht gewillt, ſich mit dieſem Einen kühnen Unternehmen zu begnügen; noch ernſthafter und mit noch glücklicherem Erfolge wiederholte er daſſelbe gegen die Reichsarmee, die in Franken, zwiſchen Bamberg und Hof, aufgeſtellt war. Er rückte in verſchiedenen Colonnen gegen dieſelbe vor. In eiligem Laufe floh eine Abtheilung der Reichsarmee nach der andern zurück und ſammelte ſich erſt bei Nürnberg wieder; eine große Anzahl von Gefangenen und ſämmtliche Hauptmagazine fielen in die Hände der Preußen. Nachdem die letztern in den fränkiſchen Städten bedeutende Contributionen eingetrieben und vergeblich verſucht hatten, den Feind zum Stehen zu bringen, damit es auf ſolche Weiſe zu einer entſcheidenden Schlacht käme, kehrten ſie wieder nach Sachſen zurück, wo jetzt ihre Gegenwart nöthig wurde. Die Expedition fand im Laufe des Maimonates ſtatt.

Bei Gelegenheit dieſes fränkiſchen Zuges ward beiläufig auch gegen diejenige Klaſſe von Friedrich's Feinden, die, weniger geneigt zu Heldenthaten, in Schmähſchriften gegen den großen König Ruhm zu erwerben ſuchte, ein warnendes Beiſpiel ausgeübt. Ein preußiſcher Offizier kam mit einigen Soldaten ſchnellen Rittes nach Erlangen, machte dort einem berüchtigten Zeitungsſchreiber ſeinen Beſuch, ließ dem Ueberraſchten eine gemeſſene Anzahl Stockprügel geben und kehrte mit der förmlichen Quittung, die ihm der Patient über das Empfangene ausgeſtellt, wieder zur Armee zurück.

Friedrich ſelbſt hatte bisher der öſterreichiſchen Hauptarmee, die ſich, unter Daun, bei Schurz in Böhmen lagerte, bei Landshut gegenübergeſtanden. Als ſich dieſelbe nördlich nach Mark-Liſſa zog, ſo rückte

Digitized by Google

er ihr ebenfalls nach und bezog mit ſeiner Armee, vollkommen im Vertheidigungsſyſteme beharrend, ein feſtes Lager bei Schmottſeifen.

Die Bewegung der öſterreichiſchen Armee war vorzugsweiſe durch die inzwiſchen eingetretenen Unternehmungen der Ruſſen, in deren Operationen die ihrigen einzugreifen beſtimmt waren, veranlaßt worden. Die Ruſſen hatten bereits Ende April die Weichſel überſchritten und darauf ihre Magazine erneuert. Gegen ſie ſchickte Friedrich jetzt den größeren Theil desjenigen ſeiner Armeecorps, welches unter dem Grafen Dohna in Pommern ſtand, mit dem Auftrage, die einzelnen Colonnen der ruſſiſchen Armee noch während ihres Marſches anzugreifen. Dohna wußte dies indeß nicht möglich zu machen. Der ganze Erfolg ſeiner Sendung beſtand darin, daß er ihnen auf's Neue einige Magazine wegnahm, während ihre Corps ſich vereinigten und bereits gegen die Oder vorrückten. Da Dohna keine Schlacht wagte, ſo glaubte Friedrich beſſere Erfolge erwarten zu dürfen, wenn er an deſſen Stelle einen kühneren Heerführer ſende. Er wählte dazu den General v. Wedell, der ſich bereits im zweiten ſchleſiſchen Kriege den Ehrennamen des preußiſchen Leonidas erworben und auch bei Leuthen ſich auf's Rühmlichſte ausgezeichnet hatte. Wedell war einer der jüngſten Generale der Armee; um daher ſeine älteren Genoſſen nicht zu kränken, wohl aber auch, um ihn durch eine ganz ungewöhnliche Ehre zur höchſten Begeiſterung zu entflammen, ernannte ihn Friedrich förmlich, nach altrömiſcher Sitte, zum Dictator. „Bei dem Heer ſtellt Er nunmehr" — mit dieſen Worten entließ ihn der König — „meine Perſon vor; was Er befiehlt, geſchieht in meinem Namen, als wäre ich ſelbſt gegenwärtig. Ich habe Ihn bei Leuthen kennen gelernt, und ſetze in Ihn das unbegrenzte Vertrauen, Er werde ebenſo, wie mancher von den Römern ernannte Dictator, auch meine Angelegenheiten an der Oder verbeſſern. Ich befehle Ihm daher, die Ruſſen anzugreifen, wo Er ſie findet, ſie tüchtig zu ſchlagen und dadurch ihre Vereinigung mit den Oeſterreichern zu verhindern."

Wedell traf die Ruſſen in der Gegend von Züllichau, wo ſie, bei dem Dorfe Kay, eine ſehr günſtige Stellung eingenommen hatten. Ohne darauf zu achten und nur an den Befehl des Königs denkend, griff er

Digitized by Google

ſie, am 23. Juli, mit ſeiner dreimal geringeren Macht an. Aber die perſönliche Tapferkeit des Dictators und ſeiner Untergebenen fruchtete nichts gegen die Uebermacht und gegen die Ungunſt der örtlichen Verhältniſſe. Vergebens waren die bis zur Nacht fortgeſetzten Angriffe; die Preußen mußten mit einem Verluſt von mehr als 8000 Mann das Feld räumen. Die Ruſſen rückten bis Frankfurt vor, und hier ſtieß ein öſterreichiſches Corps, von Loudon geführt, zu ihnen.

Jetzt war für Friedrich die größte Gefahr im Anzuge. Schnell entſchloß er ſich, in eigner Perſon den Ruſſen entgegenzutreten. Er berief den Prinzen Heinrich mit dem größern Theile ſeiner Armee aus Sachſen zu ſich, übergab ihm das Commando in dem Lager von Schmottſeifen und machte ſich ſelbſt mit einem anſehnlichen Truppen-Corps, das er mit dem Wedell'ſchen Corps vereinigte, auf den Weg nach Frankfurt.

Die ruſſiſche Armee, vom General Soltikof geführt, hatte am jenſeitigen Oderufer eine feſte Stellung eingenommen. Auf einer Hügelreihe, die ſich von Frankfurt aus öſtlich zieht und vor der das Dorf Kunersdorf liegt, hatte ſie ſich gelagert und den Abfall der Hügel durch ſtarke Batterien geſichert. Friedrich fand es für angemeſſen, an Frankfurt vorüberzuziehen und zwiſchen dieſer Stadt und Cüſtrin über den Strom zu ſetzen. So kam er in einem weiten Bogen der einen Seite des ruſſiſchen Heeres gegenüber. Am 11. Auguſt hatte er dieſe Stellung erreicht. Die Stärke der ruſſiſchen Armee, mit Einſchluß des öſterreichiſchen Hülfs-Corps unter Loudon, betrug ungefähr 70,000 Mann; Friedrich hatte ihnen 43,000 Mann entgegenzuſetzen.

Am 12. Auguſt, früh um 2 Uhr, brach die preußiſche Armee zum Angriff auf. Sie zog ſich, da der Boden von Seen und Bächen durchſchnitten war, auf's Neue in einem Bogen ſeitwärts, und marſchirte nun durch einen Kiefernwald dem linken Flügel des Feindes entgegen. Es war bereits 11 Uhr des Vormittags, als man den Saum des Waldes erreicht hatte und ſich zum Angriff ſtellte; die Hitze war drückend, und die Armee hatte ſchon zwei Nächte nur wenig geruht. Kanonen waren aufgefahren, und alsbald entſpann ſich mit den feindlichen Batterien ein heftiges Geſchützfeuer. Dann rückte die preußiſche Infanterie gegen die

Digitized by Google

Anhöhen vor, auf denen der Feind ſtand. Trotz des feindlichen Kugelregens kletterte ſie muthig über den Verhack, den die Ruſſen zum Schutz ihrer Stellung angelegt hatten, erſtieg die Anhöhen und eroberte die Batterien. Ein ruſſiſches Regiment nach dem andern wurde geworfen; bald waren die Preußen im vollkommenen Beſitz der Anhöhen, welche die Stellung des linken ruſſiſchen Flügels ausgemacht hatten; eine große Menge von Gefangenen und feindlichen Kanonen war in ihren Händen. Erſt jenſeit einer Schlucht mit ſteil abfallenden Seitenwänden, der Kuhgrund genannt, ſammelten ſich die Ruſſen wieder und ſtellten den Preußen neugeordnete Schaaren entgegen. Doch war das für die Preußen kein Hinderniß; ſie ſprangen in die Schlucht und erkletterten den ſteilen Rand auf der andern Seite. Vergebens bemühten ſich die Ruſſen, ſie wieder hinabzuſtürzen; ſie behaupteten ſich ſiegreich auch auf dieſer Seite und trieben wiederum ein feindliches Regiment nach dem andern zurück.

Es war 5 Uhr Nachmittags. Zwei Drittheile des Feindes waren geſchlagen und aus ihrer Stellung vertrieben, 90 Kanonen waren in den Händen der Preußen, der Sieg war ſo gut wie entſchieden, und ſchon flogen Couriere mit der freudigen Nachricht nach Berlin. Es war vorauszuſehen, daß der Feind nach einem ſo gewaltigen Schlage nur auf den Rückzug bedacht ſein würde. Aber Friedrich war nicht gewillt dem Geſchlagenen goldne Brücken zu bauen; da das Schickſal des Tages ihm bis dahin ſo günſtig geweſen war, ſo hoffte er, daß es ihm nun auch gelingen würde, die Macht des Gegners gänzlich zu vernichten. Vergebens machte man ihm Vorſtellungen, wie viel die eigne Infanterie bereits gelitten habe, wie erſchöpft ſie von dem heißen Tage ſei, wie gefährlich es ſei, den Feind zur Verzweiflung zu bringen, und wie deſſen rechter Flügel noch die vortrefflichſte Stellung inne habe. In der That beherrſchten die Anhöhen, auf denen der rechte feindliche Flügel ſtand, — die ſogenannten Judenberge, — die Reihe der Hügel, die man bis jetzt bereits gewonnen hatte; amphitheatraliſch hoben ſie ſich über dieſen empor, und noch war die feindliche Armee reichlich mit Geſchütz verſehen. Friedrich aber blieb bei ſeiner Meinung und befahl erneuten Angriff. Im heftigen Gewehrfeuer ſtanden beide Armeen einander

Digitized by Google

gegenüber; aber den Preußen fehlte es an ſchwerem Geſchütz, das in dem ſandigen Boden nicht auf die Anhöhen folgen konnte, während die feindlichen Kanonen von den Judenbergen aus furchtbar in ihren Reihen wütheten. Tief erſchöpft, vermochten ſie bald nicht mehr ſo regelmäßig zu feuern wie bisher. Sie konnten dem Feinde keinen weitern Vortheil abgewinnen; aber noch behaupteten ſie ſtandhaft ihre Stellung. Jetzt erhielt die preußiſche Cavalerie, die, durch mancherlei Hinderniſſe des Bodens aufgehalten, bisher keinen Theil am Gefechte gehabt, den Befehl, auf die feindliche Armee vorzurücken. Aber ein Theil der preußiſchen Reiter ſtürzte in Wolfsgruben, die von den Ruſſen angelegt waren, andre wurden von einem wilden Kartätſchenfeuer empfangen, Seydlitz, ihr Führer, fiel verwundet, und als nun auch einige feindliche Cavalerieregimenter gegen ſie ausrückten, ſo wurden ſie bald gänzlich zurückgeworfen.

So war wiederum eine Stunde des Kampfes verfloſſen. Bisher hatten nur einzelne Regimenter des öſterreichiſchen Hülfs-Corps an dem Gefechte Theil genommen; jetzt gewahrte Loudon, daß für ihn der entſcheidende Augenblick gekommen ſei. Unverzüglich brach er mit ſeinen Reiterſchaaren auf, durchzog, von den Preußen ungeſehen, eine tiefe Schlucht, die ſeit jenem Tage der Loudonsgrund heißt, und fiel plötzlich der preußiſchen Armee, die ſchon in Unordnung ſtand, in die Seite und in den Rücken. Nun vermochte dieſe nicht mehr ihre Stellung zu behaupten; ſie wandte ſich zum Rückzuge. Friedrich that Alles, um das Schickſal des Tages feſtzuhalten; er ermunterte die Seinen zur ſtandhaften Ausdauer, er führte die Bataillone auf's Neue dem Feinde entgegen, — umſonſt! Schon war ein Pferd unter ihm erſchoſſen, ſchon waren verſchiedene Offiziere und Adjutanten an ſeiner Seite gefallen, ſchon mehrere Schüſſe durch ſeine eigne Uniform gegangen, er wich nicht. Ein neuer Schuß traf die Bruſt des zweiten Pferdes, das er beſtiegen hatte; ein Adjutant und ein Unteroffizier, die Einzigen, die ſich in der Nähe befanden, ſprangen hinzu und fingen ihn mit ihren Armen auf, als das Pferd ſich eben auf die Seite werfen wollte. Kein Reſervepferd war mehr da; er beſtieg das des Adjutanten; eine feindliche Kugel ſchlug an ſeine Hüfte, aber ſie ward durch ein goldnes Etui, das er in der

Digitized by Google

Taſche trug, in ihrem argen Laufe aufgehalten. Jetzt trafen andre Offiziere ein, dem Könige Rapport über den weitern Verlauf des Unheiles zu bringen; ſie baten ihn dringend, die gefährliche Stelle zu verlaſſen. Er aber rief aus: „Wir müſſen Alles verſuchen, um die Schlacht wieder zu gewinnen: ich muß hier, ſo gut wie ihr, meine Schuldigkeit thun!“ All ſeine Ausdauer fruchtete zu nichts. Auf's Neue drangen die Feinde ungeſtüm vor, und in wilder Unordnung flohen die Preußen vom Schlachtfelde, ſich in den benachbarten Wäldern vor dem Grimm der Gegner zu bergen. Durch das Getümmel hörte man die Stimme des Königs, der in gänzlicher Verzweiflung die Worte ausrief: „Giebt es denn heute keine verwünſchte Kugel für mich?“

Ein Trupp preußiſcher Huſaren war unter den Letzten auf dem Schlachtfelde. Als auch dieſe, ſich vor den andrängenden Koſackenſchwärmen zu retten, ihren Pferden die Sporen gaben, rief plötzlich ein Huſar ſeinem Führer zu: Herr Rittmeiſter, da ſteht der König! Sich umwendend, erblickte der Offizier den König, der ganz allein, nur in Begleitung eines Pagen, welcher ſein Pferd hielt, auf einem Sandhügel ſtand; er hatte ſeinen Degen vor ſich in die Erde geſtoßen und blickte mit verſchränkten Armen dem herannahenden Verderben entgegen. Eilig ſprengten die Huſaren auf ihn zu. Nur mit Mühe konnte ihn der Rittmeiſter überreden, ſich auf das Pferd zu werfen und auf ſeine Rettung bedacht zu ſein. Endlich folgte er den Bitten des Offiziers und rief: „Nun, Herr, wenn Er meint, vorwärts!“ Aber ſchon waren die Koſacken ganz nahe gekommen. Der Rittmeiſter wandte ſich und ſchoß den feindlichen Offizier vom Pferde. Das machte die Verfolger einen Augenblick ſtutzen; Friedrich gewann mit ſeiner kleinen Schaar einen Vorſprung, und jene vermochten ihn nicht wieder einzuholen.

Friedrich übernachtete in einem kleinen Dorfe an der Oder, in einer zertrümmerten Bauerhütte. Die Huſaren hatte er ausgeſandt, ſeine zerſtreuten Truppen ſoviel als möglich zu ſammeln. Nur der Page und ein Livreebedienter waren bei ihm; beide hielten abwechſelnd vor dem Hauſe Wache. Einige Verwundete, die im Dorfe lagen, hörten von der Anweſenheit des Königs und kamen, den Wachedienſt zu theilen, bis endlich eine größere Truppenzahl zum Schutz des Königs anlangte.

Digitized by Google

Man hatte ihn ſelbſt bereits todt geglaubt. Friedrich aber war überzeugt, daß, wenn die Ruſſen irgend ihren Sieg benutzten, keine Rettung für ihn möglich ſei. Gefangenſchaft aber und die zu erwartenden ſchmachvollen Bedingungen, die ſich an ſeine Freigebung knüpfen würden, gedachte er nicht zu überleben. Darum benutzte er die Nacht, ſeine letzten Verfügungen zu treffen. Prinz Heinrich ſollte Generaliſſimus ſeiner Armee werden und dieſe ſeinem Neffen, Friedrich Wilhelm, dem fünfzehnjährigen Thronfolger, ſchwören. Der Hof und die Archive ſollten aus Berlin, wohin er die Feinde auf allen Seiten in Anmarſch glaubte, geflüchtet werden. Dem Staats-Miniſter, Grafen Finckenſtein, ſchrieb er: „Ich habe keine Hülfe mehr, und, um die Wahrheit zu ſagen, ich glaube, daß Alles verloren iſt. Ueberleben werde ich den Sturz meines Vaterlandes nicht. Leben Sie wohl auf ewig!“

So verzweifelt Friedrich's Lage war, ſo ſehr er für ſeine eigne Perſon von jedem Augenblick das Schlimmſte befürchten konnte, ſo fühlte ſein Herz doch zugleich die innigſte Theilnahme an dem Unheil, das ſo viele ſeiner Getreuen betroffen, ſo rüſtig war er zu helfen bedacht, wo er noch helfen konnte. Zwei junge Offiziere ſeiner Armee waren unter Andern auf eine furchtbare Weiſe verwundet worden; dem einen war durch eine Kanonenkugel der größte Theil des Armes weggeriſſen, dem andern war eine Kartätſchenladung von gehacktem Eiſen in's Geſicht und in den Arm geſchoſſen. Man hatte ſie in jenes Dorf gebracht, in welchem Friedrich ſein Nachtquartier nahm; hier erholten ſie ſich wieder, allein kein Feldchirurg wollte die ſchweren Wunden verbinden. Der Erfolg der Schlacht war ihnen noch unbekannt, als Friedrich unerwartet des Abends in die Stube trat, wo ſie auf der Erde in ihrem Blut lagen. Seine erſten Worte waren: „Ach Kinder, Ihr ſeid wohl ſchwer bleſſirt?“ Sie erwiederten: „Ja, Ew. Majeſtät; allein das iſt das Wenigſte! Wenn wir nur wüßten, ob Sie geſiegt hätten: denn wir hatten ſchon zwei Redouten hinter uns und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf.“ Der König ſagte: „Ihr habt es bewieſen, daß Ihr unüberwindlich ſeid, das Uebrige iſt Zufall. Verliert nicht den Muth: es wird Alles, auch Ihr werdet beſſer werden. Seid Ihr ſchon verbunden? hat man Euch zur Ader gelaſſen?“ — „Nein, Ew. Majeſtät,“

erwiederten ſie, „kein Teufel will uns verbinden.“ — Auf der Stelle ward ein Arzt gerufen, dem Friedrich ſeinen Unwillen über die ſchlechten Anſtalten zu erkennen gab und befahl, für dieſe braven Leute alle Sorgfalt zu verwenden. Der Arzt ſah die Wunden, zuckte die Achſeln und verſicherte, daß hier kein Verbinden helfen könne und alle Mittel vergebens wären, wenn auch dem Einen der Arm abgenommen würde. Der König faßte die jungen Krieger bei der Hand und zeigte ſie dem Arzte mit den Worten: „Hier ſehe Er nur, die Leute haben noch kein Fieber! Bei ſolchem jungen Blut und friſchem Herzen pflegt die Natur allezeit Wunder zu thun.“ Beide Offiziere wurden in der That gerettet, dienten bis zum Frieden und wurden dann mit guten Verſorgungen bedacht. Friedrich aber, der in jenem Zimmer hatte übernachten wollen, nahm mit einer ſchlechtern Behauſung vorlieb. — Die furchtbaren Bilder der Zukunft hatten ihn auf ſeinem kümmerlichen Strohlager nicht ſchlafen laſſen. Als ihm am folgenden Morgen ein Offizier berichtete, daß man noch einiges Geſchütz gerettet habe, rief er dieſem wild entgegen: „Herr, Er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!“ Niemand wagte es, ſich ihm zu nähern. Nur dem alten Oberſten Moller klagte er vertraulich ſein Leid. Dieſen fragte er, wie es doch komme, daß ſeine Armee nicht mehr ſo viel leiſte, wie früher. Moller, vielleicht des Tages von Leuthen und der damaligen frommen Stimmung des Heeres gedenkend, antwortete, daß ſeit geraumer Zeit ſchon keine Betſtunde mehr in der Armee gehalten ſei. Friedrich gab am folgenden Tage den Befehl, daß der Feldgottesdienſt fortan wieder in ſtrenger Regelmäßigkeit abgehalten werde.

Die Ruſſen hatten es verſäumt, die Früchte ihres Sieges zu pflücken. Ihre Generalität verſammelte ſich am Abend nach der Schlacht in einem Bauerhauſe, zu berathſchlagen, ob den beſiegten Preußen nachzuſetzen ſei oder nicht. Erſchöpft von der Hitze des Tages, ließ man vorerſt erfriſchendes Getränk kommen, und bald waren darüber die Gedanken an alle weiteren Anſtrengungen verſchwunden. Friedrich ward in der Nacht nicht weiter beunruhigt; ſchon am folgenden Morgen ſammelte ſich ein Corps von 18,000 Mann ſeiner zerſtreuten Truppen um ihn; mit dieſen ging er ungeſtört über die Oder, brach die Brücken ab und lagerte ſich zwiſchen Frankfurt und Cüſtrin. Er ſah jetzt, daß der

Digitized by Google

Feind ihm doch noch Hoffnung übrig laſſe. Kurz vor der Schlacht hatte er durch einen Adjutanten des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig die Nachricht von dem glorreichen Siege bei Minden erhalten; er hatte den Botſchafter gebeten, bis nach der Schlacht zu verweilen, damit er ihm das Gegencompliment an den Herzog mitgeben könne. Jetzt entließ er ihn mit den Worten: „Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine ſo gute Botſchaft nicht beſſer hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückwege noch gut durchkommen und Daun nicht ſchon in Berlin und Contades in Magdeburg finden, ſo können Sie Herzog Ferdinand von mir verſichern, daß noch nicht viel verloren iſt!" — Allmälig erſt konnte man die Größe des Verluſtes ermeſſen; über 18,000 Mann, 172 Geſchütze, 26 Fahnen und 2 Standarten, außerdem alles eroberte Geſchütz, hatten die Preußen verloren. Viele der erſten Offiziere der Armee waren ſchwer verwundet. Traurig war das Schickſal eines Dichters, den die eben aufblühende deutſche Poeſie zu ihren Lieblingen zählte und der tapfer in den Reihen der Preußen mitgekämpft hatte, des Majors Chriſtian Ewald von Kleiſt. Ein Kartätſchenſchuß hatte ihm das Bein zerſchmettert; Koſacken hatten ihn ſeiner Kleider beraubt und in einen Sumpf geworfen; ruſſiſche Huſaren hatten ihm darauf einige Pflege angedeihen laſſen, aber auf's Neue war er von Koſacken ausgeplündert worden. Erſt am folgenden Mittage fand ihn ein ruſſiſcher Offizier, der ihn nach Frankfurt bringen ließ, wo er, trotz der eifrigſten Pflege, am 24. Auguſt ſtarb. Im feierlichen Zuge, an dem die Ruſſen ebenſo wie die Mitglieder der Frankfurter Univerſität Theil nahmen, ward er begraben; ein ruſſiſcher Stabsoffizier legte ihm den eignen Degen auf den Sarg, „damit ein ſo würdiger Offizier nicht ohne dies Ehrenzeichen begraben werde."

Aber auch der Verluſt der feindlichen Armee war nicht gering; er belief ſich auf mehr als 16,000 Mann. Darum ſchrieb Soltikof an ſeine Kaiſerin: „Der König von Preußen pflegt ſeine Niederlagen theuer zu verkaufen; noch einen ſolchen Sieg und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben."

Friedrich war der feſten Ueberzeugung, die Feinde würden jetzt ihren Sieg wenigſtens dazu benutzen, in die Mark und nach der wehr-

Digitized by Google

loſen Reſidenz vorzudringen. Genügende Veranlaſſung gab ihm zu ſolcher Meinung der Uebergang der Ruſſen über die Oder und die Annäherung der öſterreichiſchen Hauptmacht unter Daun nach der Niederlauſitz. Er zog ſomit Alles, was nur von militairiſchen Kräften zuſammenzubringen war, an ſich, ließ neue Geſchütze aus ſeinen Zeughäuſern zur Armee kommen und lagerte ſich, den Weg nach Berlin vertheidigend, bei Fürſtenwalde an der Spree. Indeß, was Jedermann erwarten mußte, geſchah nicht. Die Feinde blieben geraume Zeit in ihren Stellungen, ohne etwas zu unternehmen. Daun wünſchte den Zug nach Berlin den Ruſſen aufzubürden; Soltikof aber, empfindlich über die bisherige Ruhe der öſterreichiſchen Hauptmacht, entgegnete, daß er jetzt zwei Schlachten gewonnen habe und, bevor er ſeine Truppen auf's Neue opfere, erſt auf die Nachricht zweier öſterreichiſcher Siege warten wolle. So entſpann ſich ein Zwieſpalt zwiſchen den feindlichen Heerführern, der weſentlich dazu diente, Friedrich's Schickſal zu erleichtern.

Doppelt erwünſcht kam dem Könige dieſe Stockung in den feindlichen Unternehmungen, da ſich unterdeſſen in Sachſen die drohendſte Gefahr bereitet hatte. Die Reichsarmee war in das von Truppen faſt ganz entblößte Land eingerückt, hatte in kurzer Friſt Leipzig, Torgau und Wittenberg erobert und ſchritt zur Belagerung von Dresden. Schmettau, der die preußiſche Beſatzung in Dresden commandirte, ſchickte ſich zu einer ebenſo hartnäckigen Vertheidigung, wie im vorigen Jahre, an; da empfing er einen Befehl, den Friedrich unmittelbar nach der Niederlage von Kunersdorf, in ſeiner größten Bedrängniß, geſchrieben hatte, daß er es nicht auf das Aeußerſte ankommen laſſen und vornehmlich nur darauf bedacht ſein ſolle, die königlichen Kaſſen zu retten. Dieſer Befehl nahm ihm plötzlich den Muth zur weiteren Vertheidigung; er ahnte es nicht, daß Friedrich ſofort zwei Corps zum Entſatze geſandt hatte und daß dieſe ſchon in der Nähe waren; er capitulirte, und auch Dresden ging in die Hände der Feinde über.

Prinz Heinrich hatte ruhig in ſeinem Lager bei Schmottſeifen an der ſchleſiſchen Grenze geſtanden und bis dahin für ſeine Ruhe nur den Spott der Oeſterreicher eingeärndet. Jetzt brach er plötzlich im Rücken

Digitized by Google

des öſterreichiſchen Heeres auf, ſchlug einzelne Abtheilungen deſſelben, vernichtete die Magazine, aus denen Daun ſeinen Unterhalt bezog, und nöthigte dieſen, ſich gegen ihn zu wenden. Daun gedachte, nach ſo unangenehmer Veränderung der Dinge, den Prinzen nur von Sachſen abzuhalten; aber dieſer kam ihm zuvor. Schon hatten jene von Friedrich abgeſandten Corps glückliche Fortſchritte gemacht und Heinrich konnte ſich nun mit ihnen vereinigen. Daun aber, der um Alles nicht Sachſen, das wichtigſte Ziel der öſterreichiſchen Operationen, aufgeben wollte, verließ hierauf ganz die Stellung in der Nähe der ruſſiſchen Armee; er wandte ſich gegen Prinz Heinrich, und nun begann zwiſchen beiden eine Reihe künſtlicher Manoeuvres, die es, außer manchen einzelnen, für die Preußen glücklichen Gefechten, endlich dahin brachten, daß die Oeſterreicher und die mit ihnen verbundene Reichsarmee den größten Theil ihrer ſächſiſchen Eroberungen verloren und daß vornehmlich nur Dresden allein in ihren Händen blieb.

Die Ruſſen hatten indeß ihr Lager in der Nähe von Frankfurt verlaſſen und ſich ſüdlich, gegen die ſchleſiſchen Grenzen, gewandt. Friedrich war ihnen zur Seite gefolgt. Als aber Soltikof hörte, daß Daun ſich, ſtatt der ruſſiſchen Armee eine verſprochene neue Verſtärkung (das Loudon'ſche Corps befand ſich noch bei den Ruſſen) zuzuſchicken, mit ſeiner ganzen Macht nach Sachſen gewandt habe, als es auch an dem verſprochenen Proviant gebrach, da entſchloß er ſich, nach Polen zurückzukehren. Daun ließ ihm ſtatt des Proviants eine Unterſtützung an Gelde anbieten, aber Soltikof antwortete, die Ruſſen äßen kein Geld. Daun jedoch wünſchte dringend, Friedrich's Armee von Sachſen abzuhalten; und ſo ließ ſich Soltikof noch einmal bewegen, in ſeinem Marſche nach Schleſien fortzufahren. Er machte ſich bereit, Glogau zu belagern; als er ſich aber dieſer Feſtung näherte, hatte ihn Friedrich bereits umgegangen und ihm durch eine feſte Stellung den Weg verlegt. Nach mancherlei vergeblichen Verſuchen ging Soltikof nun wirklich, gegen Ende Octobers, nach Polen zurück. Gerade um dieſe Zeit war Friedrich auf's Heftigſte vom Podagra befallen; er konnte weder reiten noch fahren und mußte ſich von ſeinen Soldaten tragen laſſen. Gleichwohl ließ er ſich auch durch dieſen neuen und unerwarteten Feind nicht in

Digitized by Google

den Pflichten ſeines königlichen Berufes ſtören. Standhaft trotzte er den Schmerzen des Körpers und hielt ſeinen Geiſt frei, um, wie in den Tagen der Geſundheit, Alles überſchauen und leiten zu können. Es war in Köben, einem ſchleſiſchen Städtchen an der Oder, wo er die Generale ſeiner Armee nach dem Abmarſch der Ruſſen zu ſich rufen ließ. Sie fanden ihn in einem ärmlichen Zimmer liegen, äußerſt blaß, um das Haupt ein Tuch gebunden und mit einem Zobelpelze bedeckt. Trotz der heftigen Schmerzen, die ihn quälten, redete er ſie mit Heiterkeit an. „Ich habe Sie, Meſſieurs," — ſo ſprach er, — „hieher berufen laſſen, um Ihnen meine Dispoſitionen bekannt zu machen und Sie zugleich zu überzeugen, daß die Heftigkeit meiner Krankheit mir nicht geſtattet, mich der Armee perſönlich zu zeigen. Verſichern Sie alſo meinen braven Soldaten, daß es nicht eine gemachte Krankheit iſt; ſagen Sie ihnen, daß, ungeachtet ich dieſe Campagne hindurch viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen werde, als bis Alles wieder hergeſtellt iſt; daß ich mich auf ihre Bravour verlaſſe und daß mich nichts als der Tod von meiner Armee trennen ſoll." Nun gab er mit bewunderungswürdiger Ruhe alle Anordnungen, die die veränderten Verhältniſſe erforderten. Ein Theil ſeiner Armee ward zur Deckung von Schleſien beſtimmt; ein andrer Theil ward zur Unterſtützung des Prinzen Heinrich nach Sachſen geſandt.

Die Muße, zu der Friedrich theils durch die Bewegungen der Ruſſen, theils durch ſeine Krankheit genöthigt war, trug indeß Früchte eigenthümlicher Art, die eben nur bei einem Friedrich zur Erſcheinung kommen konnten. Wie er jeden freien Augenblick auszukaufen wußte, wie er im Lager überall ſeine kleine Handbibliothek mit ſich führte und ſtets wiſſenſchaftliche Genoſſen zu ſeiner Seite hatte, wie er durch Lectüre und eigne ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſeinen Geiſt unabläſſig erfriſchte und ſtärkte, ſo auch in dieſer trüben Zeit. Er hatte die Geſchichte Karl's XII., jenes genial abenteuerlichen Schwedenkönigs, vorgenommen und fand ſich dadurch zu der Abfaſſung einer ſehr intereſſanten kleinen Schrift: „Betrachtungen über den Charakter und die Talente Karl's XII.," veranlaßt. Er ſchrieb darüber an den Marquis d'Argens: „Da ich unaufhörlich mit militairiſchen Ideen beſchäftigt bin, ſo wendet

Digitized by Google

ſich mein Geiſt, den ich gern zerſtreuen möchte, dieſen Gegenſtänden in einem ſolchen Maße zu, daß ich ihn für jetzt auf keine andern Dinge zu richten vermag.“ Im folgenden Winter ließ er die Schrift drucken, doch nur zwölf Exemplare davon abziehen, die er unter ſeine Freunde vertheilte.

Kaum aber war die Krankheit gewichen, ſo eilte auch Friedrich nach Sachſen, wo die Verhältniſſe ſich inzwiſchen ſehr günſtig geſtellt hatten. Die feindliche Armee war bis gegen Dresden zurückgedrängt. Am 14. November traf Friedrich bei den Seinen ein und konnte dem Bruder, deſſen glückliche Maßregeln in der Lauſitz und in Sachſen vor Allem dazu gedient hatten, dem ganzen Feldzug eine glückliche Wendung zu geben, die gerechteſten Lobſprüche bringen. „Heinrich,“ ſo ſagte er, „iſt der einzige General, welcher in dieſem Feldzug keine Fehler gemacht hat.“ Aber die glücklichen Erfolge ſollten jetzt auch mit dem größten Nachdrucke zu Ende geführt werden. Friedrich ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Armee, verfolgte den zurückweichenden Feind und lieferte ihm bei dem Dorfe Krögis ein verderbliches Gefecht. Dann ſandte er verſchiedne Corps in den Rücken des Gegners, der ſich hinter dem Plauenſchen Grunde in eine feſte Stellung zurückgezogen hatte. Eins dieſer Corps brach in Böhmen ein und kehrte mit reichlichen Contributionen und einer Menge von Gefangenen zurück. Ein zweites, größeres Corps, unter dem General Finck, ward nach Maxen geſandt, Daun den Rückzug abzuſchneiden oder zu erſchweren. Aber dies war eine gefährliche Aufgabe; Finck machte Gegenvorſtellungen, doch antwortete Friedrich: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann: mach' Er, daß Er fortkommt.“ Finck ergab ſich mit trüber Ahnung in ſein Schickſal. In der That ſah er ſich bald von der feindlichen Uebermacht eingeſchloſſen; vergebens ſuchte er ſich, am 21. November, durch muthigen Kampf aus ſeiner ungünſtigen Stellung zu erretten. Er ward genöthigt, ſich mit ſeinem ganzen Corps, 12,000 Mann ſtark, zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Dieſem plötzlichen Unglück folgte bald noch ein zweites. Ein preußiſches Corps unter dem General Dierecke, welches am jenſeitigen Elbufer ſtand, ſollte auf gleiche Weiſe von den Oeſterreichern aufgehoben werden. Dierecke verſuchte

Digitized by Google

über Nacht ſich über den Strom zurückzuziehen; aber ſchon hatte ein heftiger Eisgang begonnen, ſo daß das Unternehmen nur mit großer Schwierigkeit von Statten ging; nur ein Theil der Preußen entkam, die übrigen, 1500 Mann an der Zahl, fielen ebenfalls in die Hände des Feindes.

So hatten noch zum Schluſſe des Jahres die Verhältniſſe in Sachſen wiederum eine üble Wendung genommen. Daun hatte jetzt nicht mehr Luſt, ſich nach Böhmen zurückzuziehen; Friedrich's Armee war durch dieſe Unglücksfälle wieder bis auf die geringe Zahl von 24,000 Mann zurückgekommen; alle Welt erwartete, daß er nun auch die zuletzt errungenen Vortheile wieder einbüßen werde. Aber Friedrich wich keinen Schritt. Dem Feinde gegenüber blieb er, trotz der furchtbaren Kälte, die jetzt eintrat, in ſeinem kleinen Lager bei Wilsdruf. Seine Armee lieferte, täglich abwechſelnd, vier Bataillone, welche das Lager beziehen mußten, deſſen Zelte eingefroren und hart wie Bretter waren. Die Soldaten legten ſich in den Zelten übereinander, um ſich gegenſeitig gegen die grimmige Kälte Schutz zu geben. Die übrigen Theile der Armee cantonnirten umher in den Dörfern. Die Offiziere ſuchten ſich hier in den Stuben und Kammern zu erwärmen, die Gemeinen bauten ſich Brandhütten und lagen Tag und Nacht am Feuer. Die Kälte forderte eine große Anzahl von Opfern. Aber dem Feinde war durch dies kühne Unternehmen jede Gelegenheit zum Vorrücken genommen; Daun ſah ſich genöthigt, auch ſeine Truppen denſelben Unbequemlichkeiten und Leiden auszuſetzen, ohne doch etwas gewinnen zu können. Endlich traf bei Friedrich's Armee eine Verſtärkung ein, welche ihm der Erbprinz von Braunſchweig zuführte. Jetzt erſt, im Januar, ließ er ſeine Truppen regelmäßige Winterquartiere beziehen; das Hauptquartier wurde nach Freiberg verlegt, wo Friedrich die übrigen Wintermonate zubrachte.

So ward endlich ein Feldzug zum Schluſſe gebracht, der den Preußen Unheil zugefügt hatte, wie noch keiner der früheren. Und doch hatte Friedrich von Allem, was er vor dem Beginn deſſelben beſeſſen, nichts weiter verloren als Dresden und einen Theil der Umgegend, ſowie einige wenig bedeutende Beſitzungen in Pommern, die von den Schwe-

Digitized by Google

den, bei dem Abmarſch des größten Theiles der preußiſchen Truppen aus jener Gegend, eingenommen waren. Zu weiteren Erfolgen hatten es die vereinten Anſtrengungen ſeiner übergewaltigen Gegner nicht gebracht.

Dreiunddreißigſtes Capitel.

Beginn des Feldzuges von 1760. Dresden und Liegnitz.

Bei den unausgeſetzten Anſtrengungen, zu denen ſich Friedrich ſeit vier Jahren genöthigt geſehen, bei den geringen Mitteln, die ihm, im Vergleich mit der überwiegenden Macht ſeiner Gegner, zu Gebote ſtanden, mußte die Fortſetzung des Krieges, auch wenn das neue Jahr nicht eben ſo verderbliche Früchte tragen ſollte, wie das vergangene, doch ſeine Kräfte allmälig aufreiben, mußten doch endlich die empörten Wogen über dem gebrechlichen Schifflein, das er führte, zuſammenſchlagen. Friedrich fühlte das nur zu deutlich; und darum ließ er wenigſtens nichts unverſucht, den wilden Sturm zu beſchwören oder ihm eine andre Richtung zu geben. Der König von Spanien war im vergangenen Jahre geſtorben; Oeſterreich hatte Anſprüche auf das ſpaniſche Erbe in Italien, Sardinien ebenfalls. Friedrich ſchickte einen Abgeſandten nach Turin, einen andern nach Madrid, beide Höfe zum Kriege zu erregen; aber er fand kein ſonderlich geneigtes Gehör. Maria Thereſia ſelbſt ließ ihre italieniſchen Anſprüche vor der Hand auf ſich beruhen, da ihr noch immer keine Erwerbung ſo am Herzen lag, als die von Schleſien. Eben ſo vergeblich waren die Verſuche, Friedens-Unterhandlungen mit Frankreich in's Werk zu richten. Zwar hatte der Krieg, neben den übrigen Ausſchweifungen des Hofes, die Finanzen des franzöſiſchen Staates bereits im höchſten Grade zerrüttet, zwar bezeigte ſich in der That der Hof von Verſailles den Anerbietungen, welche England machte, nicht abgeneigt; als aber England erklärte, daß Preußens Integrität die unerläßliche Bedingung eines jeden Friedens-

ſchluſſes ſei, da ward Alles wiederum abgebrochen. Noch ſpielte die Maitreſſe des Königs, die der fortgeſetzten Verachtung von Seiten Friedrich's eben nur immer glühenderen Haß entgegenzuſetzen wußte, frechen Muthes mit dem Glücke des franzöſiſchen Volkes; noch gab ſie auf alle warnenden Stimmen jene Antwort zurück, die in wahnſinnigem Uebermuth das Schickſal herausforderte und die dereinſt ſo furchtbar in Erfüllung gehen ſollte: „Nach uns die Sündfluth!“ — So konnte es nicht fehlen, daß, ſtatt des erſehnten Friedens, das kriegeriſche Bündniß zwiſchen Frankreich, Oeſterreich und Rußland, oder richtiger — denn es handelte ſich ja nicht um die Intereſſen der Völker, ſondern nur um die Befriedigung perſönlicher Leidenſchaften, — das Bündniß zwiſchen der Pompadour, Maria Thereſia und Eliſabeth nur feſter geſchloſſen ward.

Für Friedrich aber blieb ſomit, außer der Hülfe, die England ihm gewährte, keine weitere Hoffnung übrig, als die in der Ueberlegenheit ſeines eignen Geiſtes, in dem unerſchrockenen Muthe, den er ſeinen Schaaren einzuflößen wußte, und in dem Umſtande beruhte, daß er ſchon ſeither in den Unternehmungen der Gegner nicht eben allzugroße Uebereinſtimmung bemerkt hatte. Alle Mittel, die ihm nur zu Gebote ſtanden, wurden nunmehr zu neuen Rüſtungen angewandt. Doch konnte er ſich nicht entſchließen, ſeinen eignen Unterthanen, die ſchon genug durch den Krieg zu leiden hatten, beſondre Abgaben zu dieſem Zwecke aufzubürden; dagegen mußten Sachſen, Mecklenburg, auch die anhaltiſchen Fürſtenthümer auf's Neue außerordentliche Lieferungen machen und ſtarke Contributionen zahlen. Sie mußten zugleich Rekruten ſtellen; doch reichten dieſe, auch die neuen Mannſchaften, die aus dem eignen Lande zur Armee ſtießen, lange nicht hin, um das zuſammengeſchmolzene Heer wieder vollzählig zu machen; über das ganze deutſche Reich ward zugleich ein förmliches Werbeſyſtem für die preußiſchen Armeen ausgebreitet, und auch die kriegsgefangenen Oeſterreicher mußten ſich zum preußiſchen Dienſte bequemen. Zu der letztern Maßregel ſchritt Friedrich, ſeit das Wiener Kabinet ſich ermüßigt geſehen, die Auswechſelung der Gefangenen zu verbieten. Bei alledem aber hatte Friedrich bei der Eröffnung des neuen Feldzuges kaum 90,000 Mann zuſam-

Digitized by Google

mengebracht, während ſeine unmittelbaren Gegner ihm mehr als 200,000 Mann entgegenſetzen konnten. Zugleich waren es nicht mehr Truppen wie die, mit denen Friedrich den Krieg begonnen hatte; junge Burſche, die noch keinen Feind geſehen, waren aus dem Inlande, unzuverläſſige Mannſchaften aus dem Auslande herbeigekommen. Indeß brachten jene eine nationale Begeiſterung mit, wurden dieſe durch die ſtrenge Zucht des preußiſchen Dienſtes, beide durch den begeiſternden Glanz gefeſſelt, der trotz der Verluſte des vorigen Jahres noch immer feſt an dem Namen der Armee des großen Friedrich haftete. Die ganze Zeit der Winterruhe wurde mit raſtloſer Einübung der Neugeworbenen ausgefüllt.

Inmitten all dieſer Sorgen blieben auch jetzt Wiſſenſchaft und Kunſt Friedrich's treue Tröſterinnen. Auch jetzt ſuchte er den Schmerz über die arge Zerriſſenheit ſeiner Zeit mit den Worten der Dichtung auszuſprechen, und rührend und ergreifend wirkt das Gefühl, welches in dieſen Gedichten athmet, noch heute auf den Leſer. Merkwürdig iſt beſonders die große „Ode an die Deutſchen", welche Friedrich im März 1760 ſchrieb. Mit eindringlichen Worten hält er hier den deutſchen Völkern „den Söhnen einer gemeinſamen Mutter", ihren Wahnſinn vor, ſich gegenſeitig zu zerfleiſchen, Fremde zum Brudermorde in die ſchöne Heimath hereinzuführen und ihnen ſo den Zugang zum Herzen des Vaterlandes zu eröffnen; dann weiſt er ſie auf die Bahnen, wo ein ehrenhafter Ruhm für ſie zu erkämpfen ſei; am Schluſſe des Gedichtes ermahnt er ſein Preußenvolk auf's Neue zu ſtandhafter Ausdauer. Auch ſah ſich Friedrich in dieſer Zeit zu einer neuen, öffentlichen Herausgabe ſeiner früheren Gedichte genöthigt, als in Frankreich ein Nachdruck derſelben erſchien, welcher ſämmtliche ſatiriſche Ausfälle auf politiſche Perſonen der Zeit, die nur den vertrauten Freunden mitgetheilt waren, enthielt. Man hat überzeugende Gründe, die Herausgabe dieſes Nachdrucks Voltaire zuzuſchreiben, der dadurch die Feinde des Königs nur um ſo mehr aufreizen und ſeiner noch ungeſtillten Rachbegier einige Befriedigung gewähren wollte.

Daſſelbe Gefühl, wie in den Gedichten dieſer Zeit, ſpricht ſich auch in den Briefen aus, in denen Friedrich ſeinen Freunden ſeine Lage und ſeine Gedanken ohne weiteren Rückhalt mittheilt. So ſchreibt er

Digitized by Google

im März 1760 an Algarotti, den er ebenfalls zu ſeinen Vertrauteſten zählte: „Der irrende Jude, wenn er jemals exiſtirt hat, hat kein ſo irrendes Leben geführt, wie das meine iſt. Man wird am Ende wie die Dorf-Komödianten, die keinen Heerd und keine Heimath haben; wir laufen durch die Welt, um unſre blutigen Tragödien da aufzuführen, wo unſre Feinde uns eben erlauben, unſer Theater aufzuſchlagen.... Der letzte Feldzug hat Sachſen an den Rand des Abgrundes geführt. So lange es mir das Glück verſtattete, habe ich dies ſchöne Land geſchont: jetzt iſt Verwüſtung überall. Und ohne von dem moraliſchen Uebel zu ſprechen, das dieſer Krieg bringen wird: das phyſiſche Uebel wird nicht das kleinere ſein, und wir können uns Glück wünſchen, wenn die Peſt nicht noch darauf folgt. Wir arme Thoren, die wir nur einen Augenblick zu leben haben! wir machen uns dieſen Augenblick ſo hart, als wir nur vermögen, wir gefallen uns darin, die ſchönſten Werke, die Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts als ein haſſenswerthes Andenken an unſre Zerſtörungen und an das Elend, das ſie verurſacht haben, zu hinterlaſſen!“

Friedrich ſah ſich wiederum nach dem Schluſſe der Winterruhe, wie im vorigen Jahre, genöthigt, ſeine Armeen in ihren vertheidigenden Stellungen verharren zu laſſen; zu einem Angriffskriege reichten ſeine Kräfte nicht hin. Doch verging geraume Zeit, ehe die Feinde mit entſchiedenen Maßregeln gegen ihn auftraten. Sie konnten ſich über den Plan, welchem gemäß man den Feldzug eröffnen wollte, nicht vereinigen. Der ruſſiſche Hof machte, auf Soltikof's Rath, den Vorſchlag, mit der Eroberung Colbergs zu beginnen und dann, unter Begünſtigung der Flotte, zu deren Abſendung ſich Rußland verpflichtet hatte, den Krieg längs der pommerſchen Küſte zu führen. Dieſer Plan lag in Rußlands nächſtem Intereſſe und Soltikof hatte dabei die Abſicht, ſich der unbequemen Gemeinſchaft mit den Oeſterreichern zu entheben. Frankreich hatte ähnliche Vorſchläge gemacht. Der König von Polen aber bat auf's Dringendſte, ihm zunächſt ſein Kurfürſtenthum wieder zu erobern. Maria Thereſia ſchlug vor, daß Soltikof mit Loudon gemeinſchaftlich auf die Eroberung Schleſiens bedacht ſein ſollte, während Daun die Armee Friedrich's in Sachſen feſthalte. Der letztere Plan

behielt die Oberhand; Soltikof aber ward dadurch ſeines Mißtrauens gegen die Oeſterreicher nicht überhoben und fand ſich im Gegentheil, durch die Verwerfung ſeines Planes, nur gekränkt.

Friedrich ſtand indeß der Daun'ſchen Armee in Sachſen gerüſtet gegenüber, während Prinz Heinrich an der Oder ſich bereit machte, dem Einmarſch der Ruſſen zu begegnen, General Fouqué die Grenzen Schleſiens gegen Böhmen deckte und ein kleines Corps in Pommern, den Schweden gegenüber, aufgeſtellt war.

Das Vorſpiel und die Eröffnung des Kampfes geſchahen in Schleſien. Schon im März machte Loudon einen Einfall in Oberſchleſien, das nur durch wenige Truppen geſchützt war. General Golz, der mit dem pommerſchen Infanterie-Regiment von Manteuffel an der Grenze in Neuſtadt ſtand, ſah ſich genöthigt, ſich auf Neiſſe zurückzuziehen. Kaum aber hatte das Regiment, zu den Seiten eines Transports von 100 Wagen, ſich auf den Marſch gemacht, als Loudon's Cavalerie ſich mit überlegener Gewalt auf daſſelbe ſtürzte. Doch wehrten die tapfern Pommern den Angriff durch ein wohlunterhaltenes Feuer ab. Nun ſandte Loudon einen Trompeter an den General Golz, mit der Aufforderung, ſich zu ergeben, da das Regiment von allen Seiten umringt ſei; im Fall der Weigerung ſollte Alles niedergemetzelt werden. Der General führte den Trompeter vor die Front des Regiments und machte den Seinen die feindliche Aufforderung bekannt; einſtimmig erfolgte aber nichts als eine ſehr derbe pommerſche Antwort, die wenig geneigten Willen zu verrathen ſchien. Jetzt wurden die Angriffe der Oeſterreicher mit erneutem Ungeſtüm wiederholt, aber ebenſo nachdrücklich abgeſchlagen. Das Regiment erreichte eine ſichere Stellung und hatte nur 140 Mann ſowie einige Wagen verloren, während von den Oeſterreichern 300 Mann gefallen waren. Loudon ſelbſt konnte den tapfern Pommern ſeine Anerkennung nicht verſagen.

Ernſthaftere Unternehmungen bereiteten ſich einige Monate ſpäter, im Juni, vor. Loudon hatte ſich gegen Böhmen gezogen und drang mit ungefähr 50,000 Mann in die Grafſchaft Glatz und von da in das offne Schleſien ein, während Fouqué den feſten Grenzpoſten von Landshut nur mit etwa 14,000 Mann beſetzt hielt. Da ſeine Macht

Digitized by Google

zur Behauptung dieſes Poſtens nicht genügend war und ihm die Vertheidigung des flachen Landes größere Vortheile gegen den überlegenen Gegner zu verſprechen ſchien, ſo zog ſich Fouqué aus dem Gebirge bis unter die Kanonen von Schweidnitz. Loudon aber hatte nur auf dieſe Entfernung des Gegners gewartet, um die Belagerung der Feſtung Glatz unternehmen und hiedurch feſten Fuß in Schleſien gewinnen zu können. Friedrich war über alles dies äußerſt ungehalten. Er ſchrieb ſeinem vieljährigen Freunde, — dem Großmeiſter des Bayard-Ordens, der in der ſchönen Rheinsberger Zeit geſtiftet war und der noch immer ſeine Geltung hatte, — die harten Worte: „Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß Ihr meine Berge verlaſſen habt! Schafft mir meine Berge wieder, es koſte, was es wolle!“ Fouqué ging nun wieder in ſeine frühere Stellung zurück; aber er faßte den Entſchluß, ſich bis auf den letzten Mann zu behaupten und die Berge den Oeſterreichern nur mit ſeinem Blute zu verkaufen.

Friedrich indeß war nicht gewillt, den treuen Genoſſen aufzuopfern; er wünſchte nur, daß Fouqué den Feind ſo lange aufhalten möge, bis er ſelbſt mit ſeiner Armee zur Unterſtützung herbeieile. Doch war dies Unternehmen nicht leicht, wenn Sachſen nicht der Daun'ſchen Armee überlaſſen werden ſollte: Friedrich faßte den kühnen Plan, den öſterreichiſchen Feldmarſchall durch künſtliche Manoeuvres zu veranlaſſen, ihm nach Schleſien zu folgen. Schon mehrfach war ihm ein ſolcher Entwurf geglückt; diesmal jedoch bezog Daun ein feſtes Lager unfern von Dresden, aus dem ihn Friedrich nicht herauslocken konnte. So vergingen mehrere Tage, bis plötzlich, am 25. Juni, im öſterreichiſchen Lager ein allgemeines Victoriaſchießen erfolgte. Durch die feindlichen Vorpoſten erhielt Friedrich die Nachricht von dem Siege Loudon's über Fouqué. Der letztere hatte ſein Wort gehalten. Loudon hatte ihn, am 23. Juni, mit großer Uebermacht bei Landshut angegriffen und faſt ſein ganzes Corps aufgerieben. Fouqué ſelbſt war, mehrfach verwundet, vom Pferde geſtürzt und nur durch ſeinen Reitknecht gerettet worden, der ſich über ihn geworfen und die Hiebe der feindlichen Dragoner mit ſeinem eignen Leibe aufgefangen hatte. Er ward dann gefangen genommen und blieb bis an das Ende des Krieges in feindlichem Gewahrſam. Die

Digitized by Google

offne betriebſame Stadt Landshut war von der kaiſerlichen Armee übel zugerichtet worden. Die Soldaten waren betrunken, und Loudon ſelbſt vermochte kaum die zügelloſe Wuth der Seinen zu bändigen und dem Plündern und Morden Einhalt zu thun.

Es ſcheint, als habe die Nachricht von Fouqué's Niederlage, ſtatt Friedrich aus der Faſſung zu bringen, vielmehr den Entſchluß in ihm rege gemacht, gerade jetzt etwas Außergewöhnliches und vom Gegner durchaus nicht Erwartetes zu unternehmen, als das ſicherſte Mittel, die Pläne ſeiner Feinde zu verwirren. Nichts ſchien ihm hiezu geeigneter, als ein Streich gegen Dresden ſelbſt. Er verſuchte auf's Neue, Daun durch allerhand Manoeuvres aus ſeiner Stellung herauszuziehen, doch blieb es auch jetzt noch umſonſt. Da entſchloß er ſich zum förmlichen Abmarſch ſeiner Armee auf der Straße nach Schleſien. Dies Mittel weckte endlich Daun aus ſeiner Ruhe; er eilte dem Könige vor und vereinigte ſich mit dem Loudon'ſchen Corps, ihm auf dieſe Weiſe den Weg zu verlegen. Bei dieſer Gelegenheit kam es, bei Gödau, zwiſchen einigen Cavalerie-Regimentern des preußiſchen Vortrabes, die Friedrich ſelbſt führte, und dem Nachtrab der öſterreichiſchen Armee zu einem Gefecht. Friedrich hatte die Gegner angegriffen, ohne die Verſtärkung ſeiner Infanterie abzuwarten. Jetzt ſah er, daß er dem überlegnen Feinde keinen Nachtheil zufügen könne; er entſchloß ſich, ſich gegen ſeine Infanterie zurückzuwenden, aber in dieſem Augenblicke brachen feindliche Uhlanen in ſeine Schaaren ein und trieben ſie in die Flucht. Er ſelbſt war in höchſter Gefahr, denn zwei Uhlanen ſtürmten gegen ihn, der der nicht ebenſo eilig floh wie die Uebrigen, mit eingelegten Spießen vor. Nur die Geiſtesgegenwart ſeines Pagen rettete ihm das Leben. Dieſer war geſtürzt, rief aber den Uhlanen auf polniſch zu, „wo ſie der Teufel hinführen wolle?“ Da er, als Page, keine Militair-Uniform trug, ſo hielten ſie ihn für einen Oeſterreicher, entſchuldigten ſich, daß ihre Pferde mit ihnen durchgegangen ſeien, und kehrten um. Inzwiſchen war ein preußiſches Grenadierbataillon zur Stelle gekommen und machte durch ſein Feuer dem ungleichen Scharmützel ein Ende.

Sobald Daun genügend aus Sachſen entfernt war, wandte ſich Friedrich plötzlich nach Dresden um. Ein Corps der öſterreichiſchen

Armee, welches noch in ſeinem Rücken geſtanden hatte, wich jetzt vor ſeiner Annäherung eilig zurück, ging bei Dresden über die Elbe und zog mit der ganzen Reichsarmee, die bis dahin müßig am linken Elbufer geſtanden hatte, von Dresden fort bis gegen Pirna. So konnte Friedrich ohne größere Schwierigkeit, als die ihm die Beſatzung von Dresden zufügte, die Belagerung beginnen, zu der er durch Eilboten das nöthige Geſchütz aus Magdeburg beordert hatte. Er hoffte, daß die Beſorgniſſe für die Familie des Königs von Polen und die zu erwartende Einäſcherung der prachtvollen Reſidenz den Commandanten zur baldigen Uebergabe veranlaſſen würden. Am 14. Juli begann die Beſchießung der unglücklichen Stadt, auf die bald ein förmliches Bombardement folgte. Viele der ſchönſten Paläſte wurden zerſtört, ganze Straßen gingen nach einander in Feuer auf, das Elend der Einwohner war grenzenlos. In Schaaren flüchteten ſie ſich aus der brennenden Stadt; ihre Schätze, die ſie in bombenfeſten Kellern verwahrt, wurden von den zügelloſen Soldaten der öſterreichiſchen Beſatzung geraubt. Auf dem Thurm der Kreuzkirche ſtanden einige Kanonen, die man an beſondern Feſttagen abzufeuern pflegte; dieſe hatte man jetzt gegen die Belagerer benutzt und ſo betrachteten die letztern die Kirche als eine Batterie, richteten ihre Mörſer gegen dieſelbe und bald brach das mächtige Gebäude in Flammen zuſammen. Daſſelbe Schickſal hatten auch mehrere andre Kirchen. Die alte Pracht der ſchönen Reſidenz ward großentheils vernichtet.

Aber der Commandant hielt rüſtig Stand; obgleich die Reichsarmee es nicht für angemeſſen fand, ſich aus ihrer ſichern Stellung zu rühren, ſo hoffte er doch auf einen Entſatz von Seiten Daun's. Dieſer zwar hatte ſich auch nicht übereilt; er hatte geglaubt, Friedrich's Rückzug ſei nur ein neues Manoeuvre, um ihm eine Falle zu legen. Endlich traf er jedoch vor Dresden ein, und jetzt wurde der Erfolg von Friedrich's Unternehmen zweifelhaft. Daun verſchaffte ſich eine Verbindung mit den Belagerten, die Friedrich nicht zu hindern vermochte. Manche Ausfälle wurden jetzt unternommen, manche kleine Gefechte fanden ſtatt, in denen die Preußen wenigſtens nicht immer ſiegreich waren. Bei einem hartnäckigen Ausfall gegen die Laufgräben ward das preußiſche

Digitized by Google

Infanterie-Regiment Bernburg zum Weichen gebracht. Friedrich beſtrafte dieſen Mangel an Tapferkeit — wenigſtens hielt er es dafür — auf eine Weiſe, die bis dahin in der preußiſchen Kriegsgeſchichte ohne Beiſpiel war. Die Offiziere verloren ihre Huttreſſen, die Soldaten ihre Bandlitzen auf der Uniform und ihre Pallaſche; die Tambours durften den Grenadiermarſch nicht mehr ſchlagen. Das ganze Regiment, ſtolz darauf, daß es von dem alten Deſſauer ſelbſt gebildet war, ward nun das Geſpötte der Armee; bald ſollte indeß die Gelegenheit kommen, ſolche Schmach wieder auszuwetzen.

So verzögerte ſich der Erfolg der Belagerung von einem Tage zum andern. Ein bedeutender Transport, der zur Unterſtützung der preußiſchen Armee aus Magdeburg kam, fiel in die Hände der Oeſterreicher; ein feindliches Corps zog ſich in den Rücken der Preußen; endlich kam die betrübende Nachricht, daß auch Glatz erobert ſei, und ſo ſah ſich Friedrich, nach fruchtloſer Anſtrengung, genöthigt, das Unternehmen aufzugeben. Am Abend des 29. Juli zog er ſeine Armee von Dresden zurück. Glatz war durch ein beſondres Corps der Loudon'ſchen Armee belagert und, am 26., mit ſo ſchmachvoller Schnelligkeit übergeben worden, daß man ſich zu der Meinung berechtigt fand, es ſei hiebei Verrath mit im Spiele geweſen. Doch gab Friedrich, trotz dieſes bedeutenden Verluſtes, die Hoffnung nicht auf, Schleſien zu retten; nur mußte er bedacht ſein, die Verbindung der öſterreichiſchen Armee mit der ruſſiſchen, welche im Anmarſch gegen Schleſien begriffen war, zu hintertreiben, und ſo machte er ſich ungeſäumt auf den Marſch nach Schleſien. Daun brach gleichzeitig auf und zog wie ſein Schatten neben ihm hin, ohne ihm jedoch weſentliche Hinderniſſe in den Weg zu legen und ohne eine Schlacht zu wagen.

Indeß hatte ſich Loudon gegen Breslau gewandt und begann die Belagerung der Stadt. Er führte 50,000 Mann, und die Beſatzung beſtand nur aus 3000, zum Theil nicht ſonderlich zuverläſſigen Truppen. Dazu kam, daß im Innern der Stadt 9000 öſterreichiſche Kriegsgefangene lagen, und daß man ſelbſt Mittel gefunden hatte, die Bürgerſchaft aufſätzig zu machen. Nur auf die aus ungefähr 1000 Mann beſtehende Leibgarde des Königs, die ſeit der Schlacht von Kollin

in Breslau geſtanden hatte, durfte der Commandant, General von Tauentzien, ſich verlaſſen. Dennoch beſchloß er ſtandhafte Gegenwehr. Loudon ließ ihn zur Uebergabe auffordern, aber er erhielt eine entſchieden abſchlägige Antwort. Jetzt begann das Bombardement; ein Quartier der Stadt und der königliche Palaſt gingen in Feuer auf. Aber Tauentzien begegnete ebenſo muthig wie umſichtig allen Gefahren, die außen und innen drohten. Auf eine zweite Aufforderung zur Uebergabe, die mit der Drohung ſchloß, „es ſolle das Kind im Mutterleibe nicht verſchont werden“, erwiederte Tauentzien nur, daß ſo wenig er, wie ſeine Soldaten das Wochenbett zu beziehen gedächten. Dem kühnen Muth folgte baldige Erlöſung. Prinz Heinrich, der die Bewegungen der Ruſſen beobachtet hatte, kam jetzt, da die Ruſſen ſich gegen Breslau zogen, in die Nähe der Stadt. Loudon hob die Belagerung auf und Heinrich nahm ſeine Stellung in der Nähe von Breslau.

Unmittelbar darauf rückte die ruſſiſche Armee heran. Soltikof war nicht wenig erſtaunt, als er ſtatt der Oeſterreicher, die er hier mit Beſtimmtheit erwartete, eine preußiſche Armee vor ſich ſah. Er fand ſeinen Verdacht über die Unzuverläſſigkeit ſeiner Bundesgenoſſen nur zu ſehr beſtätigt. Und als nun auch die Nachricht eintraf, daß Friedrich in Schleſien eingerückt ſei und daß Loudon ſich, Daun's Unternehmungen zu unterſtützen, gegen dieſen zurückgezogen habe, ſo erklärte er auf's Beſtimmteſte, daß er unverzüglich den Rückzug antreten werde, wenn man Friedrich die Oder erreichen laſſe, ohne die ruſſiſche Armee durch das Loudon'ſche Corps verſtärkt zu haben.

Durch dieſe ernſtliche Erklärung fand ſich Daun endlich veranlaßt, ſein allzuvorſichtiges Zaudern zu brechen und dem Gegner eine Schlacht zu liefern. Beide Armeen ſtanden an der Katzbach, in der Gegend von Liegnitz, einander gegenüber. Es war derſelbe Boden, welcher ſeit der furchtbaren Mongolenſchlacht im dreizehnten Jahrhundert ſchon mehrfach Ströme Blutes getrunken hatte; auf ihm ſollte Friedrich einen der Siege erkämpfen, ohne die ſeine Rettung unmöglich ſchien; auf ihm ſollte 53 Jahre ſpäter noch einmal ſiegreich um Preußens und um Deutſchlands Rettung geſtritten werden. Daun konnte jetzt ſein Vorhaben mit um ſo größerer Zuverſicht wagen, als Friedrich's Lage in der

Digitized by Google

That höchſt bedenklich war. Die öſterreichiſche Armee war, nach der Vereinigung Loudon's mit Daun, 95,000 Mann ſtark; die preußiſche zählte nur 30,000 Mann, ihr Proviant ging zu Ende, von Breslau war ſie abgeſchnitten, und vergeblich hatte Friedrich, durch verſchiedene Manoeuvres, bereits verſucht, dem Feinde einige Vortheile abzugewinnen.

Daun gedachte, das Spiel von Hochkirch zu wiederholen; in der Frühe des Morgens, am 15. Auguſt, ſollte Friedrich's Lager von allen Seiten überfallen werden. Der Plan war geheim gehalten worden; doch konnte Friedrich aus gewiſſen Bewegungen der Feinde ſchließen, daß es auf einen baldigen Angriff abgeſehen ſei. Da ſeine Stellung, oberhalb Liegnitz, nicht vorzüglich geſichert war, ſo beſchloß er, die Armee auf die andre Seite der Stadt hinüberzuziehen, wo die Beſchaffenheit des Bodens beſſere Vortheile verſprach; zugleich unterſtützte dieſe Stellung ſeine Abſicht, ſich nach der Oder durchzuſchlagen. Zur Ausführung dieſer Veränderung war die Nacht vom 14. auf den 15. beſtimmt. Am Nachmittage vorher ward ein feindlicher deſertirter Offizier eingebracht, der von wichtigen Geheimniſſen ſprach, die er zu eröffnen habe; er war aber auf eine Weiſe betrunken, daß man erſt zu allerhand Maßregeln mit kaltem und warmem Waſſer ſchreiten mußte, ehe man anderweitige Nachrichten von ihm erhalten konnte. Jetzt beſtätigten ſeine Ausſagen den zu erwartenden Angriff; da er indeß von den Einzelheiten des feindlichen Planes keine Kunde hatte, ſo ließ es Friedrich bei den einmal beſtimmten Maßregeln.

Die Umſtellung der Armee war in nächtlicher Stille vor ſich gegangen. Es war drei Uhr des Morgens. Friedrich befand ſich auf dem linken Flügel, deſſen ſämmtliche Truppen theils mit Ungeduld den Tag erwarteten, theils unter den Waffen ſchliefen. Friedrich ſelbſt hatte ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, zur Seite eines kleinen Wachtfeuers hingelegt und ſchlief. Ein General ſaß neben ihm und ſchürte das Feuer. In dem Augenblick kam der Huſarenmajor Hundt, der vor dem linken Flügel der Armee patrouillirt hatte, mit verhängtem Zügel zurückgeſprengt und rief laut nach dem Könige. Man bedeutete ihn, den Schlafenden nicht zu ſtören. Aber Friedrich hatte ſchon den Ruf gehört; auf ſeine Frage berichtete der Major, daß feindliche Colonnen

herannahten und nicht mehr 400 Schritt entfernt ſeien. Augenblicklich gab Friedrich den Befehl, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Da er aber einſah, daß dies nicht der einzige Angriff auf ſeine Stellung ſein würde, ſo befahl er, daß General Zieten mit dem rechten Flügel nach der andern Seite ſich dem Feinde entgegenſetze, während er ſelbſt mit dem linken Flügel den ſchon beginnenden Angriff abſchlage. Unter den erſten feindlichen Kugeln ordneten ſich ſeine Truppen in größter Schnelligkeit.

Es war Loudon, der den Angriff auf den linken Flügel der Preußen machte. Doch hatte man öſterreichiſcher Seits von der Umſtellung der preußiſchen Armee nichts geahnt. Loudon's Abſicht war es, ſich mit plötzlichem Angriff des preußiſchen Gepäckes zu bemächtigen; abſichtlich hatte er ſich, um nicht zu früh verrathen zu werden, ohne Vortrab auf den Marſch gemacht. Jetzt ſah er ſich ſelbſt auf eine unvorhergeſehene Weiſe überraſcht. Schnell ſuchte auch er ſeine Truppen in Reihen zu ordnen, doch hinderte das ungünſtige Terrain eine genügende Ausbreitung. Der Donner des Geſchützes eröffnete nun die Schlacht. Die öſterreichiſche Cavalerie drang auf die preußiſche ein, aber ſie wurde wieder zurückgeworfen. Dann rückte die Infanterie gegen einander. Die preußiſche hielt muthig im Feuer Stand, die öſterreichiſche begann zu weichen, preußiſche Cavalerie drang in ihre Reihen und nahm eine große Anzahl gefangen. Aber Loudon war dem Könige bedeutend überlegen; er führte 35,000 Mann mit ſich, der linke preußiſche Flügel zählte nur 14,000 Mann. Immer neue Truppen der öſterreichiſchen Armee rückten zur Verſtärkung vor; doch warfen die Preußen, ob auch fort und fort ihre Reihen gelichtet wurden, jeden neuen Angriff zurück. Noch einmal drang Loudon's Cavalerie in die preußiſchen Infanterie-Regimenter ein; doch dieſe wichen nicht. Hier war es, wo das Regiment Bernburg ſeine verlorne Ehre wieder erkämpfte; mit gefälltem Bajonett ging es den öſterreichiſchen Reitern entgegen, ſtach viele von ihnen vom Pferde, trieb die andern in wilder Flucht vor ſich her, und dieſe riſſen nun auch, was ſonſt noch von öſterreichiſchen Regimentern ſtand, mit ſich fort. Es war 6 Uhr, als ſchon der vollſtändige Sieg auf dieſer Seite erfochten war.

Digitized by Google

Jetzt eilte Friedrich nach dem rechten Flügel ſeiner Armee, auf den um dieſe Zeit erſt einige leichte Angriffe gemacht wurden. Daun war nämlich in aller Frühe an der richtigen Stelle angekommen, auf der am vorigen Abend das preußiſche Lager geſtanden hatte. Da er es leer fand, beſchloß er den Flüchtlingen — ſo betrachtete er die preußiſche Armee — nachzuſetzen. Hiezu war ein Uebergang über das ſumpfige „ſchwarze Waſſer“ nöthig, welches ſich bei Liegnitz in die Katzbach ergießt und die preußiſche Stellung auf dieſer Seite deckte. Da aber nur Eine Brücke den Uebergang geſtattete, ſo hatte Zieten ſeine Maßregeln danach getroffen. Als ungefähr ſoviel Oeſterreicher herüber waren, als man mit Leichtigkeit zu zwingen gedachte, ließ er die Kanonen auf dieſen Theil der Feinde richten, die nun in Eile zurückflohen und eine Anzahl Gefangener zurücklaſſen mußten. Einige Verſuche der feindlichen Artillerie wurden durch die günſtig geſtellte preußiſche bald zum Schweigen gebracht. Noch hielt Daun an der Stelle ſtill, unentſchloſſen, was weiter für ihn zu unternehmen ſei. Von Loudon hatte er gar keine Nachricht; der Wind hatte alles Getöſe der Schlacht auf jener Seite abwärts geweht; nur ein dicker Rauch, der ſich erhob, ließ ihn einen ernſten Vorfall vermuthen. Da erſcholl ihm gegenüber ein freudiges Victoriaſchießen, und er wußte nun, woran er war. Kaum begann bei den Preußen das zweite Lauffeuer, ſo kehrte die feindliche Macht um und ging über die Katzbach zurück, die ſie beim Anbruch des Tages überſchritten hatte.

Der Sieg war nicht ohne theure Opfer erkauft worden. Der Geſammtverluſt der Preußen belief ſich auf 3500 Mann. Dagegen hatten die Oeſterreicher 10,000 Mann, und außerdem 82 Kanonen nebſt 23 Fahnen und Standarten verloren. Beſondre Freude war dem Regiment Bernburg aufbehalten. Der König befahl, nachdem die Schlacht beendet war, daß die ganze Armee ſich in Einer Linie aufſtellen ſollte; hier ritt er die Front, von einem Flügel bis zum andern, entlang, zu ſehen, was für Lücken die Schlacht geriſſen hätte. Die ganze Armee hatte das Gewehr beim Fuß, das Regiment Bernburg ſtand an der Spitze des einen Flügels. Als Friedrich an daſſelbe herankam, rief er den Soldaten freundlich zu: „Kinder, ich dank' Euch, Ihr

Digitized by Google

habt Eure Sache brav gemacht, ſehr brav! Ihr ſollt Alles wieder haben, Alles!“ Der Flügelmann der Leib-Compagnie des Regiments, ein alter Graukopf, trat bei dieſen Worten aus dem Gliede gegen den König vor und ſagte: „Ich danke Ew. Majeſtät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unſer Recht zukommen laſſen; Ew. Majeſtät ſind doch nun wieder unſer gnädiger König?“ Friedrich klopfte dem Sprecher gerührt auf die Schulter und antwortete, indem ihm die Thränen in die Augen traten: „Es iſt Alles vergeben und vergeſſen, aber den heutigen Tag werde ich Euch gewiß nicht vergeſſen!“ Nun war die Heerſchau zu Ende. Friedrich beſtimmte, daß der alte Flügelmann, der eben geſprochen, Serjeant ſein ſolle. Als dieſer ſich bedankte, drängten ſich noch mehrere Soldaten des Regiments um den König und vertheidigten ihre Aufführung bei Dresden damit, daß der Fehler nicht an ihnen, ſondern an der Anführung gelegen habe. Friedrich wollte das nicht geradezu gelten laſſen, und nun ging es von Seite der Soldaten um die Wette an ein Demonſtriren, mit einer Vertraulichkeit und einem Lärm, daß der Commandeur, den Unwillen des Königs befürchtend, die Leute zurücktreiben wollte. Friedrich ließ es aber nicht zu; er beendete den Streit mit der nochmaligen Verſicherung, daß ſie brave Leute ſeien und ſich des preußiſchen Ruhmes vorzüglich werth bezeigt hätten. Friedrich's Gewalt über die Gemüther ſeiner Soldaten beruhte beſonders darin, daß er ſich mit vollkommenſter Vertraulichkeit zu ihnen herabließ und oft an all ihren kleinen Intereſſen Theil nahm. Die Anekdoten, die man von ſeinem Leben erzählt, ſind gerade an ſolchen Zügen beſonders reich. Dafür redeten ihn aber auch all ſeine Soldaten gern mit ſeinem bloßen Vornamen an, in deſſen zutraulicher Abkürzung: „Fritz,“ oder auch mit Hinzufügung jenes Beiwortes, das für unſer deutſches Gefühl auf ſo eigne Weiſe Ehrerbietung, Liebkoſung und Vertraulichkeit verbindet: — „Alter Fritz.“

Der Sieg bei Liegnitz war der erſte Strahl des Glückes, der den preußiſchen Waffen ſeit geraumer Zeit wiederum leuchtete. Doch wäre damit, außer der erneuten Zuverſicht der Armee, nur wenig gewonnen geweſen, wenn die Feinde ſich ihrer noch immer ſehr bedeutenden Uebermacht erinnert und ſchnelle Maßregeln getroffen hätten, um Friedrich

Digitized by Google

auf's Neue in ſeinem Marſch aufzuhalten. Denn das hatte die Erfahrung ſchon oft genug gelehrt, daß Friedrich nicht gewohnt war, etwas halb zu thun. Auch jetzt machte er ſich raſch die Verwirrung der Feinde zu Nutze. Noch an demſelben Tage legte er mit ſeiner Armee drei Meilen zurück. In wenig Tagen war er mit der Armee des Prinzen Heinrich bei Breslau vereinigt. Daun zog ſich furchtſam gegen die Gebirge hin, die böhmiſche Grenze zu decken; Soltikof folgte, verdroſſen, dem Beiſpiel ſeines Bundesgenoſſen und ging mit ſeiner Armee bis an die Grenze von Polen. Der große Entwurf der Vereinigung beider gewaltigen feindlichen Armeen war zerſtört.

Vierunddreißigſtes Capitel.

Schluß des Feldzuges von 1760. Torgau.

Nach mancherlei weitläuftigen Verhandlungen, die, außer dem gegenſeitigen Mißtrauen, noch durch eine plötzlich eintretende Krankheit des ruſſiſchen Heerführers verzögert wurden, kam endlich ein neuer Operationsplan zwiſchen den Armeen der Oeſterreicher und Ruſſen zu Stande. Die letzteren ſollten einen Einfall in die Mark Brandenburg machen, die erſteren dagegen zu neuen Unternehmungen in Schleſien ſchreiten, damit durch dieſen Doppelangriff die preußiſche Macht wieder getrennt würde und die einzelnen Corps derſelben um ſo leichter geſchlagen werden könnten. Daun hatte jetzt nichts Geringeres im Sinn, als ſofort zur Belagerung von Schweidnitz zu ſchreiten. Friedrich, von der ruſſiſchen Armee nicht eben große Eile befürchtend, entſchloß ſich, ſeine Hauptmacht zunächſt gegen Daun, — der ihm indeß immer noch um das Doppelte überlegen war — zu führen und ihn wo möglich zur Räumung Schleſiens zu zwingen. In der That wußte er alsbald ſo geſchickte Manoeuvres gegen ihn einzuleiten, daß Daun von ſeinem Vorhaben abſtehen mußte und ſich, ſeiner großen Ueberlegenheit zum Trotz, auf einen bloßen Vertheidigungskrieg zurückgeführt ſah. Doch wußte wiederum Daun in den Gebirgen ſo ſichre Stellungen zu nehmen,

Digitized by Google

daß auch Friedrich ſeinen Plan, ihn ganz nach Böhmen hinauszudrängen, nicht zur Ausführung bringen konnte. So war auf's Neue geraume Zeit vergangen, ohne daß irgend etwas Entſcheidendes vorfiel. Und als nun die Nachricht kam, daß die Ruſſen bereits ihren Marſch nach Berlin angetreten hätten, als auch von Daun ein beſondres Corps, unter dem General Laſcy, ebendahin entſandt ward, ſo mußte ſich Friedrich entſchließen, ſein Unternehmen gegen die öſterreichiſche Hauptmacht aufzugeben, um ſeiner bedrängten Reſidenz Hülfe zu bringen. Am 6. October brach er mit ſeiner Armee auf.

Der Marſch wurde durch keine beſondern Zufälle gefährdet. Ein eignes Intereſſe bietet er aber durch mancherlei kleine Charakterzüge dar, die uns aufbehalten und die vorzugsweiſe geeignet ſind, das gemüthliche Verhältniß des Königs zu den Seinen erkennen zu laſſen.

So wird erzählt, wie die Armee einſt, an den Grenzen der Lauſitz, vor einem Moraſt Halt machte, um die Aufführung eines Dammes, der für das ſchwere Geſchütz nöthig war, abzuwarten. Es war ein kalter und nebliger Herbſtmorgen. Schnell wurden Holzſtöße zuſammengetragen und Feuer angemacht, zu deren Seiten die Soldaten ſich lagerten. Neben dem einen Feuer ſtand Friedrich und lehnte ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, an einen Baum. Zieten kam zu demſelben Feuer und ſetzte ſich auf einen Holzblock nieder; vom Marſch ermüdet, ſchlief er bald ein. Ein Grenadier ſchob dem General ein Bündchen Holz unter den Kopf; Friedrich bemerkte es wohlgefällig. Ein Offizier kam herbei, dem Könige eine Meldung zu bringen, und trat nahe an Zieten; jener winkte ihn aber von der Stelle fort und ſagte leiſe: „Weck' Er mir den Zieten nicht: er iſt müde!" — Hernach kam ein Soldatenweib und ſtellte, ohne den König zu bemerken, einen Topf mit Kartoffeln an das Feuer. Sie kniete nieder und blies ſo eifrig in die Glut, daß die Aſche Friedrich in's Geſicht flog. Er ſagte nichts und zog nur den Mantel ein wenig vor. Zufällig ging ein Soldat vorbei, der den König erkannte; dieſer machte das Weib auf die Nähe deſſelben aufmerkſam; im höchſten Schreck ergriff ſie ihren Topf und lief davon. Friedrich aber ließ ſie zurückholen und die Kartoffeln in Ruhe an ſeinem Feuer gar kochen. Die Soldaten jubelten laut über ihren gnädigen König.

Digitized by Google

Während des Marſches rief Friedrich öfters ſeinen Leuten, wenn ſie ermüdet waren und ſich einem nachläſſigen Gange überließen, die Worte zu: „Gerade, Kinder, gerade!“ Sie aber antworteten nicht ſelten: „Fritz auch gerade!“ Ein Huſar, der einſt denſelben Zuruf erhielt, erwiederte mit Laune, den Anzug des Königs muſternd: „Fritz auch gerade, und die Stiefeln in die Höhe gezogen!“ Friedrich nahm ſolche Antworten ſtets mit freundlichem Wohlwollen auf; dafür folgten ihm auch ſeine Soldaten mit unbedingter Hingebung. Sein ſteter Morgengruß war: „Guten Tag, Kinder!“ und ſtets tönte es zurück: „Guten Tag, Fritz!“

Gegen das Ende des Marſches — ſo wird weiter berichtet — ſtieg einſt ein Huſarenweib, das alle Züge der Armee mitgemacht hatte, vom Pferde, ging in eine offene Scheune und gebar dort, ohne weitere Unterſtützung, einen Knaben. Gleich nach der Niederkunft raffte ſie all ihr Geräth, nebſt dem Kinde, wieder zuſammen, ſchwang ſich ohne Sorgen auf ihr Pferd und ritt nahe zum König heran. „Majeſtät,“ rief ſie ihm entgegen, „hier iſt ein junger Fritz, den ich eben in einer Scheune geboren habe!“ Friedrich fragte, ob das Kind ſchon getauft ſei. „Nein,“ antwortete ſie, „aber Fritz ſoll er heißen!“ — „Gut,“ entgegnete der König, „habt Sorge für ihn, und wenn es Friede wird, ſo meldet Euch bei mir: ich werde für den Jungen ſorgen!“ —

Friedrich durfte vielleicht um ſo mehr hoffen, daß der Zug der Ruſſen gegen die Mark nicht mit genügender Entſchloſſenheit würde ausgeführt werden, als ſchon vor ſeinem Aufbruch aus Schleſien ein beſondres Unternehmen, das ſie mit außerordentlicher Zurüſtung eingeleitet, auf eine überraſchend glückliche Weiſe abgeſchlagen war. Es lag den Ruſſen daran, auch in Pommern feſten Fuß zu faſſen und, ſoviel es irgend möglich war, im Beſitz der Oſtſeeküſten vorzudringen. So erſchien, gegen Ende Auguſt, eine gewaltige ruſſiſche Flotte vor Colberg und begann, nachdem ſie ein großes Kriegsheer ausgeſchifft hatte, die Belagerung der Feſtung. Die Beſatzung von Colberg war wenig bedeutend; aber der Commandant, Oberſt von der Heyde, wußte alle hartnäckigen Angriffe, alles Feuer der Belagerungsgeſchütze mit ſo großer Beſonnenheit und Standhaftigkeit abzuwehren, daß mehrere Wochen

Digitized by Google

vergingen, ohne daß die Feinde weſentliche Vortheile erreicht hätten. Schon war noch eine kleine ſchwediſche Flotte zur Verſtärkung der ruſſiſchen gekommen. Plötzlich aber und unerwartet nahte ſich der bedrängten Feſtung der ſehnlich erwartete Entſatz. Es war ein kleines Corps preußiſcher Truppen, das aus Niederſchleſien aufgebrochen und in ſo eiligen Märſchen herangezogen war, daß es aus dem Boden hervorgewachſen ſchien. Der Vortrab dieſes Corps, eine Schaar von 300 Huſaren, warf ſich ungeſtüm auf die feindliche Infanterie, die ſchon die ganze preußiſche Armee vor ſich zu ſehen glaubte; ein großer Theil ward niedergehauen und gefangen, die übrigen flüchteten auf die Schiffe, zum Theil auch ſuchten ſie eilig, den Seeſtrand hinab, das Weite. Die ſchwediſche Flotte hatte ſich bei dem Anfall der preußiſchen Huſaren ſchleunig auf die hohe See hinaus begeben, als ob jene auch die Fähigkeit hätten, ihr in's Waſſer zu folgen. Am 23. September hatte ſodann auch die ruſſiſche Flotte die Segel gelichtet. Das preußiſche Corps aber war hierauf nach Schwediſch-Pommern geſandt worden, den dortigen Feind im Zaume zu halten.

Doch war die Hoffnung, die Friedrich aus dieſem Ereigniß ſchöpfen konnte, vergeblich geweſen. Kaum war er, am 15. October, in die Nähe der märkiſchen Grenze gekommen, ſo hörte er, daß ſeine prachtvolle Reſidenz bereits die Beute der Feinde geworden ſei. Nach den vielfachen Berathungen zwiſchen den Oeſterreichern und Ruſſen hatten ſich die letztern endlich ſchnell gegen die Mark gewandt. Der Vortrab der ruſſiſchen Armee, unter dem General Tottleben, erreichte ſchon am 3. October Berlin. Zunächſt zwar leiſtete die ſchwache Beſatzung nachdrücklichen Widerſtand; hiebei zeichneten ſich zugleich einige der erſten Generale der preußiſchen Armee, die hier ihre Heilung von ehrenhaften Wunden erwarteten, — unter ihnen Seydlitz, — rühmlichſt aus. Auch waren ſchnell einige preußiſche Truppencorps herangezogen, die zur Vertheidigung wirkſame Anſtalten machten. Als nun aber das Corps des General Tottleben bedeutend verſtärkt ward, als auch jenes öſterreichiſche Corps unter General Laſcy, welches Daun entſandt, gegen Berlin herangezogen kam, ſahen ſich die preußiſchen Truppen, wollten ſie nicht die Stadt der Gefahr eines Sturmes Preis geben, zum Rückzuge

Digitized by Google

genöthigt. Der Hof hatte ſchon ſeit längerer Zeit einen ſichern Aufenthalt in Magdeburg genommen. Die Beſatzung Berlins capitulirte und Tottleben hielt am 9. October ſeinen Einzug. Indeß war das Schickſal der preußiſchen Reſidenz minder hart, als man es, bei den bisherigen Greueln, die die Ruſſen überall verübt, erwarten zu dürfen glaubte. Der ruſſiſche Befehlshaber ließ ſich die Zahlung einer, allerdings ſehr ſtarken Contribution verbürgen; ſeinen Truppen aber ward ſtrenge Mannszucht anbefohlen. Die Contribution betrug zwei Millionen; doch auch hieraus erwuchs den Bürgern keine Laſt, indem Friedrich es war, der dieſelbe nachmals, zwar im allergrößten Geheimniß, ganz aus eignen Mitteln bezahlte. Nur von den Oeſterreichern, die Tottleben gern ganz von dem Beſitze Berlins ausgeſchloſſen hätte, wurden mancherlei Ausſchweifungen verübt und vorzüglich bedeutend war der Verluſt an Kriegsmaterial, das theils mitgenommen, theils vernichtet wurde. Hohes Verdienſt erwarb ſich ein edler Bürger Berlins, der Kaufmann Gotzkowsky, der überall begütigend und lindernd zur Hand war. Auch Potsdam, namentlich Sansſouci, erfuhr eine glimpfliche Behandlung; hier commandirte ein öſterreichiſcher General, Fürſt Eſterhazy, der ſorgſam für die Sicherung alles königlichen Privat-Eigenthumes wachte und ſich, zum Andenken, nur Ein Bild aus dem Schloſſe mitnahm. Um ſo ärger aber wütheten die Feinde auf den übrigen Schlöſſern und auf den Dörfern außerhalb Berlins. Vornemlich traf Charlottenburg ein trauriges Schickſal. Hier ward Alles in dem Schloſſe des Königs zerſtört: die Mobilien und Gefäße wurden zertrümmert, die Tapeten zerriſſen, die Gemälde zerſchnitten, die Kapelle geplündert und die ſchöne Orgel, die in derſelben ſtand, zerbrochen. Die meiſte Wuth äußerte ſich gegen die koſtbaren Antiken, die Friedrich aus dem Nachlaß des Kardinals Polignac erſtanden und zum Schmuck dieſes Schloſſes und ſeines Gartens verwandt hatte; alle Statuen und Büſten wurden zerſchlagen, ja, damit ihre künftige Wiederherſtellung unmöglich ſei, mit barbariſcher Luſt vollſtändig zermalmt. Und dieſe Greuel wurden nicht von den unciviliſirten aſiatiſchen Horden ausgeübt: es waren vornehmlich ſächſiſche Regimenter, — von jenen, die bei Pirna gefangen und nachmals wieder zum Feinde übergegangen waren, —

Digitized by Google

die auf ſo unwürdige Weiſe ihrem Haß gegen den Preußenkönig Luft machten.

Aber nur wenige Tage dauerte die feindliche Beſitznahme der preußiſchen Reſidenz. Schon am 11. October traf die Nachricht ein, daß Friedrich zur Befreiung der Seinen heranziehe, und das bloße Wort: „der König kommt!“ verſcheuchte wie ein raſcher Windſtoß die Schaaren der Feinde. Am 12. zog Alles in großer Eile davon; die Ruſſen gingen über die Oder zurück; General Laſcy wandte ſich nach Sachſen; auch Daun, der von Schleſien aus Friedrich nachgezogen war, rückte in Sachſen ein. Friedrich erhielt die Nachricht von dem Abmarſch der Feinde, unmittelbar, nachdem ihm ihre Ankunft gemeldet war. Er hatte alſo nicht nöthig, weiter in die Mark vorzurücken; dagegen ward nun ſeine Anweſenheit in Sachſen dringendes Erforderniß. Er machte ſich alſo, nachdem er das Wichtigſte wegen einer Entſchädigung der großen Verluſte, welche die Mark erlitten, angeordnet hatte, auf's Neue auf den Weg, um den entſcheidenden Kampf aufzuſuchen.

Wohl war es ein glänzendes Zeugniß ſeiner Feldherrngröße, daß der bloße Klang ſeines Namens im Stande geweſen war, die übermächtigen Feinde auseinanderzuſtäuben. Dennoch war der Gewinn nur gering, und nach der Weiſe, wie ſich die Verhältniſſe gegenwärtig geſtellt hatten, war in der That noch das Schlimmſte zu befürchten. Ganz Sachſen war in den Händen des Feindes. Als Friedrich hier, im Sommer, von Dresden abgezogen war, hatte er nur ein geringes Corps, der großen Reichsarmee gegenüber, zurücklaſſen können. Anfangs hatte dies Corps einige glückliche Erfolge gehabt. Dann aber war die Reichsarmee vorgeſchritten; das preußiſche Corps mußte zum Schutze Berlins nach der Mark eilen, und nun fanden die Feinde keinen Widerſtand mehr, um ganz Sachſen zu beſetzen. Alle feſten Städte fielen in ihre Hände. Glückte es jetzt Daun, Friedrich in Sachſen feſtzuhalten oder gar zu ſchlagen, ſo ſtand die Mark auf's Neue den Ruſſen offen; auch warteten dieſe nur auf ſolche Kunde, um unverzüglich wieder hervorzubrechen und ihre Winterquartiere im Brandenburgiſchen zu nehmen. Friedrich erkannte die ganze Größe der Gefahr; aber die Reihe aller der Leiden, die er ſeither bereits ertragen, hatte ſeinen Muth geſtählt.

Digitized by Google

Er war entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen. „Nie werde ich," ſchrieb er an d'Argens, „den Augenblick ſehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frieden zu ſchließen; kein Bewegungsgrund, keine Beredſamkeit werden im Stande ſein, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterſchreibe. Entweder laſſ' ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben; oder wenn dem Geſchick, das mich verfolgt, dieſer Troſt noch zu ſüß ſcheinen ſollte, ſo werd' ich mein Unglück zu endigen wiſſen, wenn es nicht mehr möglich iſt, daſſelbe zu tragen. Stets handelte ich der innern Ueberzeugung und jenem Gefühl von Ehre gemäß, welches alle meine Schritte leiten wird. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine männlichen Jahre meinem Vaterlande aufgeopfert habe, glaube ich berechtigt zu ſein, über mein Alter zu gebieten. Ich hab' es Ihnen geſagt und wiederhole es nochmals: nie wird meine Hand einen ſchimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin feſt entſchloſſen, in dieſem Feldzuge Alles zu wagen und die verzweifeltſten Dinge zu unternehmen, um zu ſiegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden."

Das Glück begünſtigte den Beginn. Wittenberg und Leipzig wurden wieder mit preußiſchen Truppen beſetzt; die Reichsarmee zog ſich, ohne ſich mit den Oeſterreichern vereinigt zu haben, gegen Thüringen zurück. Daun lagerte bei Torgau; mit ihm mußte nun der entſcheidende Kampf gekämpft werden.

Daun's Armee zählte über 64,000 Mann. Die Stellung, welche er auf den Höhen bei Torgau eingenommen hatte, war faſt jener gleich, in der einſt die Ruſſen bei Kunersdorf ſtanden; auf der vordern Seite war das Lager durch ſteileren Abfall des Bodens, durch Bäche und Sümpfe, auf der hintern Seite durch einen ſtarken Verhack geſchützt. Friedrich führte ihm 44,000 Mann entgegen. Der Localität gemäß beſchloß Friedrich, mit dem Haupttheil ſeiner Armee die Stellung des Feindes zu umgehen und ihn von hinten anzufallen, während ein beſondres Corps, unter Zieten's Leitung, auf der vordern Seite gegen ihn rücke und ihn hier in Schach halte, um ſodann, wenn Friedrich die Macht der Oeſterreicher geworfen, ihnen in den Rücken zu fallen und ihre gänzliche Vernichtung herbeizuführen.

Digitized by Google

Am 3. November, in früher Morgenſtunde; machte ſich Friedrich auf den Marſch; ſeine Armee ging in drei von einander getrennten Colonnen durch den großen Wald, der ſich bis an die eine Seite der feindlichen Stellung heranzog. Ein öſterreichiſches Regiment, das als Vorpoſten im Walde ſtand, gerieth hiebei ganz unerwartet zwiſchen die beiden erſten Colonnen der preußiſchen Armee und wurde faſt gänzlich gefangen genommen. Man hatte indeß, um an das beſtimmte Ziel zu gelangen, mehrere Meilen Weges zurückzulegen; Mittag war bereits vorüber, als Friedrich den Saum des Waldes erreichte und ſich endlich der feindlichen Stellung gegenüber befand. Jetzt hörte man von jenſeit eine Kanonade beginnen, die immer heftiger ward. Zieten war nemlich auf einen vorgeſchobnen Poſten der öſterreichiſchen Armee geſtoßen, der ihm die Annäherung ſtreitig machte, ſo daß er ſich genöthigt fand, Kanonen aufzufahren. Dies hielt Friedrich für das Zeichen einer förmlichen Schlacht, die bereits auf jener Seite beginne, und ſo entſchloß er ſich raſch zum Angriffe, obgleich er noch nicht ſeine ganze Armee beiſammen hatte und namentlich die Cavalerie noch im Walde zurückgeblieben war. Es war zwei Uhr, als ſeine erſten Regimenter dem Feinde entgegenrückten. Aber Daun war ſchon früher von Friedrich's Bewegungen unterrichtet worden und hatte ihnen gemäß ſeine Maßregeln getroffen. Ein furchtbares Kanonenfeuer empfing die preußiſchen Grenadiere, ſo daß ſie reihenweiſe zu Boden geſchmettert wurden. Ein Theil der preußiſchen Armee mußte im Saum des Waldes marſchiren; auch dahin flog der Regen der feindlichen Kugeln. Die Bäume ſtürzten zerſchmettert zuſammen und ſchlugen die Soldaten zu Boden; ein ungeheurer Eichenaſt brach unmittelbar vor dem Könige nieder und erſchlug zwei Mann, die vor ihm gingen. Er mußte vom Pferde ſteigen und ſeine Truppen zu Fuß in die Ebne hinausführen. Der erſte Angriff war umſonſt, zwei Drittheile der Grenadier-Regimenter lagen zerſchmettert auf dem Boden, die übrigen mußten ſich zurückziehen. Neue Truppen waren unterdeß herangekommen und drangen wiederum gegen die Anhöhen vor. Auf's Neue brüllte der Donner des Geſchützes, die Erde erbebte, die grauen Regenwolken, die den Himmel bedeckt hielten, zerriſſen. „Hat Er je," — ſo wandte ſich Friedrich an einen Adjutanten, —

Digitized by Google

„eine ſtärkere Kanonade gehört? ich wenigſtens niemals.“ Wieder ſtürzten in Schaaren die Preußen zu Boden, aber unerſchrocken ſchritten die Uebrigen vor, überſtiegen den Verhack und gewannen die Höhen; hier behaupteten ſie ſich ſtandhaft gegen die heftigſten Angriffe der Oeſterreicher, auf beiden Seiten wurden die Reihen licht, bis endlich öſterreichiſche Cavalerie in die Preußen einbrach und ſie wiederum von den Höhen hinabtrieb.

Ein dritter Angriff begann. Die preußiſche Cavalerie hatte endlich den Kampfplatz erreicht und hieb nun mit friſchem Muthe in die öſterreichiſchen Schaaren ein. Beide Armeen ſtanden mitten im Gewehrfeuer einander gegenüber; hin und her ſchwankte Gewinn und Verluſt. Friedrich theilte redlich die Arbeit der Seinen. Schon waren zwei Pferde ihm unter dem Leibe erſchoſſen, da traf eine Kugel ſeine Bruſt; er ſank, ohne einen Laut, vom Pferde, die Adjutanten unterſtützten ihn, ſie riſſen ihm entſetzt die Kleider von der Bruſt, — die Kugel hatte ihn nicht gefährlich verletzt, durch den Pelz und das Sammtkleid, die der König trug, war ihre Kraft gehemmt worden, ſie hatte ihm nur den Athem genommen. Auch kam ihm gleich die Beſinnung wieder. „Es iſt Nichts!“ ſo rief er den beſorgten Dienern zu, ſtieg wieder zu Pferde und gab erneute Befehle für den Kampf. Aber wieder drang die öſterreichiſche Reiterei vor, die Preußen mußten auf's Neue weichen. Jetzt brach die frühe Novembernacht herein, die Fortſetzung des Kampfes hemmend.

Die preußiſche Armee zog ſich vom Schlachtfelde zurück und ſtellte ſich in einiger Entfernung auf's Neue, die Ereigniſſe des nächſten Tages abzuwarten, in Ordnung. Friedrich begab ſich in ein benachbartes Dorf. Alle Häuſer lagen voll Verwundeter, er nahm ſein Nachtquartier in der Kirche. Hier ließ er ſich verbinden und ertheilte die nöthigen Befehle für die Aufſtellung der Armee; der Feind, ſo fügte er hinzu, habe wohl nicht geringern Verluſt erlitten, als das eigne Heer, und da ihm Zieten noch im Rücken ſtehe, ſo werde er es nicht wagen, in ſeiner Stellung zu bleiben; dann ſei die Schlacht doch gewonnen. Gleichwohl konnten ſich die Offiziere, die ihm, zum Theil ebenfalls verwundet, gefolgt waren, nicht ſo tröſtlicher Hoffnung hingeben. In bangem Schwei-

Digitized by Google

gen gingen mehrere Stunden hin. Schon hatte es neun Uhr geſchlagen, da ward plötzlich eine unerwartete Freudenbotſchaft gebracht: Zieten hatte noch ſpät den Kampf begonnen und hatte geſiegt! Jetzt verwandelte ſich die bange Stille in lauten Jubel und frohes Dankgebet. Friedrich aber ſetzte ſich auf die Stufen des Altars nieder, ſchrieb einige Depeſchen, gab neue Befehle und legte ſich dann auf das dürftige Strohlager, das man ihm bereitet hatte, zur Ruhe nieder.

Zieten hatte nämlich, nachdem er jenen erſten Poſten der Oeſterreicher geworfen, bis gegen Abend, der Anordnung des Königs gemäß, unthätig dem Feinde gegenüber geſtanden. Erſt als er die Ueberzeugung erhielt, daß Friedrich's Unternehmen abgeſchlagen ſei, entſchloß er ſich zum Angriff. Vor ihm lag ein Dorf, welches von Feinden beſetzt war; er griff es an, die Feinde wurden hinausgeſchlagen, aber ſie ſteckten das Dorf in Brand, um die Verfolgung zu verhindern. Der Feuerſchein jedoch wurde die Leuchte, die ſein weiteres Beginnen bei der einbrechenden Nacht begünſtigte. Er entdeckte, daß die öſterreichiſche Armee auf den Höhen ſich nach der Mitte zu zuſammengezogen habe und daß die Seite unbeſetzt ſei. Nun drang er hier mit ſeinen rüſtigen Schaaren empor und ſetzte ſich den Feinden gegenüber auf dem Berge feſt. Ein hartnäckiger Kampf entſpann ſich, ohne zu einer baldigen Entſcheidung zu führen. Indeß hatten einige der Regimenter, welche von Friedrich's Seite bereits an dem früheren Kampfe Theil genommen, die Erneuung des Gefechtes bemerkt. Sie eilten, zur Entſcheidung beizutragen; der Feuerſchein diente auch ihnen zur Leuchte, während ſie, in der Tiefe, ungeſehen herannahen konnten. Sie fielen den Reihen der Oeſterreicher in die Seite, und ſchnell war das Geſchick des Tages entſchieden. Die Oeſterreicher zogen ſich von dem Schlachtfelde, das ſie bereits als ein Siegesfeld betrachtet hatten, zurück. Daun war ſchon vorher verwundet worden und hatte ſich nach Torgau bringen laſſen; jetzt gab er den Befehl, daß noch in derſelben Nacht ſeine Armee ſich auf das andre Ufer der Elbe begeben und Torgau verlaſſen ſolle.

Die Nacht war wild und unruhig. Von beiden Armeen war eine bedeutende Menge Soldaten verſprengt, die nun, ohne Kenntniß von dem Ausgange der Schlacht, truppweiſe umherirrten und ſich zu den

Digitized by Google

Ihrigen zurückzufinden ſuchten. Der Brand des ~~brennenden~~ Dorfes war erloſchen, die Feuer, welche in großer Anzahl, zum Schutz gegen die Kälte der Nacht, angezündet waren, dienten nur dazu, die Suchenden irre zu führen. Die Oeſterreicher richteten ihre Schritte nach dem Rauſchen des Elbſtromes, doch fielen ganze Bataillone von ihnen in die Hände der Preußen. Preußiſche Trupps trafen aufeinander; unvermögend, ſich zu erkennen, beſchoſſen ſie ſich gegenſeitig. An den Feuern lagen häufig Geſunde und Verwundete von beiden Heeren nebeneinander: des Mordens müde, hatten ſie das Uebereinkommen getroffen, daß derjenige Theil von ihnen am nächſten Morgen als gefangen betrachtet werden ſollte, deſſen Armee geſiegt hätte. Zugleich aber ſchwärmten wilde Rotten auf dem Leichenfelde umher und beraubten die Todten und die Verwundeten. Endlich brach der Morgen an. Friedrich erſchien auf der blutigen Wahlſtatt, für die Pflege der Verwundeten zu ſorgen; allgemein war die Freude, ihn, von deſſen Verwundung man gehört, geſund wieder zu ſehen. Ein Grenadier, ſchon mit dem Tode ringend, rief freudig aus: Nun will ich gern ſterben, da ich weiß, daß wir geſiegt haben und daß der König lebt! Als Friedrich und Zieten einander begegneten, fielen ſie ſich tiefbewegt in die Arme; Friedrich weinte laut und war unvermögend, dem treuen Diener ſeinen Dank auszuſprechen.

Der Verluſt auf beiden Seiten war ſehr bedeutend geweſen. Die Preußen hatten 12 bis 13,000, die Oeſterreicher über 16,000 Mann verloren. Doch waren die letzteren immer noch bedeutend ſtärker als die Preußen; mit kühner Entſchloſſenheit hätten ſie Friedrich den weitern Gewinn des Sieges ſtreitig machen können. Aber die plötzliche Niederlage nach dem gewiſſen Siege, den man ſchon durch eilige Couriere nach Wien gemeldet, hatte ſie muthlos gemacht. Sie zogen nach Dresden und ſuchten ſich nur im Beſitz dieſer Stadt zu halten. Friedrich machte einige Verſuche, ſie auch noch von hier zu vertreiben und ganz nach Böhmen zurückzudrängen; doch war die winterliche Jahreszeit ſolchem Unternehmen nicht mehr günſtig. Von beiden Seiten wurden die Armeen nun in die Winterquartiere geführt. Die Ruſſen gingen nach Polen zurück, die Reichsarmee nach Franken. Durch ein beſondres

Digitized by Google

öſterreichiſches Corps waren einige Verſuche auf Oberſchleſien gemacht worden, die aber ebenfalls erfolglos blieben. Mit gewaltig überlegenen Kräften war dieſer Feldzug von Seiten der Gegner, ſo wie die früheren Feldzüge, begonnen worden; und doch behielten ſie von all ihren Erwerbungen am Schluſſe deſſelben nichts, als das einzige Glatz!

Zwiſchen den franzöſiſchen Armeen und denen der verbündeten Truppen unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig war in dem verfloſſenen Jahre mit wechſelndem Erfolge gekämpft worden. Die Franzoſen hatten ein ungeheures Heer ausgerüſtet, aber theils die geringe Tauglichkeit der Führer, theils der Zwieſpalt unter dieſen hatte ihre große Ueberlegenheit unwirkſam gemacht. Bald ſchritt man von der einen, bald von der andern Seite vor, ohne daß entſcheidende Ereigniſſe herbeigeführt wurden. Im Beginn des nächſten Jahres, im Februar, erfocht zwar der Herzog Ferdinand durch plötzlichen Angriff ſehr bedeutende Vortheile, aber auch dieſe gingen im folgenden Monat wieder verloren. Die Truppen wurden beiderſeits in die eben verlaſſenen Winterquartiere zurückgeführt, ohne daß die gegenſeitigen Verhältniſſe der feindlichen Mächte im Weſentlichen eine veränderte Geſtalt gewonnen hätten.

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Beginn des Feldzuges von 1761. Das Lager zu Bunzelwitz.

Im Verlauf des Winters geſchahen einige Schritte zur friedlichen Ausgleichung all der Wirrniſſe, in denen ſich Europa nun ſchon ſeit ſo langer Zeit befand. Die Anträge dazu gingen zunächſt von Frankreich aus, das verhältnißmäßig die meiſten Kräfte, ohne einen eigentlichen Zweck im Auge zu haben, vergeudete. Der Landkrieg, der in Weſtphalen geführt ward, hatte bereits ungeheure Summen verſchlungen; viel größer noch waren die Verluſte, die dieſer Staat in dem gleichzeitig geführten Seekriege mit England erleiden mußte. Für den Friedens-

Digitized by Google

congreß ward Augsburg beſtimmt. Aber noch immer waren die Leidenſchaften, die den Krieg angefacht hatten, nicht abgekühlt; Friedrich wünſchte wohl von ganzem Herzen den Frieden, aber er gedachte auch, auf keine Weiſe in unbillige Forderungen zu willigen. Die Verhandlungen hatten ſomit wenig günſtigen Fortgang und wurden bald wieder eingeſtellt.

Um ſo eifriger war man von allen Seiten auf fortgeſetzte Rüſtungen bedacht; aber ſchon begannen trotz aller Anſtrengungen die Kräfte mehr und mehr nachzulaſſen. Härtere Maßregeln als bisher mußte Friedrich ergreifen, um ſich die Mittel zum erneuten Widerſtande zu verſchaffen. Das arme Sachſenland, das durch den unſeligen Krieg ſchon ſoviel gelitten hatte, ward mit den ſtärkſten Contributionen belaſtet, die Münze wurde auf's Neue in bedeutend geringerem Werthe ausgeprägt. Rekruten wurden aller Orten für das preußiſche Heer geworben; der Ackerbau lag allenthalben, wo feindliche Armeen gehauſt hatten, darnieder, und gern vertauſchten die Bauerburſchen den Pflug mit der Muskete. Dabei mußte freilich alle mögliche Dreſſur angewandt werden, um die auf ſolche Weiſe zuſammengerafften Truppen nur einigermaßen den Soldaten ähnlich zu machen, mit denen Friedrich den Krieg begonnen hatte. Oeſterreich dagegen fand in ſeinen volkreichen Provinzen fortwährend Menſchenſchätze, die das Heer auf eine vortheilhafte Weiſe zu vervollſtändigen dienten; ja, man hat bemerkt, daß in demſelben Grade, in dem die preußiſche Armee ſich verſchlechterte, die öſterreichiſche an Tüchtigkeit und Gewandtheit zunahm. Doch war wiederum, während Friedrich ſich durch ſeine Finanzoperationen im Stande ſah, alle übrigen Kriegsbedürfniſſe in genügendem Maße zu beſchaffen, in den öſterreichiſchen Kaſſen bereits drückender Geldmangel. Sämmtliche Stabsoffiziere mußten ſich bequemen, ihre Beſoldung in Papieren entgegenzunehmen, die erſt nach geendigtem Kriege in Geld umgetauſcht werden ſollten. Wer nicht ſo lange warten konnte, fand nur vor einer beſonders dazu errichteten Bank Gelegenheit, das Papier gegen Geld, aber mit beträchtlichem Verluſte, auszuwechſeln. Dieſe Bank hatte Kaiſer Franz, der Gemahl der Maria Thereſia, deſſen ganze Thätigkeit nur in Geldſpeculationen beſtand, aus ſeinem Privat-Vermögen — wenig patriotiſchen Sinnes — errichtet.

Digitized by Google

Und wie die Anſtrengungen, bei dem allmäligen Sinken der Kräfte, nur immer heftiger werden mußten, wie man ſich genöthigt ſah, zu härteren Maßregeln zu ſchreiten, ſo konnten auch andre Erſcheinungen, die die Verbitterung eines langen Krieges mit ſich zu führen pflegt, nicht ausbleiben. Sorgfältig hatte Friedrich bis jetzt für den Schutz der königlichen Schlöſſer in Sachſen gewacht; nichts von den Kunſtſchätzen, mit denen ſie geſchmückt waren, war angetaſtet worden. Nur einigen Unternehmungen gegen Beſitzungen des Grafen Brühl, der Friedrich jederzeit den feindſchaftlichſten Haß bewieſen, hatte er, nicht unwillig, zugeſehen. Jetzt aber hatte ihn die Plünderung des Charlottenburger Schloſſes, vor Allem die barbariſche Zerſtörung der Schätze des Alterthums, die durch keine Geldſummen wiederzubringen waren, auf's Tiefſte empört. Und da ſich gerade ſächſiſche Truppen hiebei ausgezeichnet, ſo mußte es auch Sachſen entgelten. Doch wartete Friedrich mehrere Monate, nachdem er öffentliche Klage über dies Benehmen geführt, er drohte mit Repreſſalien, — kein Wort der Entſchuldigung kam über die Lippen König Auguſt's. So gab Friedrich den Befehl, das Jagdſchloß Hubertsburg, welches „das Herzblatt des Königs von Polen" genannt ward, zu plündern. „Der Kopf der großen Herren," ſo ſagte er, „fühlt es nicht, wenn den Unterthanen die Haare ausgerauft werden: man muß ſie da angreifen, wo es ihnen ſelbſt weh thut." Gleichwohl war zu ſolchem Unternehmen in der preußiſchen Armee der Mann nicht ganz leicht zu finden. Der General von Saldern, dem es der König zuerſt auftrug, weigerte ſich wiederholt, da ſolch eine Handlung wider Ehre, Eid und Pflicht ſei; er fiel darüber in Ungnade. Das Freicorps des Majors Quintus Icilius führte es darauf aus.

Bei alle dem aber ließ Friedrich auch diesmal die Ruhe des Winterquartiers, das er in Leipzig genommen hatte, nicht ohne alle diejenigen aufheiternden Genüſſe vorübergehen, die einmal einen Theil ſeines Lebens ausmachten. Leipzig galt zu jener Zeit als der Mittelpunkt deutſcher Wiſſenſchaft und Poeſie; ſo fand ſich mehrfache Gelegenheit, hievon Kenntniß zu nehmen, ſo wenig Friedrich auch im Allgemeinen von den Beſtrebungen der Deutſchen im Bereiche des Geiſtes ein günſtiges Vorurtheil hatte. Gottſched hatte Friedrich ſchon bei früheren

Digitized by Google

Beſuchen Leipzigs kennen gelernt; damals hatte der Dichter, dem freilich auch Voltaire Aufmerkſamkeiten erwies, Eindruck auf ihn gemacht. Friedrich hatte ihm ein Gedicht gewidmet, welches ihn den „ſächſiſchen Schwan" nannte und mit den ſchmeichelhaften Worten ſchloß:

Durch deine Lieder füge du
Dem Siegeslorbeer, der den Deutſchen ſchmücket,
Apollo's ſchönern Lorbeer zu!

Jetzt ward Gottſched auf's Neue vor den König berufen; indeß hinterließ das nicht allzu liebenswürdige Benehmen des Poeten keinen ſonderlich günſtigen Eindruck. Mehr Wohlgefallen fand Friedrich an dem beſcheidnen Gellert. Er ließ ſich durch ihn eine von ſeinen ſinnvollen Fabeln vordeclamiren und fand, daß hier in der That fließende Poeſie ſei. Auch äußerte er ſich hernach: „Gellert ſei der vernünftigſte von allen deutſchen Gelehrten; er ſei der einzige Deutſche, der zur Nachwelt gelangen werde." Solch ein ungemeßnes Lob konnte freilich nur ausgeſprochen werden, wenn man, wie es bei Friedrich der Fall war, die deutſche Wiſſenſchaft einzig nach dem beurtheilte, was ſie zu Anfange des Jahrhunderts geweſen war; wenn man die Namen eines Klopſtock, eines Leſſing und andrer Geiſter, auf welche die Nation mit erhebendem Stolze zurückblickt, gar nicht kannte. Auch ward Gellert nicht zum zweiten Male berufen. Vielleicht, daß ſeine wenig überdachte Bitte, Friedrich möge Deutſchland den Frieden geben, — worauf dieſer einfach antwortete, daß das leider nicht in ſeiner Macht ſtehe, — und noch mehr Gellert's Entſchuldigung: er bekümmre ſich mehr um die alte als um die neue Geſchichte, nicht eben geeignet waren, ein perſönliches Intereſſe bei Friedrich hervorzurufen.

Des Abends ward, wie in der heitern Friedenszeit, Muſik gemacht; Friedrich hatte dazu die Mitglieder ſeiner Kapelle nach Leipzig kommen laſſen. Doch nahm er ſelbſt ſchon weniger thätigen Antheil an der Muſik. Das Flöteblaſen griff ihn bereits an.

Auch der Marquis d'Argens, nach deſſen freundſchaftlicher Theilnahme den König herzlich verlangte, war nach Leipzig gekommen. Mit ihm verplauderte Friedrich die Abendſtunden nach dem Concert. Als d'Argens eines Abends in Friedrich's Zimmer trat, fand er ihn am

Boden ſitzen, vor ihm eine Schüſſel mit Fricaſſé, aus welcher die Windſpiele des Königs ihr Abendeſſen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter den Hunden Ordnung hielt und der kleinen Favorite die beſten Biſſen zuſchob. Der Marquis blieb verwundert ſtehen und rief aus: „Wie werden ſich doch die fünf großen Mächte von Europa, die ſich wider den Markgrafen von Brandenburg verſchworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut! Sie werden etwa glauben, er macht einen gefährlichen Plan zum nächſten Feldzuge, er ſammelt die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder beſorgt die Magazine für Mann und Pferd, oder knüpft Unterhandlungen an, um ſeine Feinde zu trennen und ſich Alliirte zu verſchaffen: — Nichts von alle dem! Er ſitzt ruhig in ſeinem Zimmer und füttert ſeine Hunde!“ —

Der Feldzug des Jahres 1761 begann ziemlich ſpät, und erſt am Schluß des Jahres kam es zu entſcheidenden Unternehmungen. Friedrich ſollte wiederum mit mehrfach überlegenen Feinden ſeine Kräfte meſſen, in einer Lage, wo es ihm ſchon im höchſten Grade ſchwer ward, etwa eintretende Verluſte zu erſetzen, wo ſelbſt ein Sieg wie der von Torgau ihm die empfindlichſte Schwäche, ſomit den empfindlichſten Nachtheil bereiten mußte. Er ſah ſich alſo genöthigt, noch entſchiedner als bisher das Syſtem der Vertheidigung zu befolgen, den Angriff der Gegner abzuwarten, auf die Blößen zu lauſchen, die ſie geben würden, und ſeine Kräfte nur für den Punkt der höchſten Entſcheidung aufzuſparen. Das Vorſpiel des Kampfes geſchah im Ausgange des Winters, da ein Streifzug gegen die Reichsarmee unternommen und ſo glücklich ausgeführt ward, daß dieſe ihre Stellungen mit mannigfachem Verluſt verlaſſen und auf längere Zeit unthätig bleiben mußte. Dann regte es ſich in Schleſien. Auf dieſe Provinz war wiederum das Hauptaugenmerk des Feindes gerichtet. Hier ſollte ſich eine öſterreichiſche Armee unter Loudon, 75,000 Mann ſtark, mit einer ruſſiſchen von 60,000 Mann, deren Oberbefehl jetzt der Feldmarſchall Butturlin führte, vereinigen. Friedrich brach, dieſe Vereinigung zu hintertreiben, im Mai nach Schleſien auf; aber er konnte gegen beide feindliche Armeen nur 55,000 Mann aufbringen. Zum Schutze Sachſens ließ er den Prinzen Heinrich zurück.

Digitized by Google

Das Vierteljahr bis zur Mitte Auguſt ging unter verſchiedenartigen Manoeuvres, Märſchen und Gegenmärſchen hin. Die Vereinigung der feindlichen Armeen ſollte, wie es hieß, in Oberſchleſien erfolgen. Friedrich begab ſich dahin; Loudon aber wußte ſeine Operationen ſo geſchickt einzurichten, daß Friedrich ihm keine Vortheile abgewinnen konnte. Unterdeß rückten die Ruſſen in Niederſchleſien ein, gingen zwiſchen Glogau und Breslau über die Oder, Loudon wandte ſich raſch aus Oberſchleſien nach Böhmen zurück, beſetzte die Päſſe des Rieſengebirges und brachte von hier aus die, ſchon ſeit Jahren vorbereitete Vereinigung beider Armeen zu Stande, ehe Friedrich zur Verhinderung derſelben hatte heranrücken können. Beide feindliche Heere ſtanden jetzt in der Gegend von Striegau. Friedrich war ihnen entgegengezogen; da er ſeine Abſicht vereitelt ſah, ſo machte er den Verſuch, durch ein andres Mittel die gefahrdrohende Verbindung wiederum aufzuheben. Er wandte ſich gegen den nächſten bedeutenden Poſten des Gebirges, den die Oeſterreicher bei dem Anmarſch der Ruſſen verlaſſen hatten, um hiedurch den Gegnern die Zufuhr aus Böhmen, ohne die ſie ſich in ihrer Stellung nicht zu erhalten vermochten, abzuſchneiden. Aber auch hier war ihm Loudon bereits mit ſchneller Ueberſicht zuvorgekommen; als Friedrich ſich dem Gebirge näherte, fand er daſſelbe ſo ſtark beſetzt, daß ein Angriff unmöglich war.

Die feindliche Uebermacht im Herzen Schleſiens ſchien alle Wünſche, die zur Erniedrigung Friedrich's ſo lange genährt waren, vollſtändig erfüllt zu haben. Friedrich war nicht vermögend, ihrem Angriff in offner Schlacht zu widerſtehen; die wenigen Feſtungen Schleſiens konnten ihnen eben ſo wenig auf die Dauer Widerſtand leiſten. Alles, was Friedrich zu thun vermochte, beſtand darin, daß er, jede fruchtloſe Aufopferung vermeidend, die Feinde ſo lange in Unthätigkeit hielt, bis der Mangel an Nahrungsmitteln für eine ſo gewaltige Maſſe von Menſchen und Pferden ſie von ſelbſt zur Trennung nöthigte. Dies führte er in der That auf eine Weiſe aus, die wiederum ſein Feldherrntalent in der ſeltenſten Größe darſtellte. Er bezog, am 20. Auguſt, ein Lager bei Bunzelwitz, wodurch er Schweidnitz, die zunächſt gelegene Feſtung, deckte, die Verbindung mit Breslau erhielt und nach keiner Seite für etwa

Digitized by Google

erforderliche Unternehmungen beſchränkt blieb. Freilich hatte die Natur nicht eben viel gethan, um dies Lager gegen feindlichen Angriff zu ſichern; aber es vergingen mehrere Tage, ehe die feindlichen Heerführer ſich über alle erforderlichen Maßregeln der Verpflegung und Stellung der Truppen, ſowie über die weitern Operationen vereinigt hatten; und als ſie nun die Stellung, welche Friedrich eingenommen, näher zu unterſuchen kamen, da fanden ſie kein Lager mehr, ſondern eine förmliche Feſtung, welche in ſo kurzer Friſt aus der Erde hervorgewachſen war. Die ganze preußiſche Armee hatte, unaufhörlich abwechſelnd, Tag und Nacht an dieſen Verſchanzungen gearbeitet. Eine Kette von Schanzen, Gräben und ſtarken Batterien zog ſich um das Lager her; vor den Linien waren Paliſſaden eingerammt oder ſpaniſche Reiter geſteckt, vor dieſen waren drei Reihen tiefer Wolfsgruben; vor den Batterien hatte man ſogenannte Flatterminen, Gruben, die mit Pulver, Kugeln und Haubitzgranaten gefüllt waren, angelegt. Man konnte jetzt ſchon einem feindlichen Unternehmen gelaſſener entgegenſehen, und die Gegner fanden ſich durch dieſe ganz unerwartete Erſcheinung genöthigt, die eben gefaßten Pläne aufzugeben und neue Maßregeln auszuſinnen.

Indeß ſtanden die feindlichen Armeen im weiten Bogen um das Lager, und man konnte zu jeder Stunde des Angriffs gewärtig ſein. Es war ſomit unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die Bewegungen derſelben nöthig. Die Truppen innerhalb des Lagers wurden ſtets gewechſelt, damit der Feind nie wiſſen könne, welche Regimenter er an dieſer oder jener Stelle vor ſich finden würde. Da keine hinreichende Anzahl von Kanonen, den ganzen Umfang des Lagers zu vertheidigen, vorhanden war, ſo wurden abwechſelnd auch hier und dort Baumſtämme in die Schießſcharten gelegt. Beſonders vor nächtlichem Ueberfall mußte man auf ſeiner Hut ſein. Daher ließ Friedrich die Truppen bei Tage zumeiſt raſten; des Abends wurden die Zelte abgebrochen, und die Soldaten ſtanden die Nacht unter dem Gewehr. Friedrich ſelbſt nahm an allen dieſen Anſtrengungen und Entbehrungen der Seinen getreulich Theil. Er brachte die Nächte ſtets in einer der wichtigſten Batterien unter freiem Himmel zu. Oft ſetzte er ſich zum Feuer ſeiner Gemeinen, die ihm dann ein Paar Wachtmäntel auf die Erde zu breiten pflegten und ihm

Digitized by Google

einen zuſammengerollten Rock unter den Kopf legten, damit er ſo wenigſtens ein Stündchen ruhen könnte. Dann hörte man die Soldaten wohl ſagen: „Wenn Fritz bei uns ſchläft, iſt's ſo gut, als wenn unſrer Fünfzigtauſend wachen. Nun mag der Feind kommen; iſt Fritz bei uns, ſo fürchten wir den Teufel nicht, aber der Teufel muß ſich vor ihm und vor uns fürchten. Denn Gott iſt mächtiger als der Teufel, und der König klüger als unſre Feinde!“ Auch ließ Friedrich wohl ein Bund Stroh in die Batterie bringen, in welcher er übernachten wollte; darauf nahm er dann ſein Lager, während die gekrönten Häupter, die ſein Verderben ſannen, auf weichen Flaumen ruhten.

So vergingen mehrere Wochen. Schon waren die Soldaten von den unausgeſetzten Anſtrengungen erſchöpft, ſchon machte ſich in dem Lager, deſſen Verbindung mit dem Lande die Feinde abgeſchnitten hatten, ein dringender Mangel bemerklich; ſchon riſſen Krankheiten und endlich auch eine lähmende Muthloſigkeit unter den tapfern Preußen ein. Friedrich that Alles, um die Seinen zur ſtandhaften Ausdauer anzuſpornen; der Klang ſeiner Stimme, die Gewalt ſeines Auges waren es allein, was ihre Sinne noch friſch, ihr Gemüth noch kräftig erhielt. Aber er ſelbſt erkannte die Gefahr ſeiner Lage nur zu gut; er ſah es ein, daß ſeine Truppen einem ernſtlichen Angriff der übermächtigen Feinde nicht mehr würden widerſtehen können. Den Vertrauteſten offenbarte er wohl zuweilen ſeine Stimmung; beſonders bei dem alten Zieten, der mit ſeinen Schaaren die Pein des Lagers theilte, ſuchte er gern Troſt. Zieten war ungebeugt und ſprach mit Ueberzeugung ſeine Hoffnung aus, daß man doch noch einſt Alles zum guten Ende bringen werde. Friedrich aber, der ſeine ganze Lage beſſer überſchaute als jener, mochte auf eine ſo freudige Zukunft kaum noch hinblicken. Einſt fragte er Zieten ironiſch, ob er ſich etwa einen neuen Alliirten verſchafft habe. „Nein,“ antwortete Zieten, „nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht.“ — „Ach,“ ſeufzte der König, „der thut keine Wunder mehr!“ — „Deren braucht's auch nicht,“ erwiederte Zieten, „er ſtreitet dennoch für uns und läßt uns nicht ſinken.“ — Nur wenige ſchwere Monden ſollten noch vorübergehen und Zieten's Wort ſich auf eine unerwartete Weiſe erfüllen.

Digitized by Google

Die kühne Entſchloſſenheit, mit der Friedrich ſeine Stellung im Angeſicht der Feinde behauptete, hatte deren Entſchlüſſe wankend gemacht, ſo daß ſie ſich nicht über den Angriff vereinigen konnten. Dazu kam, daß die alte Mißſtimmung zwiſchen Ruſſen und Oeſterreichern auf's Neue hemmend hervortrat. Schon war Butturlin empfindlich darüber, daß ſich Loudon nicht eher mit ihm vereinigt, daß er ihn bis dahin der Gefahr bloßgeſtellt hatte, allein von den Preußen angegriffen zu werden; auch mochte er wohl, da die Kaiſerin krank lag, dem preußiſch geſinnten Thronfolger zu Gefallen, entſcheidende Unternehmungen gegen Friedrich vermeiden. Vergebens bemühte ſich Loudon, ihn zu einem gemeinſchaftlichen Angriff auf das feſte Lager der Preußen zu bewegen. Es wird erzählt, daß es ihm nur einmal, bei der Tafel, als der Wein die Gemüther erhitzt hatte, gelungen ſei, den ruſſiſchen Heerführer zum Entſchluß zu bewegen, daß derſelbe aber auch diesmal, nachdem er den Rauſch ausgeſchlafen, alle Befehle zum Angriff widerrufen habe. Aber ſchon machte ſich im feindlichen Heere der Mangel an Nahrungsmitteln, ebenſo wie im preußiſchen Lager, auf eine drückende Weiſe bemerklich. Noch einmal verſuchte Loudon einen entſcheidenden Entſchluß von ſeinem Bundesgenoſſen zu erzwingen; er entwarf eigenmächtig einen Plan zum Angriff und theilte den Ruſſen die nöthigen Rollen darin zu. Dies aber verletzte Butturlin's Empfindlichkeit im höchſten Maße; er benutzte den Vorwand, den ihm der ausgebrochene Mangel an die Hand geben mußte, und ging, am 10. September, mit ſeiner Armee nach der Oder ab. Nur ein Corps von 12,000 Mann, unter dem General Tſchernitſchef, ließ er bei Loudon's Armee zurück. Nun bezog auch Loudon, entfernt vom preußiſchen Lager, eine feſte Stellung auf den Abhängen des Gebirges. Bei den Preußen aber war großer Jubel über die Errettung aus ſo drohender Gefahr; vierzehn Tage gönnte Friedrich den Seinen die nöthige Raſt nach all den Anſtrengungen, denen ſie ſich hatten unterziehen müſſen; dann ließ er das Lager abbrechen.

Digitized by Google

Sechsunddreißigſtes Capitel.

Schluß des Feldzuges von 1761. Das Lager zu Strehlen.

Das Jahr neigte ſich ſeinem Ende entgegen, und der Feldzug in Schleſien ſchien einen glücklicheren Schluß gewonnen zu haben, als man ſich zu Anfang des Jahres verſprechen durfte. Friedrich gedachte jetzt nur noch, die beiden feindlichen Armeen, ehe ſie ſich zu einem neuen Unternehmen entſchließen könnten, ganz aus dem Lande hinauszudrängen. Zu dem Zweck ſandte er, gleich nach dem Abmarſch der Ruſſen, ein beſondres Corps nach Polen, die dortigen ruſſiſchen Vorräthe zu vernichten; dieſem gelang es, einen ſehr bedeutenden Transport von Nahrungsmitteln aufzufangen, zu zerſtören und die zahlreiche Bedeckung des Transportes zu zerſtreuen oder gefangen zu nehmen. Hiedurch wurde der Abmarſch der Ruſſen aus Schleſien in der That bedeutend beſchleunigt. Friedrich ſelbſt ſuchte Loudon unſchädlich zu machen. Er wünſchte nichts mehr, als ihn vorerſt aus ſeiner feſten Gebirgsſtellung herauszulocken, und begann mit ſeiner Armee einige künſtliche Manoeuvres, die einen Plan gegen die von den Oeſterreichern beſetzte Grafſchaft Glatz oder gegen Mähren verrathen ſollten. Aber Loudon ging nicht in die Falle. Er beſetzte nur die Päſſe, die nach der Grafſchaft führen, und benutzte den Umſtand, daß Friedrich ſich bereits auf zwei Tagemärſche von Schweidnitz entfernt hatte, zu einem kühnen, gänzlich unerwarteten Unternehmen. In der Nacht vom 30. September auf den 1. October erſchien er plötzlich mit ſeiner Armee vor Schweidnitz, deſſen Beſatzung nicht eben eine große Anzahl zuverläſſiger Truppen zählte, und eroberte die Feſtung mit ſtürmender Hand.

Durch dieſen einen raſchen Schlag, der dem Feinde feſten Fuß in Schleſien gab, der es ihm verſtatten mußte, ſeine Winterquartiere hier im Lande zu nehmen und die Operationen des nächſten Jahres mit ungleich entſchiednerem Nachdruck zu beginnen, hatte in der That Friedrich's Schickſal die traurigſte Wendung genommen. Dennoch ließ er auch jetzt den Muth nicht ſinken. Der Niedergeſchlagenheit, die ſich

Digitized by Google

ſeines Heeres bei der Nachricht des Geſchehenen bemächtigte, wußte er alsbald durch eine Rede, die nur unbeugſamen Muth athmete, zu wehren, und ſeine Truppen auch jetzt auf's Neue zu glühender Begeiſterung zu entflammen. Gern hätte er es zu einer offnen Schlacht mit Loudon gebracht, aber vorſichtig blieb dieſer auch jetzt wiederum in ſeiner ſichern Stellung. Friedrich entſchloß ſich nun, ſein Quartier in Strehlen zu nehmen, von wo aus er feindlichen Unternehmungen auf Breslau oder auf Neiſſe gleich raſch entgegentreten konnte. Die Truppen wurden in den Dörfern um Strehlen in Cantonnirungs-Quartiere gelegt. Loudon benutzte, bei ſolcher Stellung des Gegners, ſeinen glücklichen Gewinn zu keinen weitern Fortſchritten.

Das Lager zu Strehlen ſollte durch verſchiedne Vorfälle eine beſondre hiſtoriſche Merkwürdigkeit gewinnen. Hier erſchien, im Verlaufe des Octobers, eine Geſandtſchaft des Tataren-Chans, Kerim Geray, der, als ein entſchiedner Gegner der Ruſſen, dem Preußenkönige ſeine Freundſchaftsverſicherungen und das Anerbieten, Truppen gegen Geldvergütung zu ſtellen, überbringen ließ. Der Geſandte, Muſtapha Aga, — eigentlich der Bartputzer des Chans, ein Amt, das jedoch ſeiner gegenwärtigen Würde keinen Eintrag that, — wurde mit aller Zuvorkommenheit aufgenommen. Es kam in der That ein Bündniß zu Stande, demzufolge im nächſten Jahre ein Corps von 16,000 Tataren in Oberſchleſien eintreffen ſollte, während gleichzeitig der Chan einen Einfall in Rußland zu machen verſprach. Auch mit dem türkiſchen Sultan war in dieſem Jahre, nach langen vergeblichen Verſuchen, ein Freundſchafts- und Handelsvertrag zu Stande gekommen, und der Sultan zog bereits bei Belgrad ein drohendes Heer gegen Friedrich's Feinde zuſammen. Beide Bündniſſe mußten Friedrich ſehr erwünſcht ſein, um die Macht ſeiner Gegner zu brechen; nur die große Veränderung in der bisherigen europäiſchen Politik, die im nächſten Jahre vor ſich ging, verhinderte die Ausführung der gefaßten Entſchlüſſe.

Ein zweites Ereigniß, das in Strehlen vorfiel, war der verrätheriſche Verſuch, den König lebendig oder todt in die Hände ſeiner Feinde zu liefern. Ein Vaſall Friedrich's, Baron Warkotſch, deſſen Beſitzungen in der Nähe von Strehlen lagen und der es unbequem fand, daß ihm

Digitized by Google

die preußiſche Regierung keine willkürliche Behandlung ſeiner Unterthanen verſtattete, hatte den Plan dazu in Gemeinſchaft mit einem öſterreichiſchen Offizier, dem Oberſten Wallis, entworfen. Er hatte dem König öfters in Strehlen aufgewartet und alle Gelegenheit ausgekundſchaftet. Friedrich wohnte außerhalb der Stadt, in dem daneben gelegenen Dorfe Woiſelwitz; die Wache vor ſeinem Hauſe beſtand aus 13 Mann Garde; ſonſt waren wenig Militairs im Dorfe, und auch in der Stadt befand ſich, da die Armee ſchon zum Theil in die Winterquartiere entſandt war, keine bedeutende Truppenmacht. Der Zwiſchenträger zwiſchen Warkotſch und Wallis war ein katholiſcher Geiſtlicher, Franz Schmidt. Die Briefe an dieſen, auch an Wallis, überbrachte ein Jäger in des Barons Dienſten, Matthias Kappel. Der letztere hatte aus dieſem, ſehr geheim gehaltenen Briefwechſel, ſowie aus manchen Reden ſeines Herrn und andern Umſtänden Verdacht geſchöpft. Am 29. November war er mit dem Baron wieder in Strehlen geweſen. Als er mitten in der Nacht darauf wieder Befehl erhielt, einen Brief mit der Adreſſe des Oberſten Wallis an Schmidt zu überbringen, wuchs ſein Verdacht; er öffnete den Brief und fand in deſſen Inhalt den ganzen Verrath ausgeſprochen. Schleunig ließ er ſich nun durch einen evangeliſchen Geiſtlichen, der am Orte war, eine Abſchrift des Briefes anfertigen, den er an Schmidt ſandte, während er mit dem Originalſchreiben unverzüglich in das Hauptquartier des Königs jagte. Friedrich empfing den verhängnißvollen Brief. „Ihr ſeid," ſo ſprach er zu dem Jäger, „ein Werkzeug, das eine höhere Hand für mich beſtimmt und abgeſchickt hat." Alle Anſtalten wurden nun getroffen, um der Verräther habhaft zu werden. Beide, der Baron und der katholiſche Geiſtliche, wurden ergriffen, während ſie ſich nichts Arges verſahen; aber beide entkamen durch Liſt. Der Baron, den ein preußiſcher Offizier in ſeinem Schloß überraſchte, erhielt von dieſem die Erlaubniß, ſich umzukleiden; aus ſeinem Schlafzimmer entkam er nach dem Stalle; hier warf er ſich auf ein Pferd und gewann einen ſo bedeutenden Vorſprung vor den nachſetzenden Preußen, daß man ihn nicht mehr einholen konnte. Der Geiſtliche befand ſich bei einem benachbarten Edelmann zu Tiſche; er erhielt die Erlaubniß, ehe man ihn

Digitized by Google

fortführte, noch erſt das heimliche Gemach beſuchen zu dürfen; hier ließ er ſich an einer Stange hinab und entging ebenfalls ſeinen Verfolgern.

Dem König war es im Grunde nicht unangenehm, daß die beiden Verräther entkommen waren. Das Gericht erkannte auf ſtrenge Todesſtrafe: Warkotſch ſollte geviertheilt, Schmidt enthauptet und dann ebenfalls geviertheilt werden. Friedrich war kein Freund von Blutgerichten und konnte es nun in Ruhe unterſchreiben, daß das Urtheil an ihren Bildniſſen vollſtreckt würde. „Das mag immer geſchehen,“ ſagte er, „denn die Portraits werden vermuthlich ebenſo wenig taugen, als die Originale ſelbſt.“ So wurde das Urtheil im Mai des folgenden Jahres an den beiden Bildniſſen, auf einem dazu erbauten Schaffot, in Breslau vollzogen.

Allen Ergebniſſen der gerichtlichen Unterſuchung zufolge war übrigens dieſer Verrath nur das Werk weniger einzelnen Perſonen. Bei den öſterreichiſchen Heerführern fand er gerechten Abſcheu. Die gräfliche Familie von Wallis machte öffentlich bekannt, daß der gleichnamige Oberſt nicht mit ihr verwandt ſei. Auch die katholiſche Kirche hatte daran keinen weitern Antheil, als daß einer ihrer Diener auf unwürdige Weiſe die Hand zu dem frevelhaften Beginnen geboten. Zwar wollte man bei mehreren Vorfällen wiſſen, daß die katholiſche Geiſtlichkeit Schleſiens ſich während des Krieges feindſelig gegen Friedrich benommen habe, und das Benehmen des Papſtes nach der Schlacht von Hochkirch war wohl geeignet, ſolchem Argwohn größeren Nachdruck zu geben. Indeß bezieht ſich Alles, was zu jener Zeit von Unternehmungen der Art erzählt ward, wie bei dem Verrath des Barons Warkotſch nur auf das Beginnen Einzelner, ohne der ganzen Genoſſenſchaft einen Vorwurf zu bereiten. Eine dieſer Erzählungen trägt ein eigenthümlich launiges Gepräge. Gegen die preußiſche Regierung einer ſchleſiſchen Stadt wurde einſt, wie man berichtet, ein Anſchlag gemacht; ſie ſollte zu nächtlicher Weile von öſterreichiſchen Truppen überfallen werden, während es die Pfaffen in der Stadt übernommen hatten, die Wachen von ihren Poſten zu vertreiben. Zu letzterem Vorhaben hatte einer von ihnen ſich in das Coſtüm des Teufels geſteckt und trat ſo zu nächtlicher Weile, Phosphor-funkelnd, einer Schildwacht entgegen. Dieſe je-

Digitized by Google

doch, ihrer Dienſtpflicht eingedenk, ſchlug das Gewehr auf den Teufel an, der nun ſein Heil in der Flucht ſuchen wollte, aber von dem rüſtigen Gegner ergriffen und in die Hauptwache abgeliefert wurde. Am nächſten Tage ward er, der ganzen Armee zur Schau und zum Geſpötte, ihre Reihen entlang geführt, und der feindliche Anſchlag unterblieb.

Bald nachdem die Gefahr in Strehlen vom Haupte des Königs abgewandt war, ward ein andrer Anſchlag geſchmiedet, deſſen Ausführung ihm nicht minder das größte Verderben bereiten mußte. Magdeburg, die Hauptfeſtung des preußiſchen Reiches, der Sitz des Hofes, der Aufbewahrungsort des königlichen Schatzes, der Archive, der zahlloſen Kriegsbedürfniſſe, ſollte den Feinden in die Hände geſpielt werden. Den Plan dazu faßte ein Mann, der in den Kerkern Magdeburgs in Ketten und Banden ſaß, der Baron von der Trenck, auf dem Hochverrath und andre ſchwere Schuld haftete. Schon früher war er in Glatz gefangen geweſen, aber auf gewaltſame Weiſe entkommen. In Magdeburg wurde er, nachdem er manche Verſuche gemacht, auf's Neue durchzubrechen, ſehr ſtrenge gehalten. Gleichwohl gelang es ihm, eine Verſchwörung unter den zahlreichen Gefangenen, die in dieſer Feſtung eingeſchloſſen waren, anzuſtiften. Schon war das Verderben nah, als man die Verſchwörung entdeckte und Trenck's Schickſal nur noch furchtbarer ſteigerte.

Doch ſollte den König, während ſo drohende Gefahren erfolglos vorübergingen, noch ein Schlag treffen, der, in Verbindung mit dem Fall von Schweidnitz, ſein nahes Verderben zu verkünden ſchien. In Pommern war eine ruſſiſche Armee eingerückt; eine ruſſiſche Flotte, mit einer ſchwediſchen vereinigt, war vor Colberg erſchienen. Vor der Feſtung indeß lagerte ein preußiſches Armeecorps unter dem Prinzen von Würtemberg, welches ſich feſt verſchanzt hatte, und das erſt beſiegt werden mußte, wenn die Feinde zur eigentlichen Belagerung Colbergs ſchreiten wollten. Die Feſtung und das preußiſche Lager wurden nun von der feindlichen Uebermacht umſchloſſen, doch wehrten ſie ſtandhaft, mehrere Monate hindurch, jeden Angriff ab. Aber nun begann es an Nahrungsmitteln zu fehlen, und noch drückender wurde die Lage der Eingeſchloſſenen, als auch die ruſſiſche Hauptarmee, nach ihrem Abzuge aus Schle-

Digitized by Google

ſien, in Pommern einrückte und alle Zufuhr abſchnitt. Endlich ſah ſich der Prinz von Württemberg genöthigt, ſich durch die Feinde durchzuſchlagen; dies glückte, aber vergeblich waren ſeine Verſuche, im Rücken der ruſſiſchen Heere für den Entſatz Colbergs zu wirken. Nach der ſtandhafteſten Vertheidigung ward der tapfre Commandant dieſer Feſtung, der im vorigen Jahr ſo hohen Ruhm erworben, endlich durch Hunger genöthigt, ſich zu ergeben. Die Feſtung ging am 16. December in die Hände der Ruſſen über, die hiedurch in Pommern, wie die Oeſterreicher in Schleſien, feſten Fuß für ihre künftigen Unternehmungen gefaßt hatten.

Und doch war hiemit das Maß des Unglückes noch nicht gefüllt. Zwar waren die ſchwachen Verſuche der Schweden, wie gewöhnlich, ohne Erfolg geblieben; zwar hatte Prinz Heinrich Sachſen gegen die Oeſterreicher unter Daun und gegen die Reichsarmee ſo erfolgreich beſchirmt, daß dieſe nicht bedeutende Vortheile erlangen konnten; zwar hatte Friedrich's Mitkämpfer, der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, glücklich gegen die Franzoſen geſtritten, ſo daß auch von dieſer Seite vor der Hand nichts zu befürchten war: der eine Bundesgenoß, den Friedrich hatte, fiel in dieſem Jahre von ihm ab und er ſtand nun, ganz auf ſeine eignen Kräfte zurückgeführt, den Feinden ganz allein gegenüber. Die Subſidien aus England, die ihm zur Beſtreitung all ſeiner Kriegsbedürfniſſe ſo dringend nöthig waren, blieben aus. Der Tod des Königs von England und die Thronbeſteigung ſeines Enkels, Georg's III., die im vorigen Jahre erfolgt war, brachte allmälig eine bedeutende Veränderung in der engliſchen Politik hervor. Pitt ſah ſich genöthigt, dem Günſtling des neuen Königs, dem Lord Bute, Platz zu machen; und ſo dringend ſich auch das Parlament für die fernere Unterſtützung Friedrich's, den man in England nur „den Großen und Unermüdlichen" nannte, verwandt hatte, ſo wußte es Bute, dem trotz aller Vortheile Englands ein möglichſt ſchleuniger Friede am Herzen lag, doch bald dahin zu bringen, daß der Subſidientractat zwiſchen England und Preußen nicht erneut und die Hülfsgelder nicht weiter bezahlt wurden.

So ſchloß das Jahr 1761. Preußen und die weſtphäliſchen Pro-

Digitized by Google

vinzen ſchon ſeit dem Beginn des Krieges vom Feinde beſetzt, jetzt auch Glatz und Schweidnitz, ſowie Colberg und ein großer Theil Pommerns in ihren Händen; hiedurch ihnen der günſtigſte Weg zu weiteren Fortſchritten gebahnt; die Beſitzungen, die Friedrich noch übrig blieben, zum Theil verödet und zerſtört; Sachſen, das bisher ſo reichliche Mittel zur Fortſetzung des Krieges geliefert hatte, völlig ausgeſogen; die wichtige Unterſtützung Englands zur Beſtreitung der Kriegskoſten verloren; England überdies geneigt, mit Frankreich Frieden zu ſchließen, wodurch Friedrich auch die Heere dieſes Feindes mit eigner Kraft bekämpfen mußte; — und für alles das nichts als das Verſprechen einer verhältnißmäßig geringen Hülfe von Seiten der Tataren und einer, noch immer zweideutigen von Seiten der Türkei! Wahrlich, daß die gewaltig überlegenen Feinde im Verlauf von ſechs Jahren nicht größere Vortheile über die kleine Macht, die Friedrich aufſtellen konnte, errungen hatten, das iſt das Zeugniß einer Feldherrngröße, wie ſie in den Jahrbüchern der Geſchichte nur ſelten erſcheint; aber wie ſollte Friedrich jetzt, mit hinſchwindenden Kräften, noch ferner gegen die Uebermacht Stand halten? Alle früheren Unfälle beſtanden nur in augenblicklich dringenden Verlegenheiten, aus denen ein ſchneller, kühner Entſchluß retten konnte: — jetzt blieb für Friedrich, nach menſchlicher Berechnung, nichts übrig, als ſchmachvoll auf die Stufe hinabzuſteigen, die ihm vielleicht die Gnade ſeiner Feinde als ein kümmerliches Almoſen laſſen würde, oder mit Ehren unterzugehen.

Wohl Keiner, der mit kalter Beſonnenheit den Stand der Verhältniſſe prüfte, mochte eine andre Anſicht der Dinge gewinnen. Die Feinde frohlockten; Maria Thereſia war der Erfolge des nächſten Jahres ſo gewiß, daß ſie keinen falſchen Schritt zu begehen glaubte, als ſie, dem drückenden Geldmangel einigermaßen zu begegnen, 20,000 Mann ihres Heeres entließ. Friedrich auch hatte keine andre Ueberzeugung; aber mit ruhigem Muthe blickte er der Zukunft entgegen, nicht gewillt, der Würde ſeines Geiſtes Etwas zu vergeben. Sein Entſchluß war lange gefaßt; er hatte zu oft dem Tode in's Auge geſchaut, hatte zu oft das Verderben nah über ſeinem Haupte dahinſchweben geſehen, als daß er ſich jetzt kleinmüthigem Verzagen oder müßiger Verzweiflung hätte hin-

geben ſollen. Seinen Troſt, ſeine Stärkung fand er in ſich ſelber, in den dichteriſchen Gebilden, in die er auch zu dieſer Zeit die Stimmung ſeines Gemüthes ergoß. Und hochmerkwürdig ſind die Gedichte, die er im Lager zu Strehlen und im Winterquartier zu Breslau niederſchrieb. Nicht ſchwärmt er mehr, wie einſt nach der Schlacht von Kollin, daß ihm der Freund ſein Grab mit Roſen und Myrthen beſtreuen möge; nicht will er mehr aus dem Leben hinausgehen, weil es ihm zur Laſt geworden, — er hatte ſich ſchon an das Leiden gewöhnt und war unter den wiederholten Schlägen des Schickſals nur immer neu erſtarkt! Er gedenkt des freiwilligen Todes nur aus dem Grunde, weil die Fortſetzung des Lebens nichts als Schmach zu verkünden ſcheint. Bei dieſer erhabenen Ruhe gelingt es ihm, dem ächten Dichter gleich, ſeinen Geiſt aus der beengenden Gegenwart frei zu machen und die Größe verwandter Geiſter, deren Gedächtniß die Geſchichte bewahrt, in hehrer Geſtalt zur belebten Erſcheinung zu bringen. Er dichtet den Kaiſer Otho, der ſich ſelbſt aufopferte, damit ſeine Getreuen nicht durch das Schwert des Siegers vernichtet würden; den Cato von Utica, der als ein freier Bürger Roms das Leben verließ, damit er nicht zur Untreue gegen ſich ſelbſt genöthigt und an den Wagen des triumphirenden Tyrannen gekettet würde; — an ſolchen Bildern ſtählt er ſeine Kraft, um bis zum letzten, entſcheidenden Augenblick auszuharren.

Aber ſein ausdauernder Muth ſollte nicht des Lohnes entbehren.

Digitized by Google

Siebenunddreißigſtes Capitel.

Feldzug des Jahres 1762. — Burkersdorf und Schweidnitz. — Friede.

Der über den Wolken thront, der die Mächtigen ſtürzt und die Rathſchläge der Klugen verwirrt, der die Welt ohne Aufenthalt dem Ziele ihrer Entwickelung entgegenführt, hatte es anders beſchloſſen, als menſchliche Vorausſicht ahnen konnte. Einſt war ſein Sturmesathem dahergebrauſt, und die unüberwindliche Flotte des Königs, in deſſen Landen die Sonne nicht unterging, ſank in den Abgrund des Meeres, und das Land der Freiheit blieb frei. Jetzt geſellte er den zahlloſen Opfern, welche der Todesengel ſeit ſechs Jahren hinweggerafft, ein einziges neues Opfer zu, und die ſtolzen Pläne der Widerſacher zerriſſen, und der König, der dem Geiſte der neuen Zeit mit mächtiger Hand Bahn gebrochen, war vom Verderben gerettet.

Am 5. Januar 1762 ſtarb Eliſabeth von Rußland; ihr Neffe, Peter III., beſtieg den erledigten Thron. So erbittert Eliſabeth ſich fort und fort gegen Friedrich bezeigt hatte, einen ſo innigen Verehrer fand letzterer an dem neuen Kaiſer. Schon als Großfürſt war Peter nie im ruſſiſchen Staatsrath erſchienen, wenn Beſchlüſſe gegen Friedrich gefaßt werden ſollten. Er trug Friedrich's Bildniß im Ringe am Finger; er kannte alle einzelnen Umſtände aus den Feldzügen des Königs, alle Einrichtungen und Verhältniſſe der preußiſchen Armee; er betrachtete Friedrich nur als das Vorbild, dem er in allen Stücken nachzueifern habe. Von Friedrich zu Peter und von dieſem zu Friedrich flogen alsbald Geſandte, welche Glückwünſche und Freundſchaftsverſicherungen überbrachten. Die preußiſchen Gefangenen im ganzen ruſſiſchen Reiche wurden nach der Hauptſtadt berufen und, nachdem man ſie dort ehrenvoll aufgenommen, zu ihrer Armee zurückgeſandt. Ein Waffenſtillſtand ward geſchloſſen. Auf dieſen folgte bald, am 5. Mai, ein förmlicher Friede, demgemäß Peter Alles, was unter ſeiner Vorgängerin erobert war, ohne eine weitere Entſchädigung zurückgab; die Provinz Preußen ward ihres Treueides entlaſſen; die ruſſiſchen Truppen

Digitized by Google

erhielten Befehl, Pommern, die Neumark und Preußen zu räumen; Tſchernitſchef's Corps, welches noch mit den Oeſterreichern vereint war und in der Grafſchaft Glatz Winterquartiere genommen hatte, ward ebenfalls zurückberufen. Endlich folgte auf den Frieden ein gegenſeitiges Schutzbündniß, und nun ward Tſchernitſchef, der unterdeß nach Polen gegangen war, beauftragt, mit ſeinem Corps zu Friedrich's Armee zu ſtoßen.

Eine ſo außerordentliche, ſo plötzliche Veränderung der politiſchen Verhältniſſe machte alle Welt erſtaunen; man konnte ſich auf keine Weiſe in die faſt mährchenhaften Berichte finden, die dem Unerwarteten fort und fort Unerwartetes hinzufügten. Lord Bute, der engliſche Miniſter, der nichts als einen allgemeinen Frieden im Sinne hatte und dem dabei wenig an Friedrich's Ehre gelegen war, griff in ſolchem Maße fehl, daß er dem ruſſiſchen Kaiſer, eben als deſſen Friedensverhandlungen mit Friedrich ihrem Schluß nahe waren, die beſten Anerbietungen machen ließ, falls er den Krieg in gleicher Weiſe wie bisher fortſetzte; ihm ward Alles zugeſichert, was er ſich dabei von Friedrich's Beſitzungen ausſuchen wolle. Peter aber war hierüber ſo entrüſtet, daß er die Anträge nicht nur mit Verachtung zurückwies, ſondern ſie auch an Friedrich mittheilte, damit dieſer den Verrath ſeines bisherigen Bundesgenoſſen einſehen möge. Schweden, dem die neue Freundſchaft zwiſchen Rußland und Preußen am meiſten Gefahr drohte, faßte ſich zuerſt; die Königin, Friedrich's Schweſter, war ſehr gern bereit, Friedens-Unterhandlungen einzuleiten, und ſo kam ſchnell, am 22. Mai, auch mit dieſer Krone ein Friede zu Stande, der alle Verhältniſſe auf den Fuß zurückführte, wie ſie vor dem Ausbruch des Krieges geweſen waren. Vor Allen aber war Maria Thereſia beſtürzt, als ſie ſich ſo plötzlich von all den glänzenden Hoffnungen, zu denen ſie der Schluß des vorigen Jahres berechtigt hatte, herabgeſtürzt ſah. Durch die 20,000 Mann, die ſie in ſicherem Vertrauen auf die Zukunft ihres Dienſtes entlaſſen hatte, und durch den Abzug des Tſchernitſchef'ſchen Corps war ihre Macht um 40,000 Mann geſchwächt und Friedrich's um 20,000 Mann vermehrt, was einen Unterſchied von 60,000 Mann in die Wagſchale des Krieges legte; Friedrich ſagte, daß ihm drei gewonnene Schlachten keine

Digitized by Google

größeren Vortheile hätten gewähren können. Dazu kamen anſteckende Krankheiten, die gerade in dieſer Zeit große Verheerungen in der öſterreichiſchen Armee hervorbrachten. Die Vereinigung des Tſchernitſchef'ſchen Corps mit der preußiſchen Armee war den Oeſterreichern anfangs ſo unglaublich, daß ſie ſie für ein von Friedrich erfundenes Blendwerk hielten; ſie meinten, es ſeien unbedenklich preußiſche Soldaten, die man in ruſſiſche Uniformen geſteckt habe.

Bei Friedrich aber, bei ſeiner Armee und ſeinem Volke brachten dieſe glücklichen Ereigniſſe die freudigſte Stimmung hervor; die alte Zuverſicht des Sieges kehrte zurück, und man ſah einer ehrenvollen und ſchnellen Beendigung des langen Krieges entgegen. Die Hauptmacht des preußiſchen Heeres ward nach Schleſien zuſammengezogen, den Oeſterreichern wieder zu entreißen, was ſie im vorigen Jahre gewonnen hatten. Doch verzögerte ſich, durch all jene Verhandlungen mit Rußland, der Beginn der Feindſeligkeiten bis zum Sommer; auch gedachte Friedrich nichts Entſcheidendes vor der Ankunft des ruſſiſchen Hülfscorps vorzunehmen. Die Oeſterreicher hatten unter den veränderten Verhältniſſen ebenfalls keine Luſt, den Krieg vorzeitig zu beginnen; ſie benutzten die Zwiſchenzeit auf's Beſte, um alle Einrichtungen zur Vertheidigung ihrer Erwerbungen zu treffen. Die Befeſtigungen von Schweidnitz wurden ſoviel wie möglich verſtärkt; zum Schutz der Feſtung hatte ſich auf den benachbarten Abhängen des Gebirges die öſterreichiſche Hauptarmee, bei der jetzt wiederum Daun den Oberbefehl führte, gelagert; die Päſſe des Gebirges waren durch ſtarke Schanzarbeiten ſelbſt zu einer faſt unangreiflichen Feſtung umgewandelt worden. Friedrich machte verſchiedne Verſuche, den Feind in eine minder vortheilhafte Stellung zu bringen, damit er ungeſtört zur Belagerung von Schweidnitz ſchreiten könne, doch ließ ſich Daun in ſeinen gewohnten Maßregeln nicht irre machen. Selbſt als Friedrich, im Rücken Daun's, einen Streifzug tief in Böhmen hinein veranſtaltete, blieb dieſer unbeweglich in ſeiner ſichern Stellung. Zu dieſem Streifzuge war neben andern Truppen auch der Vortrab des Tſchernitſchef'ſchen Corps, eine Schaar von 2000 Koſacken, benutzt worden.

Indeß war Friedrich die Ehre aufbehalten, den Kampf, den er ſo

Digitized by Google

lange allein geführt hatte, auch ohne fremde Beihülfe zu beenden. Wenige Tage erſt waren vorübergegangen, ſeit Tſchernitſchef zu ſeiner Armee geſtoßen, als plötzlich, am 19. Juli, eine Nachricht von Petersburg kam, die alle hoffnungsvollen Pläne wiederum zu vernichten und den alten Stand der Dinge auf's Neue herzuſtellen drohte. Peter III. hatte ſich durch eine Menge ſehr unüberlegter Neuerungen allen Claſſen des Volkes verhaßt gemacht; er hatte ſeine Gemahlin Katharina in einer Weiſe behandelt, daß dieſe das Schlimmſte befürchten zu müſſen glaubte; eine Verſchwörung war gegen ihn angeſtiftet worden, die eine ſchnelle Revolution, die Entſetzung des Kaiſers und bald darauf auch ſeine Ermordung zur Folge hatte. Katharina war an ſeine Stelle getreten. Jetzt ward der Friede mit Preußen als ein Schimpf, der Rußland widerfahren ſei, angeſehen; Tſchernitſchef erhielt den Befehl, augenblicklich mit ſeinem Corps die preußiſche Armee zu verlaſſen; aus Pommern und Preußen kam die Nachricht, daß alle ruſſiſchen Truppen ſich zu neuen Feindſeligkeiten anſchickten.

Die erſte Kunde all dieſes neuen Unheils war wohl geeignet, Friedrich gänzlich zu betäuben; nie hatte man ihn ſo niedergeſchlagen geſehen, als in dieſem Augenblick. Durch Tſchernitſchef's Hülfe hatte er geglaubt, Daun von den Abhängen des Gebirges vertreiben zu können, ohne welches Unternehmen die Belagerung von Schweidnitz nicht ausführbar war; nun ſollte er nicht blos dieſe Hülfe verlieren, ſondern wiederum neue Armeen beſchaffen, um den neuen Angriffen der Ruſſen zu begegnen. Aber ebenſo ſchnell, wie jene Kunde ihn niedergeſchlagen hatte, erhielt auch ſein Geiſt die nöthige Spannkraft wieder. Er faßte einen raſchen, kühnen Entſchluß. Noch war die Nachricht nicht weiter verbreitet, noch konnten namentlich die Oeſterreicher davon nichts erfahren haben. Er ſandte augenblicklich einen Adjutanten zu Tſchernitſchef, damit dieſer auf der Stelle zu ihm komme. Tſchernitſchef war eben damit beſchäftigt ſeine Truppen der neuen Kaiſerin ſchwören zu laſſen, er wollte eben einen Boten an Daun ſenden, dieſem ſeinen Abzug von der preußiſchen Armee zu melden; er verhieß dem Adjutanten, daß er am nächſten Tage vor dem Könige erſcheinen werde. Aber dieſer bat ſo dringend, daß ſich Tſchernitſchef entſchließen mußte, ihm zu folgen.

Digitized by Google

Friedrich forderte nichts weiter von Tſchernitſchef, als daß er den Befehl zum Abzuge noch drei Tage verheimlichen, ſein Corps ſo lange ruhig im preußiſchen Lager ſtehen und daſſelbe am Tage der Schlacht, zu der er ſich entſchloſſen habe, nur zum Schein ausrücken laſſen möge, ohne ſelbſt Antheil am Gefechte zu nehmen. Tſchernitſchef ſah ſehr wohl ein, daß ein ſolcher, wenn auch ſcheinbar geringer Ungehorſam gegen die Befehle der Kaiſerin die ſchlimmſten Folgen für ihn haben könne; aber noch nie hatte Einer der ſiegenden Beredſamkeit Friedrich's, dem ſtrahlenden Glanze ſeines Auges widerſtanden. Der ruſſiſche General mußte der Forderung des Königs nachgeben. „Machen Sie mit mir," ſo rief er am Ende des Geſpräches aus, „was Sie wollen, Sire! Das, was ich Ihnen zu thun verſprochen habe, koſtet mir wahrſcheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe ſie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie ſehr ich Sie liebe!"

Die drei Tage, welche ihm Tſchernitſchef bewilligt, benutzte Friedrich auf eine meiſterhafte Weiſe, um den Feind von ſeiner drohenden Verbindung mit Schweidnitz abzuſchneiden. Er traf alle Anſtalten, ſich der verſchanzten Gebirgsposten bei Burkersdorf und Leutmannsdorf, die von öſterreichiſchen Truppen beſetzt waren, durch einen kühnen Gewaltſtreich zu bemächtigen. Seine Armee ward ſo vertheilt, daß Daun eher Angriffe auf ſeine Hauptmacht, als auf ſeine ſchwierigen Poſten zu gewärtigen hatte; dabei figurirten auch die Ruſſen, welche Daun nach wie vor für Feinde hielt und denen er eine genügende Truppenmacht gegenüber zu ſtellen genöthigt war. Am 21. Juli wurden die Gebirgsposten durch plötzlich ungeſtümen Angriff überraſcht. Eine ſtarke Batterie, die über Nacht vor den feindlichen Verſchanzungen aufgeworfen war, trieb die leichten Truppen, die einen erſten Angriff abhalten ſollten, durch raſches Feuer in die Berge. Dann begannen die preußiſchen Regimenter von allen Seiten den Sturm. Weder die ſenkrechten Berghänge mit ihren Wällen und Wolfsgruben, noch die Paliſſaden und Kanonen, die aus jeder einzelnen Anhöhe ein Fort bildeten, vermochten den Muth der Stürmenden aufzuhalten. Von einem Abſatz der Berge zum andern drangen ſie empor; wo die Pferde nicht fußen konnten, wurden die Kanonen mit den Händen emporgetragen, immer tiefer in

die Berge zogen ſich die Oeſterreicher zurück, bis auch die Paliſſaden ihrer letzten Befeſtigung in Feuer aufgingen und ſie ſich nun in aufgelöſter Flucht auf die Hauptarmee zurückwarfen. Eine große Menge von Gefangnen fiel in die Hände der Preußen.

Friedrich hatte ſeine Abſicht erreicht und konnte nun den ruſſiſchen Heerführer mit Dank entlaſſen. Bewundernd hatten die ruſſiſchen Offiziere den verwegnen Plan des Königs und die hingebende Tapferkeit ſeiner Truppen, welche allein die Ausführung deſſelben möglich machte, mit angeſehen. Tſchernitſchef war zur Seite des Königs, als dieſer, gegen das Ende der Schlacht, einem verwundeten Soldaten begegnete. Der König fragte ihn, wie es gehe. Gottlob, antwortete der Soldat, es geht Alles gut, die Feinde laufen und wir ſiegen! „Du biſt verwundet, mein Sohn," fuhr der König fort und reichte ihm ſein Taſchentuch, „verbinde Dich damit." — Nun wundre ich mich nicht mehr, ſagte Tſchernitſchef, daß man Ew. Majeſtät mit ſolchem Eifer dient, da Sie Ihren Soldaten ſo liebreich begegnen. — Als Tſchernitſchef von Friedrich ein koſtbares Geſchenk zum Abſchiede erhielt, bat er den Ueberbringer, ſeinem Herrn zu ſagen: er habe ihn nun für die ganze Welt unbrauchbar gemacht, denn nie werde er Jemand finden, den er ſo lieben und hochſchätzen könne, als ihn.

Indeß verſchwand ſchnell die neue Gefahr, welche von ruſſiſcher Seite zu beſorgen war. Katharina hatte vermuthet, daß Peter **III.** durch Friedrich's Rath ſowohl in ſeinen unbeſonnenen Neuerungen als auch in ſeinem feindlichen Betragen gegen ſie weſentlich beſtärkt worden ſei. Als ſie aber, unmittelbar nach der Bekanntmachung ihrer Entſchlüſſe gegen Preußen, die Papiere ihres verſtorbnen Gemahls unterſuchte, fand ſie von alle dem das entſchiedne Gegentheil. Friedrich hatte dem Kaiſer nicht nur auf dringende Weiſe Mäßigung in ſeinen Reformen angerathen, ſondern ihn auch beſchworen, ſeine Gemahlin, wenn nicht mit Zärtlichkeit, ſo doch mit Hochachtung zu behandeln. Vielleicht war es Katharina ſchon urſprünglich mit ihren Abſichten gegen Preußen nicht völlig Ernſt geweſen; aller Haß gegen Friedrich wurde jetzt durch dieſe untrüglichen Zeugniſſe ausgelöſcht, die Kriegsbefehle wurden widerrufen, der frühere Friede in all ſeinen Bedingungen beſtätigt, und nur das

Digitized by Google

abberufene Hülfscorps kehrte nicht wieder zurück. So konnte ſich Friedrich der neuaufgewachten Sorgen entſchlagen und ſeine Kräfte ungetheilt den Oeſterreichern entgegenſetzen.

Daun hatte ſich nach dem Verluſte der Poſten von Burkersdorf und Leutmannsdorf tiefer in's Gebirge gezogen und war nun von Schweidnitz völlig abgeſchnitten. Friedrich beſetzte die Päſſe und machte ſeine Anſtalten zur Belagerung. Am 4. Auguſt wurde die Feſtung eingeſchloſſen, am 7. begann man die Laufgräben zu ziehen. Zwei preußiſche Armeen ſicherten den Fortgang der Belagerung gegen etwanigen Entſatz. Bei der einen führte Friedrich den Oberbefehl, bei der andern, die bis dahin in Oberſchleſien geſtanden hatte, der Herzog von Bevern. Daun aber gedachte, den Preußen nicht gutwillig alle Vortheile zu überlaſſen; er bereitete ſich zu einem ſchnellen Angriff auf die Armee des Herzogs vor, um hiedurch den Entſatz von Schweidnitz zu bewerkſtelligen. Der größere Theil ſeiner Armee umging die jetzt von den Preußen beſetzten Gebirgspäſſe und fiel, am 16. Auguſt, in vier Corps auf die bedeutend geringere Macht des Herzogs, die bei Reichenbach ſtand. Doch hielt der Herzog, obgleich von allen Seiten angefallen, muthig Stand, bis Friedrich ſelbſt bedeutende Truppencorps zu ſeiner Unterſtützung herbeiführte. Unter großem Verluſt ſahen ſich die Oeſterreicher genöthigt, wieder in ihre Berge zurückzukehren. Daun gab nun alle Hoffnung zum Entſatz von Schweidnitz auf; er zog ſich mit ſeiner Armee nach der Grafſchaft Glatz zurück und blieb dort, ohne während des ganzen Feldzugs noch ein weiteres Lebenszeichen von ſich zu geben.

Die Belagerung von Schweidnitz ſchritt indeß nur langſam vorwärts. Innerhalb der Feſtung leitete die Vertheidigungsarbeiten ein berühmter Ingenieur, Gribauval, die Belagerungsarbeiten außerhalb der Stadt ein anderer, Le Fevre. Beide hatten ſich in der Wiſſenſchaft des Feſtungskrieges erfolgreich hervorgethan, hatten bisher in verſchiednen gelehrten Schriften gegeneinander gekämpft und ſtrebten nun, ihre voneinander abweichenden Theorieen durch glänzende Thaten zu rechtfertigen. Während über der Erde das Geſchützfeuer Tag für Tag donnerte, entſpann ſich gleichzeitig ein eigenthümlicher unterirdiſcher Krieg. Verſchlungene Minengänge, nach allen Regeln der Kunſt angelegt, wurden

Digitized by Google

gegeneinander geführt; der Eine ſtrebte den Andern zu überraſchen und ſeine Arbeiten erfolglos zu machen; oft kamen die Gegner in ihren Höhlen aneinander und machten ſich auch hier die Paar Zolle des Bodens, den ſie ſoeben zur Beſchreitung zugerichtet, durch Feuer und Dampf ſtreitig. Le Fevre, preußiſcher Seits, hatte der neuen Erfindung der Druckkugeln, welche dazu dienen ſollten, die feindlichen Minen einzuſtürzen, großen Beifall geſchenkt. Mehrere ſolcher Kugeln wurden mit großer Sorgfalt zubereitet, mißglückten aber zum Theil durch die zweckmäßigen Maßregeln des Gegners. Ueberhaupt hielt die eine Kunſt der andern ſo geſchickt die Wage, daß keine Fortſchritte erreicht werden konnten; Le Fevre gerieth in Verzweiflung; er wünſchte nichts als den Tod und ſuchte ihn, indem er ſich ſelbſt an die gefährlichſten Stellen begab. Friedrich ward endlich dieſer erfolgloſen Experimente überdrüßig. Er übernahm ſelbſt die Leitung der Belagerungsarbeiten und brachte mit weniger künſtlichen Zurichtungen, aber mit mehr Geſchick, bald einen raſcheren Gang der Dinge zuwege. Der feindliche Commandant war bereit die Feſtung zu übergeben, wenn der Beſatzung freier Abzug verſtattet würde. Da Friedrich hierauf nicht eingehen wollte, ſo fand auf's Neue die hartnäckigſte Gegenwehr ſtatt.

Wenige Tage, nachdem Friedrich die Belagerung ſelbſt zu leiten begonnen hatte, ritt er beim Recognosciren den feindlichen Werken ſo nah, daß die Kugeln zu ſeinen Seiten einſchlugen. Seinem Pagen ward das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen; er fiel mit den Rippen auf das Gefäß des Degens und bog daſſelbe ganz krumm. Er raffte ſich auf und wollte eilig von der gefährlichen Stelle entfliehen; Friedrich aber rief ihm ſehr ernſthaft zu, er ſolle den Sattel ſeines Pferdes mitnehmen. Der Page ſah ſich genöthigt, den Sattel mitten unter den Kugeln abzuſchnallen. Zu Friedrich's Seite ritt ſein Neffe Friedrich Wilhelm, der achtzehnjährige Thronfolger, der in dieſem Jahr zum Heere berufen war; der König hatte das Vergnügen, ihn unerſchrocken unter den umherfliegenden Kugeln halten zu ſehen. Friedrich ſelbſt hatte einſt, als man ihn bat eine gefährliche Stelle zu verlaſſen, die inhaltſchweren Worte erwiedert: „Die Kugel, die mich treffen ſoll, kommt von oben!“

Allmälig begannen den Belagerten die Mittel zum Widerſtande zu fehlen; doch wandten ſie unausgeſetzt alle Kunſt an, um die letzte Entſcheidung von ſich abzuhalten. Eine glücklich geleitete preußiſche Granate beendete die Belagerung. Sie fand ihren Weg in die Pulverkammer eines der Forts, welche Schweidnitz umgaben, und augenblicklich flog die Hälfte des Forts mit aller Mannſchaft, welche darauf ſtand, in die Luft. Der Donner dieſer furchtbaren Explosion war ſo heftig, daß die benachbarten Berge davon in ihren Gründen erbebten. Jetzt war den Preußen der Zugang zur Feſtung geöffnet. Doch wartete der öſterreichiſche Commandant den Sturm nicht ab; er ergab ſich mit der geſammten Beſatzung am 9. October zu Kriegsgefangenen, und Schweidnitz ward wiederum von preußiſchen Truppen beſetzt.

Hiemit endete der Feldzug in Schleſien. Die Truppen wurden in die Cantonnirungsquartiere gelegt. Ein Theil derſelben wurde nach Sachſen geſchickt, wohin eben auch ein Theil der Daun'ſchen Armee entſandt war. Friedrich ſelbſt begab ſich gleichfalls dahin.

In Sachſen hatte ſich Prinz Heinrich wiederum ſehr glücklich gegen die Angriffe der Oeſterreicher und der Reichstruppen behauptet. In vielen kleineren und größeren Gefechten hatte er geſiegt und dem Feinde mancherlei Abbruch gethan. Die Reichsarmee war ganz aus Sachſen vertrieben worden und bedurfte eines weiten Umweges durch Böhmen, um ſich wieder mit den Oeſterreichern zu vereinen. Noch einmal verſuchten die verbündeten Armeen mit entſchiedner Uebermacht die Preußen zurückzudrängen. Heinrich nahm die Schlacht, am 29. October, bei Freiberg an und erfocht auf's Neue einen glänzenden Sieg, an deſſen Gewinn, wie bei den früheren Gefechten in Sachſen, Seydlitz einen weſentlichen Antheil hatte. Es war die letzte Schlacht des ſiebenjährigen Krieges. Die Reichstruppen verließen Sachſen auf's Neue, die Oeſterreicher zogen ſich um Dresden zuſammen. Erſt nach der Schlacht kamen von beiden Seiten die Verſtärkungen aus Schleſien an. Ein Waffenſtillſtand, für Sachſen und Schleſien, folgte auf dieſe Ereigniſſe, und die Preußen, wie die Oeſterreicher, bezogen ihre Winterquartiere.

Maria Thereſia hatte nunmehr zu wenig günſtige Ausſichten auf die Erfüllung ihrer, ſeit Jahren gehegten Pläne, als daß ſie nicht

Digitized by Google

ernſtlich hätte Friedensgedanken faſſen ſollen. Sie mußte darin um ſo mehr beſtärkt werden, als es auch auf der Seite zwiſchen Frankreich und England zu gleichem Schluſſe kam. Die Armee der Verbündeten unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig hatte in der erſten Hälfte des Jahres mehrere Siege über die franzöſiſchen Armeen erfochten, obgleich Lord Bute wenig für ihre Verſtärkung beſorgt war. Bei Bute's großer Neigung zum Frieden kam es bald zu gegenſeitigen Unterhandlungen; doch ſetzte Herzog Ferdinand den Krieg fort, anfangs mit minder glücklichem Erfolge, dann aber krönte er die Reihe ſeiner ruhmvollen Thaten durch die Eroberung des von den Franzoſen beſetzten Caſſel, welche am 1. November erfolgte. Zwei Tage darauf wurden die Präliminarien des Friedens unterzeichnet, in dem Lord Bute, ſchmachvoller Weiſe, faſt alle Eroberungen preisgab, welche die engliſche Flotte in den Kolonien errungen hatte. Die beiderſeitigen Bundesgenoſſen ſollten ihrem Schickſal überlaſſen bleiben.

Schon hatte Friedrich, im Anfange des November, durch Vermittelung des Kurprinzen von Sachſen, Friedensanträge von öſterreichiſcher Seite erhalten; er war gern darauf eingegangen. Doch beſchloß er, zumal da die Bedingungen des engliſch-franzöſiſchen Friedens für ſein Intereſſe zweideutig genug lauteten, noch einmal mit Nachdruck aufzutreten und durch ein kühnes Unternehmen das Verlangen nach Frieden ganz allgemein zu machen. Da der abgeſchloſſene Waffenſtillſtand nur Sachſen und Schleſien galt, ſo ordnete er einen raſchen Streifzug gegen die Stände des deutſchen Reichs, die feindlich gegen ihn aufgetreten waren, an. Ein anſehnliches Corps drang in Franken ein und durchſtreifte faſt das ganze Reich, allenthalben, namentlich von Nürnberg, bedeutende Contributionen beitreibend. Ein allgemeiner Schreck ging vor dieſen Schaaren her. Es wird erzählt, daß, als 25 preußiſche Huſaren der freien Reichsſtadt Rotenburg an der Tauber mit Sturm drohten, dieſe ſich willig dazu verſtanden habe, die fürchterlich ausgeſprochene Gefahr mit einer außerordentlichen Brandſchatzung abzukaufen. Auch bis nahe vor Regensburg kamen die preußiſchen Schaaren, die Herren des Reichstages ſahen ſich ermüßigt, den dortigen preußiſchen Geſandten, den ſie bis dahin mit bitter feindlichem Sinne verfolgt, um

Digitized by Google

Rettung anzuflehen, die er ihnen auch gewährte. Ungefährdet und mit reicher Beute beladen, zog das ganze preußiſche Corps nach Sachſen zurück. Der Erfolg war, wie ihn Friedrich gewünſcht hatte. Die Reichsſtände verloren die Luſt, ſich noch ferner für Oeſterreichs Privatintereſſe aufzuopfern. Sie erklärten ſich einer nach dem andern für neutral, zogen ihre Contingente ohne Weiteres von der Reichsarmee zurück und ſuchten ſich mit Friedrich auszuſöhnen. Auch Mecklenburg ſchloß noch im December einen beſondern Frieden mit Preußen. — Ein zweiter Streifzug ward gegen die franzöſiſchen Truppen angeordnet, die noch Friedrich's rheiniſche Beſitzungen inne hatten. Auch dieſer Zug hatte den günſtigen Erfolg, daß jene Beſitzungen alsbald geräumt und an Friedrich zurückgegeben wurden.

Für Oeſterreich war übrigens jener erſte Streifzug mit ſeinen Folgen nicht ganz unangenehm. Der Wiener Hof hatte dem Reich die feierliche Zuſage gegeben: den Krieg nicht zu beendigen, ohne daſſelbe für alle ſeine Anſtrengungen und Koſten ſchadlos zu halten. Durch das freiwillige Zurücktreten der Reichsſtände glaubte man der Erfüllung dieſes Verſprechens überhoben zu ſein.

Jetzt ſtand dem Wunſche nach Frieden, der bei der gegenſeitigen Erſchöpfung vollkommen aufrichtig war, kein weiteres Hinderniß mehr entgegen. Bald kam man über die nöthigſten Vorbereitungen überein. Auf dem ſächſiſchen Jagdſchloſſe Hubertsburg trafen die drei bevollmächtigten Abgeordneten Preußens, Oeſterreichs und Sachſens — von Hertzberg, von Collenbach und von Fritſch — zuſammen und begannen am 31. December die Verhandlungen. Am 15. Februar 1763 ward der Friede geſchloſſen, vollkommen auf den Grund der früheren Friedensſchlüſſe, ſo daß alle Eroberungen herausgegeben wurden. Das deutſche Reich ward in den Frieden mit einbegriffen, und, von Seiten Preußens, dem älteſten Sohne der Kaiſerin, dem Erzherzog Joſeph, die Kurſtimme zur Römiſchen-Königswahl verſprochen. Oeſterreich hatte zwar zu Anfang einige verfängliche Bedingungen gemacht, namentlich, daß Glatz ſein Eigenthum verbleibe. Aber Friedrich hatte durchaus darauf beſtanden, daß Alles auf den Punkt zurückgeführt werde, auf dem es vor dem Ausbruch des Krieges geſtanden. Man ſah ſich genöthigt nach-

Digitized by Google

zugeben, und um ſo mehr, als der immer dringender gefühlte Mangel an baarem Gelde und die Nähe des türkiſchen Heeres an der öſterreichiſchen Grenze kein langes Säumniß verſtatteten.

So hatten ſieben Jahre voll unſäglicher Anſtrengungen, voll Blutes und Elendes, zu keinen weitern Erfolgen geführt als zu der einfachen Erkenntniß, daß alle Mühen und alle Leiden hätten geſpart werden können, wenn man geneigt geweſen wäre, den Grimm der Leidenſchaften zu unterdrücken und die Waffen unblutig zu erhalten. Wohl möchte man bei ſolcher Betrachtung lächeln über die Eitelkeit menſchlicher Pläne und Berechnungen. Aber dennoch war durch dieſen Krieg Großes, unendlich Großes erreicht. In einer matten Zeit war den Augen des Menſchen eine Kraft des Geiſtes, eine Standhaftigkeit des Gemüthes, ein ausdauerndes Heldenthum offenbart worden, wie die Welt lange mehr kein ähnliches Beiſpiel geſehen hatte. Der preußiſche Staat, zum Vorkämpfer für die Entwickelung des freien Geiſtes berufen, hatte ſich in der herben Prüfung glorreich bewährt. Das deutſche Volk, in ſeinen politiſchen Verhältniſſen ſchier ohne Würde, herabgeſunken von der Höhe geiſtiger Klarheit und Bildung, vermochte an dem, was Preußen, was Friedrich gethan, ſich wiederum aufzuerbauen und in dem Schwunge einer lebhaften Begeiſterung für das Hohe, deſſen Zeuge es geweſen war, auf's Neue die Blüthen eines friſchen, freudigen Lebens zu entwickeln. Der dreißigjährige Krieg bezeichnet in der Geſchichte Deutſchlands den Verfall der alten Herrlichkeit, der ſiebenjährige Krieg den jugendlichen Aufſchwung einer neuen. Darum ſind alle die zahlloſen Opfer, die ihm dargebracht wurden, nicht vergeblich geweſen.

Friedrich aber, wenn er auch dieſe Bedeutung des Krieges in ſeinem Innern ahnen mochte, konnte doch nicht mit derſelben Freudigkeit, wie nach den Kriegen ſeiner jüngeren Zeit, heimkehren. Die ſieben Jahre voll raſtloſer Anſpannung, voll Noth und Mühe, hatten ihn vor der Zeit alt gemacht und zu Viele von ſeinen Theuren waren in dieſen Jahren dahingegangen. „Ich armer alter Mann“ — ſo ſchrieb er einige Wochen vor ſeiner Ankunft in Berlin an den Marquis d'Argens, — „ich kehre nach einer Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, wo ich Niemand von meinen Bekannten antreffe, wo unzählige Arbeiten mich er-

Digitized by Google

warten, und wo ich in Kurzem meine alten Knochen in einer Freiſtätte laſſen werde, die weder durch Krieg, noch durch Trübſale oder Bosheit beunruhigt werden wird.“

Am 30. März traf Friedrich, nachdem er noch eine Reiſe durch Schleſien gemacht, in Berlin ein. Die Bürger hatten dem geliebten Landesvater einen feſtlichen Einzug zugedacht. Aber Friedrich kam erſt ſpät am Abend; er hatte an dieſem Tage noch das Schlachtfeld von Kunersdorf beſucht und mochte dadurch wohl auf's Neue im Innerſten ſeines Gemüthes erregt ſein. In ſeinem Wagen ſaßen der Herzog Ferdinand von Braunſchweig und einer von ſeinen Generalen. Vom Morgen bis in die Nacht hatte ihn die Bürgerſchaft am Thore und in den Gaſſen erwartet. Jetzt empfing ihn der tauſendſtimmige Ruf: „Es lebe der König!“ und heller Fackelſchein leuchtete rings zu den Seiten ſeines Wagens. Aber der Jubel war nicht in Einklang mit der trüben Stimmung ſeines Gemüthes. Er wich in der Stadt aus, ſobald er konnte, und fuhr durch einen Umweg nach dem Schloſſe.

Es wird erzählt, daß ſich Friedrich, bald nach ſeiner Ankunft, nach Charlottenburg begeben und Muſiker und Sänger ebenfalls dahin beſtellt habe, mit dem Befehl, das Tedeum von Graun in der Schloßkapelle aufzuführen. Auf ſolche Anordnung habe man dem Erſcheinen des geſammten Hofes entgegengeſehen. Aber der König ſei ohne Begleitung in die Kapelle eingetreten, habe ſich niedergeſetzt und das Zeichen zum Anfang gegeben. Als die Singſtimmen mit den Worten des Lobgeſanges eintraten, habe er das Haupt in die Hand geſtützt und geweint.

Digitized by Google

Viertes Buch.

A l t e r.

Achtunddreißigſtes Capitel.

Wiederherſtellung der heimiſchen Verhältniſſe im Frieden.

Friedrich hatte während des ganzen Krieges — und in den letzten Jahren mit nicht geringerem Eifer als in den erſten — dafür geſorgt, daß jederzeit die Mittel zur Beſtreitung der Kriegsbedürfniſſe, mindeſtens auf den Zeitraum eines Jahres, vorräthig ſeien. Dies war einer der wichtigſten Umſtände, die es möglich machten, daß er mit ſeiner kleinen Macht ſo lange Zeit hindurch den höchſt überlegenen Feinden widerſtehen konnte. Auf gleiche Weiſe hatte er auch am Schluß des Jahres 1762, um auf alle Fälle nicht ungerüſtet dazuſtehen, die nöthigen Summen zuſammengebracht; und als nun der Friede eintrat, ſo konnte er dieſe Schätze alsbald mit rüſtiger Hand auf die Pflege all der Wunden verwenden, die der Krieg ſeinem Lande geſchlagen. Unabläſſig fuhr er in dieſem edeln Beſtreben fort; er hatte die Freude, zu ſehen, wie ſein Volk ſich ungleich ſchneller von ſeinen vielfachen Leiden erholte, als dies in den meiſten Ländern ſeiner Gegner der Fall war. Ja, damit er der Welt zeige, wie kräftig er ſich, trotz all des Uebels, welches er erduldet, noch fühle, — damit Niemand, auf ſeine etwanige Erſchöpfung bauend, neue Pläne wider ihn zu ſchmieden geneigt ſein möge,

Digitized by Google

begann er unmittelbar nach dem Abſchluß des Friedens einen Prachtbau, den des ſogenannten „neuen Palais“ bei Sansſouci, auf den er, im Verlauf von ſechs Jahren, viele Millionen verwandte und der noch jetzt, durch die koſtbaren Stoffe, aus denen er aufgeführt ward, und durch den außerordentlichen Reichthum an bildneriſchem Schmucke den Beſchauer ſtaunen macht. Doch war mit dieſem Bau zugleich, wie bei allen ſeinen Unternehmungen ſolcher Art, die weiſe Abſicht verbunden, der Menge geſchäftsloſer Hände, die der Krieg hervorgebracht, Verdienſt zu geben und große Geldſummen in Umlauf zu bringen; denn Stoff und Arbeit ſind faſt durchweg nur aus dem Inlande beſchafft worden. — Einer der Haupträume im Innern des neuen Palais iſt der koloſſale „Marmorſaal“. An der Decke deſſelben hatte der Maler Vanloo im Auftrage des Königs eine Götterverſammlung gemalt; dabei hatte er unter andern auch ein Paar Göttinnen des Ruhmes angebracht, die den Namen des Königs zum Himmel emportrugen. Friedrich ſah das Gemälde erſt nach der Vollendung; es gefiel ihm überhaupt nicht ſonderlich, der Prunk mit dem Namenszuge aber entrüſtete ihn lebhaft; er befahl, ihn unverzüglich wieder wegzulöſchen. Man mußte alſo das koſtbare Gerüſt von Neuem aufſchlagen; und da der Maler nicht füglich das ganze koloſſale Bild umändern konnte, ſo begnügte er ſich, eine grüne Decke über den Namenszug zu malen. So tragen die Göttinnen des Ruhmes noch heute das verhüllte Räthſel in ihren Händen.

Aber auch mit unmittelbarer Hülfe griff Friedrich überall ein, um den ſtockenden Betrieb in Land und Stadt wiederum in Bewegung zu ſetzen. Da die Felder ungebaut lagen, da es an Saatkorn, an Vieh, an Händen zur Beſtellung der Aecker fehlte, ſo vertheilte er in die verſchiedenen Provinzen von den vorhandenen Kriegsvorräthen 42,000 Scheffel an Getreide und Mehl, ſowie 35,000 Armeepferde; nahe an 40,000 Inländer entließ er aus ſeiner Armee und ſandte ſie in ihre Heimath zurück. An baaren Geldern erhielten die Provinzen, unmittelbar nach dem Friedensſchluß, bedeutende Summen zur Tilgung der empfindlichſten Schäden: Schleſien 3 Millionen Thaler, Pommern und die Neumark 1,400,000 Thaler, Preußen 800,000 Thaler, die Kurmark ebenſoviel, Cleve 100,000 Thaler; an andern Orten wurden die

Abgaben zur Hälfte erlaſſen. Aber lange Jahre hindurch, bis an ſein Ende, war Friedrich darauf bedacht, die Erinnerungen an die Gräuel des Krieges auszulöſchen und neuen Segen über ſein Land heraufzuführen. Im Jahr 1766 ſchrieb er über dieſen Gegenſtand an Voltaire: „Der Fanatismus und die Wuth des Ehrgeizes haben blühende Gegenden meines Landes verwüſtet. Wenn Sie die Summe der geſchehenen Verwüſtungen erfahren wollen, ſo mögen Sie wiſſen, daß ich, im Ganzen, in Schleſien habe 8000 Häuſer, in Pommern und der Neumark 6500 Häuſer wieder aufbauen laſſen: was, nach Newton und d'Alembert, 14,500 Wohnungen ausmacht. Der größte Theil iſt durch die Ruſſen abgebrannt worden. Wir haben nicht auf eine ſo abſcheuliche Art Krieg geführt; von unſrer Seite ſind nur einige Häuſer in den Städten zerſtört worden, die wir belagert haben; ihre Zahl beläuft ſich gewiß nicht auf 1000. Das böſe Beiſpiel hat uns nicht verführt, und mein Gewiſſen iſt von dieſer Seite frei von allem Vorwurf."

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß Friedrich ſich im Verlauf des Krieges, um die genügenden Mittel zur Beſtreitung der Koſten herbeizuführen, zu eigenthümlichen Finanzkünſten genöthigt ſah. Dieſe beſtanden eines Theils in einer immer ſteigenden Verminderung des Geldwerths, andern Theils in der Beſoldung der Civilbeamten durch Kaſſenſcheine, die erſt nach dem Kriege im vollen Geldwerthe ausgezahlt wurden. Beides waren große Uebel, und der Ruin vieler Familien war die Folge davon. Dennoch war dies das Mittel geweſen, wodurch Friedrich ſein Land von den drückenden Schuldenlaſten, die ſich in dieſer Zeit über andern Ländern furchtbar zuſammenhäuften, befreit hielt. Mit größter Sorgfalt und Schonung wurde auch dieſe Angelegenheit nach dem Schluſſe des Friedens allmälig wieder zu ihrer alten Ordnung zurückgeführt; und man hat neuerlich berechnet, daß, ſo mannigfachen Schaden auch der Einzelne bei dieſen nothgedrungenen Einrichtungen davongetragen, der Verluſt der Unterthanen im Ganzen in der That nur gering geweſen iſt. Bei dem Golde und dem Courant hatte das Volk nur wenige Procente, bei der ſchlechteſten Scheidemünze nicht mehr als 22 Procent auf ſich genommen, um den ganzen Krieg ohne Schulden beendet zu ſehen.

Digitized by Google

Mit nicht geringerer Treue war Friedrich bemüht, den Helden, die mit ihm den ſiebenjährigen Kampf gekämpft, reiche Anerkennung zu gewähren. Die Generale und Offiziere, nicht minder auch die Gemeinen, die ſich durch lange Erfüllung ihrer Dienſtpflicht oder durch kühne That ausgezeichnet hatten, wurden auf die verſchiedenartigſte Weiſe belohnt; Friedrich's außerordentliches Gedächtniß behielt das Verdienſt eines jeden Einzelnen, ſoweit ihm nur Kunde davon zugekommen war, unverrückt im Auge. Die Geſchichte bewahrt eine Menge von Zügen, wie die Gnade des Königs, je nachdem ſich die Gelegenheit darbot, oft ganz unerwartet, dem Verdienten zu Theil ward. Ebenſo dankbar und väterlich ſorgte er für die Wittwen und Waiſen der gefallenen Helden.

Da Friedrich aber ſehr wohl wußte, wie die Sicherheit ſeines Staates weſentlich darauf beruhe, daß er jederzeit zum Kriege gerüſtet daſtehe, ſo unterließ er, trotz des ſo lange erſehnten Friedens, gleichwohl nichts von alledem, was zur geſammten Einrichtung des Kriegsweſens nothwendig war. Vielmehr wurden unmittelbar nach dem Friedensſchluſſe die Rüſtungen mit einem Eifer erneut, als ob noch in demſelben Jahre der Krieg auf's Neue beginnen ſolle. Sämmtliche Feſtungen wurden ausgebeſſert und den vorhandenen noch eine neue, bei Silberberg in Schleſien, hinzugefügt. Die Vorrathshäuſer wurden auf's Reichlichſte gefüllt; Geſchütz, Pulver, alles Geräth des Krieges wurde in genügender Menge herbeigeſchafft oder wiederhergeſtellt. Die Armee ward wieder vollzählig gemacht, wozu ſich, da man ſo viele Inländer hatte auf das Land entſenden müſſen, dienſtloſe Ausländer in hinlänglicher Anzahl einfanden; und da die geſammte Disciplin gegen das Ende des Krieges bereits bedeutend gelitten hatte, ſo wurde nun mit größter Anſtrengung dafür geſorgt, die alte Tüchtigkeit und Zucht wieder zurückzuführen. Ja, noch mehr als früher wurde jetzt der Stand des Kriegers zum bevorrechteten Stande im Staate erhoben und ihm vor allen ein Gut zugeſprochen, das die Leidenſchaft des Menſchen am Heftigſten zu erregen pflegt: — die Ehre. Friedrich wollte jetzt ausſchließlich, den militairiſchen Verhältniſſen jener Zeit gemäß, nur Offiziere von adeliger Geburt in ſeiner Armee ſehen; die bürgerlichen Offiziere, die während des Kriegs emporgerückt waren, wurden — nicht ohne

Digitized by Google

Härte — entfernt; der Adel ſollte durch den ehrenvollen Dienſt, die Ehre durch die Auszeichnung der Geburt zur kühnſten Hingebung für das Vaterland entflammt werden. Einſt war ein Rangſtreit zwiſchen dem Legationsrathe Grafen von Schwerin, einem Neffen des großen Feldmarſchalls, und einem Fähndrich entſtanden. Schwerin klagte beim König und wurde beſchieden: die Sache ſei gar nicht ſtreitig, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß die Fähndriche den Rang vor allen Legationsräthen hätten. Schwerin verließ den Civildienſt und wurde Fähndrich.

Die ſtrenge Zucht, die Friedrich bei ſeiner Armee fortan eingeführt wiſſen wollte, erregte übrigens mancherlei Unwillen, und es ging die Feſtſetzung der neuen Einrichtungen nicht vorüber, ohne daß mehrfach die Strenge der Geſetze gegen Unruheſtifter eingreifen mußte. Mehr aber wirkte Friedrich's perſönliches Auftreten, um ſolche Fälle augenblicklich niederzudrücken. So hatten ſich unter der Potsdamer Garde einige unruhige Köpfe vereinigt, um Vergünſtigungen, auf die ſie keine Anſprüche machen durften, zu ertrotzen. Ohne zu erwägen, welchen ſtrengen Ahndungen ſie ſich nach den Kriegsartikeln ausſetzten, gingen ſie nach Sansſouci. Friedrich wurde ſie von fern gewahr; er ſteckte ſeinen Degen an, ſetzte ſeinen Hut auf und trat ihnen auf der Terraſſe vor dem Schloß entgegen; ehe noch der Rädelsführer ein Wort ſprechen konnte, commandirte er: „Halt!“ Die ganze Rotte ſtand plötzlich ſtill. „Richtet Euch!“ — „Linksum kehrt!“ — „Marſch!“ — Sie hatten die Commandos pünktlich befolgt und marſchirten die Terraſſe hinab, eingeſchüchtert von dem Blick und der Stimme des Königs, und hoch erfreut, daß ſie ohne Strafe davongekommen waren.

Ein andermal erwies ſich Friedrich noch nachſichtiger. Ein Soldat in einer ſchleſiſchen Garniſon, dem bis dahin der Krieg manche willkommene Beute zugefügt hatte, fand bei ſeinem geringen Tractament wenig Behagen; er ſuchte ſich, ſeiner alten Gewohnheit treu, auf andre Weiſe zu helfen. Bald jedoch ward er überführt, daß er Mehreres von den ſilbernen Opferſpenden auf einem Muttergottesaltar entwendet habe. Er leugnete indeß den Diebſtahl hartnäckig und behauptete, die Mutter Gottes, der er ſeine Noth geklagt, habe ihn geheißen, dies oder jenes Stück vom Altar zu nehmen. Das Kriegsgericht fand die Entſchuldigung

Digitized by Google

nicht zuläſſig und verurtheilte ihn zu zwölfmaligem Gaſſenlaufen. Friedrich erhielt das Urtheil zur Beſtätigung, fand aber — um dem Aberglauben eine kleine Lehre zu geben — für gut, zuvor bei einigen katholiſchen Geiſtlichen anzufragen, ob ein ſolcher Fall möglich ſei. Die guten Geiſtlichen ſahen ſich, um den Mirakelglauben nicht ganz zu verleugnen, zu der Erklärung genöthigt, daß allerdings ein ſolcher Fall, wie unwahrſcheinlich und unglaublich das Vorgeben des Soldaten ſei, doch wohl geſchehen könne. Friedrich ſchrieb ſomit zurück, der vorgebliche Dieb ſolle aus dieſen Gründen von ſeiner Strafe freigeſprochen ſein: er verbiete ihm aber auf's Nachdrücklichſte, in Zukunft je wieder ein Geſchenk, ſei es von der heiligen Jungfrau oder ſei es von ſonſt irgend einem Heiligen, anzunehmen.

Für die Befreiung von all jenen Uebeln, welche der Krieg hinterlaſſen, für die Ausführung der mannigfachen Pläne zum Wohl ſeines Landes, die Friedrich im Sinn hatte, für die Erhaltung des zahlreichen Kriegsheeres, endlich auch, um neben dem letzteren die nöthigen baaren Geldmittel auf den Fall eines neuen Krieges ſtets vorräthig zu haben, waren größere Einkünfte erforderlich, als diejenigen, aus denen Friedrich ſeither ſeine Unternehmungen beſtritten hatte. Er wünſchte dringend, ſeine Einkünfte um zwei Millionen Thaler zu erhöhen; da aber im Miniſter-Rathe die Anſicht ausgeſprochen ward, das Land ſei zu erſchöpft, um mit erhöhten Abgaben belaſtet zu werden, ſo entſchloß er ſich zu der Einführung neuer Einrichtungen, deren Folgen er ſich vielleicht nicht in ihrer ganzen Ausdehnung klar gemacht hatte, die aber leider nicht geeignet waren, neue Liebe für ihn und Freude bei ſeinen Unterthanen hervorzurufen. Friedrich hatte ſich überzeugt, daß die aus den Zöllen fließende Einnahme vorzüglich geeignet ſei, einen höhern Ertrag zu gewähren, und daß durch dieſelbe, in andern Ländern, der Krone in der That ein Gewinn von ungleich größerer Bedeutung zu Theil werde. In Frankreich namentlich hatte man damals die Zollkünſte zu einer hohen Vollendung gebracht. Dies Beiſpiel ſchien zu guten Erfolg zu verſprechen, als daß Friedrich ſich nicht hätte entſchließen ſollen, etwas Aehnliches zu verſuchen. Da es aber im eignen Lande an geübten Leuten für die Einrichtung und Ausführung eines ſolchen Vorhabens

Digitized by Google

fehlte, ſo wurden einige Meiſter dieſer Kunſt aus Frankreich verſchrieben; in ihrem Gefolge kam ſodann eine ganze Schaar andrer Franzoſen, die zu den unteren Stellen des neuen Geſchäftes beſtimmt werden ſollten. Doch konnte ſich Friedrich, hochherzigen Sinnes, nicht dazu entſchließen, das ganze Zollweſen, wie es in Frankreich Sitte war, den Franzoſen zu verpachten und ſomit ſeine Unterthanen ganz der Willkühr der Fremden zu übergeben. Die Anſtalt ward, unter dem Titel einer „General-Adminiſtration der königlichen Gefälle", im gemeinen Leben „Regie" genannt, als eine beſondre Behörde des Staates eingerichtet. Die einzelnen Gegenſtände wurden nicht eben hoch verzollt, aber es wurde der Zoll auf alle möglichen Bedürfniſſe des Lebens ausgedehnt und eben hiedurch fort und fort drückend. Ungleich drückender aber war es, daß den Zollbedienten, um dem Schleichhandel zu begegnen, jede beliebige Nachſuchung, nicht blos an den Thoren der Städte, ſondern auch bei den Reiſenden auf freiem Felde, ſowie in den Häuſern der Bürger verſtattet war. Nichtsdeſtoweniger hob der Schleichhandel immer verwegener und gewaltthätiger ſein Haupt empor. Unzähliger Verdruß und Aerger, widerwärtige Proceſſe, Auflehnung gegen die obrigkeitlichen Befehle, Verderbniß der Sitten waren die Folge der neuen Zolleinrichtungen. Und bei alledem brachten ſie die Vortheile nicht, welche Friedrich von ihnen erwartet hatte, und welche auf minder beſchwerlichem Wege vielleicht ſicherer und ohne den Widerwillen der Unterthanen zu erreichen geweſen wären.

Außer dieſer Vermehrung der Zölle ſuchte Friedrich ſeine Einkünfte auch dadurch zu erhöhen, daß er den Verkauf oder auch ſogar die Production gewiſſer Gegenſtände, die zum Theil ein unentbehrliches Bedürfniß waren, ſich ſelbſt vorbehielt, oder, was daſſelbe iſt, das Vorrecht des Handels mit denſelben nur gegen ſtarke Abgaben ertheilte. Taback und Kaffee waren die wichtigſten Gegenſtände dieſes königlichen Alleinhandels. Abgeſehen davon, daß hiedurch der freie Verkehr, und ſomit die freie Entwickelung, weſentlich gehemmt ward, ſo förderte auch dieſe Einrichtung den Schleichhandel auf eine nur zu verderbliche Weiſe.

Noch an den Vortheilen einer andern Kunſt, — der geheimen

Digitized by Google

Polizei, — die zu jener Zeit in Frankreich ebenfalls ſchon mit außerordentlichen Erfolgen geübt ward, wünſchte Friedrich Antheil zu nehmen. Mancherlei Sittenverderbniß, das als Folge des Krieges zurückgeblieben war, ſchien eine ſolche Anſtalt wünſchenswerth zu machen. Friedrich ſandte deshalb einen in dieſem Fache vorzüglich geübten Geſchäftsmann, Philippi, nach Paris und machte ihn hernach zum Polizei-Präſidenten von Berlin. Als aber einige Jahre darauf verſchiedne Verbrechen verübt wurden, ohne daß man die Urheber entdecken konnte, ſtellte Friedrich den Polizei-Präſidenten zur Rede. Dieſer erwiederte, daß er mit großem Fleiß alle vom Könige genehmigten Maßregeln zur Ausführung bringe, daß er indeß mehr zu leiſten ſich ohne ausdrücklichen Befehl nicht für befugt halte. Er entwickelte dem Könige darauf das ganze Weſen der geheimen Polizei, wodurch er ohne Zweifel jedem Verbrechen auf die Spur kommen könne, wodurch aber auch der ſittliche Charakter des Volkes durchaus müſſe verdorben werden. Er fügte hinzu, daß überdies in Berlin die Wirkung der geheimen Polizei erſt allmälig eintreten könne, indem die Brandenburger für ſolche Einrichtung vor der Hand noch viel zu treuherzig und zu ehrlich ſeien. Durch dieſe Vorſtellungen ward Friedrich ſehr gerührt; er erwiederte ohne langes Bedenken, daß er kein größeres Uebel an die Stelle des kleineren ſetzen und die Ruhe und das Vertrauen ſeiner guten Unterthanen nicht geſtört wiſſen wolle. Dabei hatte es denn auch ſein Bewenden.

Daß Friedrich, — der Held, der durch ſiebenjähriges unabläſſiges Ringen, durch die Aufopferung ſo mannigfacher Lebensfreuden die Würde ſeines Staates erhalten, — von ſeinem Volke hochverehrt ward, erſcheint nicht eben wunderbar; daß man ihm aber auch trotz jener empfindlichen Neuerungen, und obgleich er, um dem königlichen Anſehen nichts zu vergeben, auf ſeinen Anordnungen beſtand oder doch nur ſehr allmälig davon abging, dieſe Verehrung erhielt, das bezeugt, wie tiefe Wurzeln die letztere in den Gemüthern des Volkes geſchlagen hatte. Man fügte ſich allmälig in das Unabänderliche; man ſah es ein, daß Friedrich jener Einnahmen nicht bedurfte, um ſie in üppigen Feſten, an Günſtlinge oder Buhlerinnen zu vergeuden oder um heißhungrig über dem Glanze des Goldes zu wachen; man empfand die Wohlthaten, in

Digitized by Google

denen er ſie wieder auf ſein Volk ausſtrömte; man ſah ihn eben ſo leutſelig, eben ſo zutraulich, eben ſo theilnehmend wie ſonſt, und kein Riegel, kein ängſtliches Verbot hemmte die freie Rede, auch wenn ſie ſich mißbilligend, ſelbſt in minder ſchicklicher Weiſe, über des Königs Einrichtungen zu äußern wagte. Die Soldaten des ſiebenjährigen Krieges erzählten von ihrem getreuen Kameraden, dem alten Fritz, und wo Friedrich mit dem Volke verkehrte, da fand man in ihm dieſelben Züge wieder. Man hielt ſein Bild im Herzen rein, und wandte allen Groll und Haß gegen die läſtigen Neuerungen nur den Fremden zu, bis auch dieſe allmälig aus ihren Stellen verſchwanden und Eingebornen Platz machten.

Es ſind uns manche Berichte aufbehalten, die das Verhältniß des Königs zu ſeinem Volke, unter Umſtänden, wie die ebengenannten, vor Augen ſtellen. Kaum dürfte einer unter dieſen bezeichnender ſein, als der folgende, der in die Zeit gehört, da, wegen des königlichen Alleinhandels mit dem Kaffee, die ſogenannte „Kaffeeregie“ ſoeben eingeführt war und das Volk den franzöſiſchen „Kaffeeriechern“, die überall den eingeſchmuggelten Kaffee aufzuſpüren wußten, den bitterſten Haß widmete. Friedrich kam eines Tages die Jägerſtraße von Berlin hinabgeritten und fand in der Nähe des ſogenannten Fürſtenhauſes einen großen Volksauflauf. Er ſchickte ſeinen einzigen Begleiter, einen Heiducken, näher, um zu erfahren, was es da gebe. „Sie haben etwas auf Ew. Majeſtät angeſchlagen“, war die Antwort des Boten, und Friedrich, der nun näher hinangeritten war, ſah ſich ſelbſt auf dem Bilde, wie er in höchſt kläglicher Geſtalt auf einem Fußſchemel ſaß und, eine Kaffeemühle zwiſchen den Beinen, emſig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern die herausgefallenen Bohnen auflas. Sobald der König dies geſehn, winkte er mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute ſich den Hals nicht ausrecken müſſen!“ Kaum aber hatte er die Worte geſprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild in tauſend Stücken herunter und ein lautes Lebehoch begleitete den König, als er langſam ſeines Weges weiter ritt.

Die Gemüthlichkeit aber und die Gewöhnung des Königs, ſich

auch in die Lage eines Geringeren theilnehmend zu verſetzen, — was ihm fort und fort ſo viele Herzen gewann, — ſtellt wohl keine von den zahlreichen Anecdoten ſeines Lebens anſchaulicher dar, als die Geſchichte eines thüringiſchen Candidaten, der nach Berlin kam, um hier Verſorgung zu ſuchen, aber durch die übertriebene Strenge der Zollbeamten unangenehmen Verlegenheiten ausgeſetzt ward. Die Erzählung trägt ſo ganz das Gepräge der einfachen Wahrheit, ſie führt uns den König, ſeine Weiſe, ſich in dergleichen Fällen zu benehmen, den ganzen Charakter der Zeit ſo lebendig entgegen, daß wir nicht umhin können, den vollſtändigen Bericht, mit all ſeinen kleinen Zügen, wie ihn jener Candidat ſelbſt handſchriftlich hinterlaſſen hat, im nächſten Capitel mitzutheilen.

Neununddreißigſtes Capitel.

Die Erzählung des thüringiſchen Candidaten.

„Als ich zum erſten Mal im Jahr 1766 nach Berlin kam, wurden mir bei Viſitirung meiner Sachen auf dem Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen weggenommen. Der König, ſagte man mir, hätte ſchon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verſchlagen laſſen, ſie ſollten in ſeinem Lande nichts gelten, und ich wäre ſo kühn und brächte die Batzen hieher, in die königliche Reſidenz, — auf den — Packhof! — Contrebande! — Contrebande! — Das war ein ſchöner Willkommen! Ich entſchuldigte mich mit der Unwiſſenheit: käme aus Thüringen, viele Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wiſſen können, was Seine Majeſtät in Dero Ländern verbieten laſſen.

Der Packhofs-Inſpector: Das iſt keine Entſchuldigung. Wenn man in eine ſolche Reſidenz reiſen und daſelbſt verbleiben will, ſo muß man ſich nach Allem genau erkundigen und wiſſen, was für Geldſorten im Schwange gehen, damit man nicht durch Einbringung verrufner Münze Gefahr laufe.

Ich: Was ſoll ich denn anfangen? Sie nehmen mir ja ſogar unſchuldig die Gelder weg! Wie und wovon ſoll ich denn leben?

Packhofs-Inſpector: Da muß Er zuſehen, und ich will Ihm ſogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem Packhofe viſitirt worden, ſo müſſen ſolche von der Stelle geſchafft werden.

Es wurde ein Schiebkarrner herbeigerufen, meine Effecten fortzufahren: dieſer brachte mich in die Jüdenſtraße in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab und forderte vier Groſchen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam herbei, und als er ſah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Koffer voll Wäſche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, ſo bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da könnte ich wohnen, Eſſen und Trinken wolle er mir geben; — und ſo lebte ich denn in dieſem Gaſthofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angſt. In dem weißen Schwan ſpannen Fuhrleute aus und logiren da, und ſo kam denn öfters ein gewiſſer Advocat B. dahin und hatte ſein Werk mit den Fuhrleuten; mit dieſem wurde ich bekannt und klagte ihm meine unglücklichen Fata. Er verobligirte ſich, meine Gelder wieder herbeizuſchaffen, und ich verſprach ihm für ſeine Bemühung einen Louis'dor. Den Augenblick mußte ich mit ihm fortgehen, und ſo kamen wir in ein großes Haus; da ließ B. durch einen Bedienten ſich anmelden, und wir kamen in **Continenti** vor den Miniſter. Der Advocat trug die Sache vor und ſagte unter anderm: „Wahr iſt es, daß der König die Batzen ganz und gar verſchlagen laſſen; ſie ſollen in ſeinem Lande nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin extendirt ſich das Edict nicht ſo weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen ſoll ꝛc.“ — Hierauf fing der Miniſter an zu reden: „Monſieur, ſeid Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Ich höre, Ihr habt Luſt auf die Hausvogtei! Redet weiter, Ihr ſollt zu der Ehre gelangen ꝛc.“ — Was thut mein Advocat? Er ſubmittirte ſich und ging zum Tempel hinaus; ich hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, ſo war B. über alle Berge; und ſo hatte er denn meine Sache ausgemacht bis auf die ſtreitigen Punkte.

Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König **supplicando** anzutreten, das Memorial aber müſſe ganz kurz, gleichwohl aber die **contenta** darinnen ſein. Ich concipirte eins, mundirte es und ging da-

Digitized by Google

mit mit dem Aufſchluß des Thors, ohne nur einen Pfennig Geld in der Taſche zu haben (o der Verwegenheit!), in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich auch ſo glücklich, ſogleich den König zum erſtenmale zu ſehen. Er war auf dem Schloßplatze beim Exerciren ſeiner Soldaten. Als dieſes vorbei war, ging er in den Garten, und die Soldaten auseinander; vier Offiziere aber blieben auf dem Platze und ſpazierten auf und nieder. Ich wußte vor Angſt nicht, was ich machen ſollte, und holte die Papiere aus der Taſche. Das war das Memorial, zwei Teſtimonia und ein gedruckter thüringiſcher Paß. Das ſahen die Offiziere, kamen gerade auf mich zu und fragten, was ich da für Briefe hätte. Ich communicirte ſolche willig und gern. Da ſie geleſen hatten, ſo ſagten ſie: „Wir wollen Ihm einen guten Rath geben. Der König iſt heute extragnädig, und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe Er ihm auf dem Fuße nach, Er wird glücklich ſein.“ Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß; da griffen ſie zu. Einer nahm mich beim rechten, der andere beim linken Arm. Fort, fort in den Garten! Als wir nun dahin kamen, ſo ſuchten ſie den König auf. Er war bei einem Gewächſe mit den Gärtnern, bückte ſich und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier mußte ich ſtehen, und die Offiziere fingen an in der Stille zu commandiren: „Den Hut unter den linken Arm! — Den rechten Fuß vor! — Die Bruſt heraus! — Den Kopf in die Höhe! — Die Briefe aus der Taſche! — Mit der rechten Hand hochgehalten! — So ſteht!“ — Sie gingen fort und ſahen ſich immer um, ob ich auch ſo würde ſtehen bleiben. Ich merkte wohl, daß ſie beliebten ihren Spaß mit mir zu treiben, ſtand aber wie eine Mauer, voller Furcht.

Die Offiziere waren kaum aus dem Garten hinaus, ſo richtete ſich der König auf und ſah die Maſchine in ungewöhnlicher Poſitur daſtehen. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchſtrahlte; er ſchickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er ſolche in die Hände bekam, ging er in einen andern Gang, wo ich ihn nicht ſehen konnte. Kurz darauf kam er wieder zurück zu dem Gewächſe, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeſchlagen und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging grade auf ihn zu. O wie allerhuldreichſt redete mich der große Monarch an: „Lieber Thü-

Digitized by Google

ringer! Er hat zu Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das Brod geſucht, und ſie haben Ihm beim Viſitiren der Sachen auf dem Packhofe Sein mitgebrachtes thüringer Brod weggenommen. Wahr iſt es, die Batzen ſollen in meinem Lande nichts gelten; aber ſie hätten auf dem Packhofe ſagen ſollen: „„Ihr ſeid ein Fremder und wiſſet das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen verſiegeln; gebt ſolche wieder zurück nach Thüringen und laſſet Euch andere Sorten ſchicken,““ aber nicht wegnehmen. Gebe Er ſich zufrieden: Er ſoll ſein Geld cum Interesse zurückerhalten. Aber, lieber Mann, Berlin iſt ſchon ein heißes Pflaſter; ſie verſchenken da nichts; Er iſt ein fremder Menſch; ehe Er bekannt wird und Information bekömmt, ſo iſt das bischen Geld verzehrt; was dann?“ — Ich verſtand die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu groß, daß ich hätte ſagen können: Ew. Majeſtät haben die Allerhöchſte Gnade und verſorgen mich. — Weil ich aber ſo einfältig war und um nichts bat, ſo wollte er mir auch nichts anbieten. — Und ſo ging er denn von mir weg, war aber kaum ſechs bis acht Schritte gegangen, ſo ſah er ſich nach mir um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen ſolle. — Und ſo ging denn das Examen an:

Der König: Wo hat Er ſtudirt?

Ich: Ew. Majeſtät, in Jena.

Der König: Unter welchem Prorector iſt Er inſcribirt worden?

Ich: Unter dem Profeſſor Theologiae Dr. Förtſch.

Der König: Was waren denn ſonſt noch für Profeſſoren in der theologiſchen Facultät?

Ich: Buddäus, Danz, Weiſſenborn, Walch.

Der König: Hat Er denn auch fleißig Biblica gehört?

Ich: Beim Buddäo.

Der König: Das iſt der, der mit Wolffen ſo viel Krieg hatte?

Ich: Ja, Ew. Majeſtät. Es war —

Der König: Was hat Er denn ſonſt noch für nützliche Collegia gehört?

Ich: Ethica et Exegetica beim Dr. Förtſch, Hermenevtica et Polemica beim Dr. Walch, Hebraica beim Dr. Danz, Homiletica beim Dr. Weiſſenborn, Pastorale et Morale beim Dr. Buddäo.

Digitized by Google

Der König: Ging es denn zu Seiner Zeit noch ſo toll in Jena her, wie ehedem die Studenten ſich ohne Unterlaß mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kömmt:

Wer von Jena kömmt ungeſchlagen,
Der hat von großem Glück zu ſagen.

Ich: Dieſe Unſinnigkeit iſt ganz aus der Mode gekommen, und man kann dort anjetzt ſowohl, als auf andern Univerſitäten, ein ſtilles und ruhiges Leben führen, wenn man nur das dic cur hic? obſerviren will. Bei meinem Anzuge ſchafften die Durchl. Nutritores Academiae (Erneſtiniſcher Linie) die ſogenannten Renommiſten aus dem Wege und ließen ſie zu Eiſenach auf die Wartburg in Verwahrung ſetzen; da haben ſie gelernt ruhig ſein.

Und da ſchlug die Glocke Eins. „Nun muß ich fort,“ ſagte der König, „ſie warten auf die Suppe.“ — Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Offiziere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gingen mit dem Könige in's Schloß hinein und kam keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze ſtehen, hatte in 27 Stunden nichts genoſſen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war's wohl eine Kunſt, das Heulen zu verbeißen.

In dieſer Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhuſar aus dem Schloſſe und fragte: „Wo iſt der Mann, der mit meinem Könige in dem Garten geweſen?“ Ich antwortete: „Hier!“ Dieſer führte mich in's Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Huſaren waren. Der Huſar brachte mich an einen kleinen Tiſch, der war gedeckt, und ſtand darauf: eine Suppe, ein Gericht Rindfleiſch, eine Portion Karpfen mit einem Gartenſalat, eine Portion Wildpret mit einem Gurkenſalat. Brod, Meſſer, Gabel, Löffel, Salz war alles da. Der Huſar präſentirte mir einen Stuhl und ſagte: „Die Eſſen, die hier auf dem Tiſche ſtehen, hat Ihm der König auftragen laſſen und befohlen, Er ſoll ſich ſatt eſſen, ſich an Niemand kehren und ich ſoll ſerviren. Nun alſo friſch daran!“ Ich war ſehr betreten und wußte nicht, was zu thun ſei, am wenigſten wollte mir's in den Sinn, daß des Königs Kammerhuſar auch mich bedienen ſollte. — Ich nöthigte ihn, ſich zu

mir zu ſetzen; als er ſich weigerte, that ich, wie er geſagt hatte, und ging friſch daran, nahm den Löffel und fuhr tapfer ein. Der Huſar nahm das Fleiſch vom Tiſche und ſetzte es auf die Kohlpfanne; ebenſo continuirte er mit Fiſch und Braten und ſchenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht ſatt. Den Confect, dito einen Teller voll großer ſchwarzer Kirſchen und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter in's Papier und ſenkte mir ſolche in die Taſche, auf dem Rückwege eine Erfriſchung zu haben. Und ſo ſtand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige von Herzen, daß ich ſo herrlich geſpeiſet worden. Der Huſar räumte auf. Den Augenblick trat ein Secretarius herein und brachte ein verſchloſſenes Reſcript an den Packhof, nebſt meinen Teſtimoniis und dem Paſſe zurück, zählte auf den Tiſch fünf Schwanzducaten und einen Friedrichsd'or: „Das ſchicke mir der König, daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte." Hatte mich nun der Huſar in's Schloß hineingeführt, ſo brachte mich der Secretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit ſechs Pferden beſpannt; zu dem brachte er mich hin und ſagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, Ihr ſollt dieſen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen." Ich ließ mich durch den Secretarium noch einmal unterthänigſt bedanken für alle königliche Gnade, ſetzte mich auf und fuhr davon.

Als wir nach Berlin kamen, ging ich ſogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditionsſtube, und überreichte das königliche Reſcript. Der Oberſte erbrach es; bei Leſung deſſelben verfärbte er ſich, bald bleich, bald roth, ſchwieg ſtill und gab es dem zweiten. Dieſer nahm eine Priſe Schnupftaback, räuſperte und ſchneuzte ſich, ſetzte eine Brille auf, las es, ſchwieg ſtill und gab es weiter. Der letzte endlich regte ſich, ich ſollte näher kommen und eine Quittung ſchreiben: „daß ich für meine 400 Reichsthaler ganze Batzen ſo viel an Brandenburger Münzſorten, ohne den mindeſten Abzug, erhalten." Meine Summe wurde mir ſogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen; mit der Ordre: „Er ſollte mit mir auf die Jüdenſtraße in den weißen Schwan gehen und bezahlen, was ich ſchuldig wäre und verzehrt hätte."

Digitized by Google

Dazu gaben ſie ihm 24 Thaler, und wenn das nicht zureichte, ſolle er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König ſagte: „Er ſoll ſeine Gelder **cum Interesse** wieder bekommen,“ daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Thaler 4 Groſchen 6 Pfennig, die ich in acht Wochen verzehrt hatte, und ſo hatte denn die betrübte Hiſtorie ihr erwünſchtes Ende.“ —

Vierzigſtes Capitel.

Freundſchaftliche Verhältniſſe zu Rußland und Oeſterreich. — Die Erwerbung von Weſt-Preußen.

Als Friedrich den Hubertsburger Frieden ſchloß, ſtand er ohne einen eigentlichen Bundesgenoſſen da, durch deſſen Beihülfe er ſeinem Staate ein entſchiedneres Gewicht in den europäiſchen Angelegenheiten hätte erhalten können. England war von ihm abgefallen, auf eine Weiſe, daß er nie wieder zu der Regierung dieſes Staates Vertrauen faſſen konnte; der Bund mit Rußland war ſeit dem ſchnellen Sturze Peter's **III.** zerriſſen. Nur mit den Tataren und Türken beſtand noch ſeit den letzten Jahren des ſiebenjährigen Krieges ein gewiſſes freundſchaftliches Verhältniß. Auch erſchien in Folge des letzteren, ſchon im Spätherbſt des Jahres 1763, eine zahlreiche türkiſche Geſandtſchaft zu Berlin, die daſelbſt im vollen orientaliſchen Pomp, zum großen Ergötzen der Einwohner, am 9. November ihren Einzug hielt und dem Könige koſtbare Gewandſtoffe, Waffen und prächtige Pferde zum Geſchenk überbrachte. Es wird erzählt, der Sultan habe Friedrich durch ſeinen Geſandten Achmet Effendi bitten laſſen, ihm drei der Aſtrologen zu überſenden, durch deren Gelehrſamkeit der König, wie er meinte, all jene wunderwürdigen Erfolge des ſiebenjähriges Krieges erreicht habe; Friedrich aber habe geantwortet: die drei Aſtrologen wären ſeine Kenntniß von politiſchen Dingen, ſeine Armee und ſein Schatz. Die Geſandtſchaft blieb den Winter über in der preußiſchen Reſidenz und erſetzte den

Digitized by Google

Berlinern einigermaßen den Mangel an Schauſpielen und ſonſtigen Luſtbarkeiten, an die man ſo ſchnell nach dem verheerenden Kriege noch nicht denken konnte. Als die Türken im nächſten Frühjahr wieder abzogen, hatte ſich eine ziemliche Anzahl junger Mädchen eingefunden, die die Reiſe nach Conſtantinopel mitzumachen gedachten und ſchon auf den türkiſchen Rüſtwagen verſteckt waren. Die Polizei aber hatte von dieſem Vorhaben Kunde erhalten und wußte die zierlichen Flüchtlinge noch zur rechten Zeit zu faſſen.

Indeß waren Verhältniſſe ſolcher Art zu wenig genügend, als daß Friedrich nicht hätte einen wichtigeren Bundesgenoſſen zur Sicherung ſeiner Macht ſuchen ſollen. Eine Verbindung mit Rußland ſchien die beſten Vortheile zu gewähren, und obgleich man öſterreichiſcher Seits eifrig dagegen arbeitete, ſo fand ſich doch bald Gelegenheit, eine ſolche Verbindung zu Stande zu bringen. Die politiſchen Verhältniſſe Polens gaben dazu den Anlaß. König Auguſt III. war im October 1763, ſein Sohn zwei Monate nach ihm geſtorben, und es blieb nur ein unmündiger Enkel übrig, der an eine ſo ſchwierige Bewerbung, wie die polniſche Krone damals war, nicht denken konnte. Rußland hatte bisher ein entſchiednes Uebergewicht über Polen behauptet und das Land faſt wie eine abhängige Provinz behandelt; es ſchien der Kaiſerin höchſt wünſchenswerth, auch fortan dieſen Einfluß auszuüben. Polniſche Patrioten, welche das allerdings ſelbſt verſchuldete Elend ihres Vaterlandes fühlten, wandten ſich an Friedrich, damit er ihnen ſeinen Bruder, den Prinzen Heinrich, der aus dem ſiebenjährigen Kriege mit hohem Ruhme zurückgekehrt war, zum Könige gebe; wenn Einer, ſo mochte dieſer die Fähigkeiten beſitzen, das polniſche Reich wieder ſtark und blühend zu machen. Aber Friedrich ſah zu wohl ein, welche Folgen ein ſolcher Schritt für ihn haben konnte; er ſchlug die Bitte ab. Jetzt fand die ruſſiſche Kaiſerin in Friedrich eine gleiche Stimmung rückſichtlich Polens und ſchnell, im April 1764, kam das von Friedrich erwünſchte Bündniß zu Stande. Man verbürgte ſich gegenſeitig den gegenwärtigen Beſitz beider Staaten, verſprach ſich im Kriege eine Unterſtützung von 12,000 Mann oder 480,000 Thaler Subſidien und machte es in einem geheimen Artikel aus, daß man alle Mittel, ſelbſt Kriegsgewalt anwenden

Digitized by Google

wolle, die Grundverfaſſung der polniſchen Republik, namentlich das unbeſchränkt freie Wahlrecht — den weſentlichſten Grund der Anarchie, welche Polen ſchwach und für die Nachbarländer ungefährlich machte! — zu erhalten. Gleichzeitig hatte man den polniſchen Grafen Stanislaus Auguſt Poniatowski als Bewerber der polniſchen Krone auserſehen; unter dem Schutze ruſſiſcher Waffen wurde dieſer am 7. September deſſelben Jahres zum König gewählt.

Polen aber war von inneren Gährungen erfüllt. Religiöſer Fanatismus hatte das Volk furchtbar entzweit; diejenigen, die nicht zur römiſch-katholiſchen Kirche gehörten — ſie führten den Namen der Diſſidenten — wurden in jeder Weiſe unterdrückt. Nun verlangte die ruſſiſche Kaiſerin für die letzteren durchaus gleiche Rechte. Dies regte die Zwietracht immer heftiger auf. Um die Sache kurz zu beenden, entſchloß ſich Katharina zu einem Gewaltſtreich: die Häupter der katholiſchen Partei wurden zu nächtlicher Weile überfallen und ſchnell nach Sibirien abgeführt. Aber ſo ſchrankenloſe Gewalt trieb das polniſche Volk zur Verzweiflung; in den ſüdlichen Gegenden, nahe an der türkiſchen Grenze, bildete ſich, im J. 1768, ein Aufſtand, der alle Fremdherrſchaft abſchütteln und den Thron Stanislaus Auguſt's umſtürzen wollte. Doch ſchon waren auf's Neue ruſſiſche Truppen in Polen eingerückt; die Verbündeten wurden auseinandergeſprengt; ſie flüchteten ſich auf türkiſches Gebiet; die Ruſſen eilten ihnen unbedachtſam nach und legten eine türkiſche Stadt in Aſche.

Dieſer Friedensbruch fachte urplötzlich das alte Feuer der Eiferſucht zwiſchen der Pforte und Rußland zur lodernden Flamme an. Der ruſſiſche Geſandte in Conſtantinopel ward ohne weiteres in's Gefängniß abgeführt; der Divan des Sultans erklärte dem Petersburger Hofe den Krieg. Friedrich, der ſich höchſt ungern mit in den Krieg verwickelt ſah, ſuchte den Frieden zu erhalten, doch waren ſeine Unterhandlungen umſonſt; er zahlte ſomit an Rußland die bundesmäßige Geldhülfe. Aber die Pforte hatte ſich im höchſten Maße übereilt; ſie war noch auf keine Weiſe gerüſtet. Rußland erfocht glänzende Siege und beſetzte bedeutende Landſtrecken des türkiſchen Gebiets.

Die ſchnellen Fortſchritte ſeines Bundesgenoſſen konnte Friedrich

Digitized by Google

indeß nicht ohne Beſorgniſſe anſehen; es ſtand wohl zu befürchten, daß er aus einem Verbündeten zum Diener herabgedrückt werden könne. Er ſah ſich ſomit nach einer andern Seite um, das verlorne Gleichgewicht wiederherzuſtellen; und nun begegneten ſich die Staaten, die ſo lang einander feindſelig gegenüber geſtanden hatten, in gleichem Intereſſe. Oeſterreich konnte die ruſſiſchen Fortſchritte ebenſo wenig gleichgültig anſehen wie Preußen.

Joſeph II., geboren im Jahre 1741, war ſeinem Vater im Jahr 1765 als Kaiſer und als Mitregent der öſterreichiſchen Erblande gefolgt. Ihn hatten die Thaten Friedrich's mit hoher Bewunderung erfüllt; ihm ſchien kein Loos ruhmvoller, als ebenſo — oder vielleicht noch gewaltiger — der Freiheit des menſchlichen Geiſtes Bahn zu brechen, als ſeinen Namen mit ebenſo unvergänglicher Schrift in die Tafeln der Geſchichte einzugraben. Hätte er Friedrich's kalte Beſonnenheit und Charakterſtärke beſeſſen, hätte ihn das Geſchick nicht zu früh von ſeiner dornenvollen Bahn abgerufen, er würde das Größte vollbracht haben. Schon im Jahr 1766, als Joſeph Böhmen und Sachſen bereiſte, um ſich mit dem Schauplatz des großen Krieges bekannt zu machen, hatte er Friedrich ſeinen Wunſch kund gethan, ihn von Angeſicht zu ſehen und perſönlich kennen zu lernen; damals hatten jedoch Maria Thereſia und ihr Kanzler, Fürſt Kaunitz, eine ſolche Zuſammenkunft wenig paſſend gefunden, und Joſeph hatte, ſich entſchuldigend, gegen Friedrich geäußert, er werde ſchon Mittel finden, um die Unhöflichkeit wieder gut zu machen, zu der ſeine Pädagogen ihn zwängen. Unter den gegenwärtigen Verhältniſſen aber war das Begehren des jungen Kaiſers ſeiner Mutter ganz erwünſcht. Die Vorbereitungen dazu konnten um ſo ſchneller beſeitigt werden, als Joſeph, der ſeine Reiſen ſtets unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein machte, ſich alles Ceremoniel verbeten hatte. Neiſſe in Oberſchleſien war zum Ort der Zuſammenkunft auserſehen worden. Am 25. Auguſt 1769 traf Joſeph daſelbſt ein; er fuhr gerades Weges nach dem biſchöflichen Schloſſe, wo Friedrich ſeine Wohnung genommen hatte. Friedrich eilte ihm mit den Prinzen, die bei ihm waren, entgegen, aber kaum war er einige Stufen der Treppe hinabgeſtiegen, als der Kaiſer ihm ſchon in den Armen lag. Der König

Digitized by Google

führte ſeinen erhabnen Freund an der Hand in den Saal. Joſeph ſagte: „Nun ſehe ich meine Wünſche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen.“ Friedrich entgegnete, er ſehe dieſen Tag als den ſchönſten ſeines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuſer ausmachen, die zu lang Feinde geweſen ſeien und deren gegenſeitiges Intereſſe es erfordere, ſich einander eher beizuſtehen, als aufzureiben. Der Kaiſer fügte hinzu: für Oeſterreich gebe es kein Schleſien mehr. Er ließ ſodann etwas davon fallen, daß er zwar für jetzt noch keinen bedeutenden Einfluß habe, daß aber ſo wenig er wie ſeine Mutter es zugeben würde, daß die Ruſſen im Beſitz der Moldau und Wallachei, die ſie bereits großentheils erobert hatten, blieben. Endlich kam auch eine ſchriftliche Uebereinkunft zwiſchen ihm und Friedrich zu Stande, wodurch ſie ſich bei einem zu erwartenden Kriege zwiſchen England und Frankreich, ſowie bei andern unvorhergeſehenen Unruhen, zu völliger Parteiloſigkeit verpflichteten. — Die Tage des Beſuchs gingen unter militäriſchen Uebungen und traulichen Geſprächen hin; beim Ausgehen ſah man die beiden Häupter des deutſchen Reiches nur Arm in Arm.

Eine zweite, wichtigere Zuſammenkunft zwiſchen Friedrich und dem jungen Kaiſer wurde im September des folgenden Jahrs zu Neuſtadt in Mähren veranſtaltet. Auf der Reiſe dahin ſtattete Friedrich einem Bekannten früherer Zeit, dem Grafen Hoditz, auf ſeinem mähriſchen Landgut Roßwalde einen Beſuch ab. Hoditz hatte unter den Gartenkünſtlern des vorigen Jahrhunderts einen Ruf erworben, der an das Wunderbare grenzte; er hatte es möglich gemacht, alle Phantaſien der bildenden Kunſt in ſeiner Beſitzung lebendig auszuführen. Die geſammte Schaar ſeiner Untergebenen hatte er zu dieſem Endzwecke künſtleriſch ausgebildet. Jetzt ließ er es ſich eifrigſt angelegen ſein, vor ſeinem königlichen Gaſte den ganzen Zauber ſeines elyſeïſchen Aufenthalts zu entfalten. Da waren die Felder und Wieſen von arkadiſchen Schäfern und Schäferinnen belebt; im Wald und in den Gewäſſern bewegten ſich, wie im heiterſten Spiele, die Götter und Göttinnen der alten Fabelwelt. Die Gebäulichkeiten und ihre Umgebungen verſetzten in die verſchiedenſten Zonen der Erde; ſelbſt die kleine Stadt der Lilliputer, von denen

Digitized by Google

Gulliver erzählt, fehlte nicht; ihre Thürme reichten nicht bis an die Stirn der Luſtwandelnden empor. Schauſpiele, Waſſerkünſte, Feuerwerke, tauſend Ueberraſchungen waren angewandt, um einen jeden Gedanken an die proſaiſche Wirklichkeit des Lebens fern zu halten.

Friedrich war ſehr zufrieden aus den Zaubergärten von Roßwalde geſchieden und traf am 3. September in Neuſtadt ein. Am Thor der Stadt ſtieg er aus ſeinem Wagen, um den Kaiſer zu Fuße zu begrüßen; dieſer aber hatte ſeine Ankunft bereits wahrgenommen und eilte ihm mit ſeinem Gefolge entgegen. Auf offenem Platze umarmten die Monarchen einander. Diesmal befand ſich auch Fürſt Kaunitz im Gefolge des Kaiſers, und es kam zu näheren diplomatiſchen Verhandlungen. Kaunitz bemühte ſich, den König zu einer unmittelbaren Verbindung zu gewinnen; er ſtellte ein Bündniß Oeſterreichs und Preußens als die einzige Schutzwehr wider den ausgetretenen Strom dar, der ganz Europa zu überſchwemmen drohe. Friedrich indeß war nicht geneigt, mit Rußland zu brechen; doch verſicherte er, er wolle Alles thun, um zu verhindern, daß aus dem gegenwärtigen Türkenkriege ein allgemeiner Brand entſtehe; er verſprach ſeine Vermittelung und erwies ſich auch in andern Dingen entgegenkommend. Zur Beſtätigung deſſen, wie eifrig er ſchon gegenwärtig für die Ruhe Europa's unterhandelt hatte, traf gerade in dieſen Tagen ein Courier aus Conſtantinopel mit dem Antrage des Sultans an die beiden Höfe von Berlin und Wien ein, die Vermittelung zwiſchen Rußland und der Pforte, welche letztere neuerdings wiederum bedeutende Verluſte erlitten hatte, zu übernehmen. Joſeph und Kaunitz waren hierüber ſehr erfreut und bezeugten ſich dankbar.

Der Beſuch in Neuſtadt bot zugleich mancherlei anmuthige Unterhaltung dar. Der geiſtreiche Prinz von Ligne, der ſich in Joſeph's Gefolge befand, hat uns darüber und über die Weiſe, wie Friedrich durch lebendiges und witziges Geſpräch zu feſſeln verſtand, anziehende Berichte hinterlaſſen. „Wiſſen Sie," ſagte Friedrich eines Tags zu dem Prinzen von Ligne, „daß ich in Ihrem Dienſt geſtanden habe? Meine erſten Waffen habe ich für das Haus Oeſterreich geführt. Mein Gott, wie die Zeit vergeht!" Er legte (fügt der Prinz hinzu) bei den

Digitized by Google

Worten „Mein Gott“ die Händ auf eine Weiſe zuſammen, daß es ihm ein mildes Anſehen gab. „Wiſſen Sie,“ fuhr Friedrich fort, „daß ich die letzten Strahlen von dem Genie des Prinzen Eugen habe leuchten ſehen?“ — „„Vielleicht entzündete ſich das Genie Ew. Majeſtät an dieſen Strahlen.““ — „Ach, mein Gott, wer dürfte ſich dem Prinzen Eugen gleich ſtellen!“ — „„Der,““ ſagte der Prinz, „„der mehr gilt: der, zum Beiſpiel, der dreizehn Schlachten gewonnen hat.““

Ueber den Feldmarſchall Traun äußerte Friedrich: „Dies war mein Meiſter; er lehrte mich die Fehler kennen, die ich machte.“ — „„Ew. Majeſtät,““ erwiederte der Prinz von Ligne, „„waren ſehr undankbar, Sie bezahlten ihm die Unterrichtsſtunden nicht. Sie hätten ſich dafür wenigſtens von ihm ſollen ſchlagen laſſen, aber ich erinnere mich nicht, daß dies geſchehen iſt.““ — „Ich bin nicht geſchlagen worden,“ entgegnete Friedrich, „weil ich mich nicht geſchlagen habe.“

Beſondre Auszeichnung erwies Friedrich dem General Loudon, der ſich mit in Neuſtadt befand. Er nannte ihn fortwährend nur „Herr Feldmarſchall,“ obgleich Loudon erſt acht Jahre ſpäter dieſe Würde, die er, der gefährlichſte Feind Friedrich's im ſiebenjährigen Kriege, ſchon lange verdient hatte, erhielt. Als man ſich eines Tags zur Tafel ſetzen wollte, bemerkte man, daß Loudon ſich noch nicht eingefunden habe. „Das iſt gegen ſeine Gewohnheit,“ ſagte Friedrich, „ſonſt pflegte er vor mir auf dem Platze zu ſein.“ Er bat darauf, daß Loudon ſich neben ihn ſetzen möge: er liebe es mehr, ihn zur Seite, als ſich gegenüber zu ſehen.

Friedrich, ſowie ſein Gefolge, trug während dieſes ganzen Beſuchs die öſterreichiſchen Farben, weiß, mit Silber geſtickt, damit er den Augen der Oeſterreicher nicht die wenig beliebten preußiſchen Blauröcke vorführe und damit es den Anſchein habe, als gehöre er zu ihrer Armee und zum Gefolge des Kaiſers. Da Friedrich aber, ſeiner Gewohnheit nach, viel ſpaniſchen Tabak ſchnupfte, ſo blieben die Spuren davon auf der weißen Kleidung ſehr bemerklich. „Ich bin für Euch, Ihr Herren,“ bemerkte er zu dem Prinzen von Ligne, „nicht ſauber genug, ich bin nicht werth, Ihre Farben zu tragen.“

Digitized by Google

Ueber Joſeph äußerte ſich Friedrich, kurz nachdem er aus Mähren zurückgekehrt war, mit hoher Anerkennung. „Ich bin,“ ſo ſchrieb er an Voltaire, „in Mähren geweſen und habe da den Kaiſer geſehen, der ſich in Bereitſchaft ſetzt, eine große Rolle in Europa zu ſpielen. Er iſt an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben verworfen; iſt in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und iſt beſcheiden; glüht von Ruhmbegierde und opfert ſeinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er in der That äußerſt gewiſſenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und doch Geſchmack genug, Voltaire's Werke zu leſen und Ihr Verdienſt zu ſchätzen.“ —

Indeß wollten die Vermittelungen zwiſchen den feindlichen Mächten vor der Hand zu keinen erwünſchten Erfolgen führen. Rußland hatte zu wichtige Vortheile über die Türken erkämpft, als daß es ſich zu billigen Friedensbedingungen hätte willig zeigen können; die Pforte wollte auf die ruſſiſchen Forderungen nicht eingehen; Oeſterreich beſtand darauf, daß Rußland nicht der Nachbar ſeiner öſtlichen Provinzen werden dürfe, und rüſtete ſeine Kriegsmacht, um ſolcher Erklärung Nachdruck zu verſchaffen. Mit vermehrter Heftigkeit drohte der Krieg auszubrechen; es war dringend zu befürchten, daß die Polen ſo günſtige Gelegenheit nicht ungenützt würden vorübergehen laſſen, daß ſich auch noch andre Mächte in dieſe Händel miſchen würden und daß auf's Neue die Fackel des Krieges ganz Europa entzünden dürfe. Friedrich aber wünſchte nichts mehr, als den Frieden zu erhalten und ſein Land in ungeſtörter Muße erſtarken zu laſſen. Da zeigte ſich plötzlich ein ganz unvermutheter Ausweg, um alle die widerſtrebenden Gemüther zufrieden zu ſtellen.

Prinz Heinrich, der Bruder Friedrich's, befand ſich in Petersburg zum Beſuche und hatte ſich das beſondere Vertrauen der Kaiſerin Katharina zu erwerben gewußt, als dort die Nachricht eintraf, Oeſterreich habe einen Theil des polniſchen Grenzlandes beſetzt, um alte Anſprüche an daſſelbe geltend zu machen. Auf dieſe Kunde ſprach Katharina zu Heinrich das berühmte Wort: „Es ſcheint, daß man ſich in Polen nur zu bücken braucht, um nach Belieben zu nehmen: — wenn der Hof von Wien dies Königreich zerſtückeln will, ſo würden die übrigen Nach-

Digitized by Google

barn deſſelben das Recht haben, ein Gleiches zu thun.“ Dieſe Aeußerung faßte Heinrich auf; er entwickelte der Kaiſerin, wie ſie ſich auf dieſe Weiſe für eine gewiſſe, den übrigen Mächten ſo wünſchenswerthe Nachgiebigkeit gegen die Pforte vollkommen ſchadlos halten könne, und Katharina ging bereitwillig darauf ein; die Ausführung konnte bei der inneren Zerriſſenheit Polens keine Schwierigkeit haben. Als Friedrich die Nachricht von dieſer Verhandlung erhielt, zögerte auch er nicht, ſeine Zuſtimmung zu geben.

Preußen und Rußland vereinigten ſich bald über die zu ergreifenden Maßregeln und forderten nun auch Oeſterreich auf, an dieſer eigenthümlichen Verbindung gegen Polen Theil zu nehmen. Das öſterreichiſche Kabinet, obgleich es den erſten Anſtoß dazu gegeben hatte, nahm jetzt den Anſchein, als ob es die ganze Angelegenheit mißbillige, — vielleicht der Kaiſerin Maria Thereſia zu Gefallen, die ſich hierin allerdings nur äußerſt ſchwer finden konnte. Als es aber ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, machte es plötzlich ſo ausgedehnte Forderungen, daß der ganze Theilungsplan faſt auf's Neue geſcheitert wäre. Endlich, nach mancherlei ſchwierigen Unterhandlungen, kam man dahin überein, daß ein jeder der drei Staaten die ſeinen Grenzen zunächſt gelegenen Landſtriche Polens, die zu ſeiner vollkommneren Abrundung bequem gelegen waren, in Beſitz nehmen ſollte. Die Ausführung geſchah im Herbſt des Jahres 1772, ohne daß Polen fähig geweſen wäre, etwas dagegen zu unternehmen. Friedrich ließ Pomerellen und die übrigen, zwiſchen Pommern und Oſtpreußen gelegenen Diſtricte (mit Ausnahme von Danzig und Thorn) beſetzen und ſich huldigen. Jede der drei Mächte ſtellte Beweiſe zur Gültigkeit ihrer Forderungen auf. Friedrich's Erklärung betraf vornehmlich Pomerellen, das von dem Herzogthum Pommern durch die Polen im dreizehnten Jahrhunderte abgeriſſen war und auf das ſomit Kurbrandenburg, als Erbe von Pommern, gerechte Anſprüche habe. Friedrich's Erwerbung war die geringſte an Flächenraum, Einwohnerzahl und Werth des Bodens; aber ſie war für ihn von allergrößter Wichtigkeit, ſofern ſie die naturgemäße Verbindung zwiſchen ſeinen Staaten herſtellte und ihn, durch den Beſitz der Weichſelmündung, zum Herrn des polniſchen Handels machte. Die neue

Provinz erhielt den Namen Weſt-Preußen; und da Friedrich jetzt im Beſitz des ganzen altpreußiſchen Landes war, ſo nannte er ſich nicht mehr, wie bisher, König „in“ Preußen, ſondern König „von“ Preußen.

Der polniſche Reichstag war zur Anerkennung der Abtretungen, trotz des Widerſpruches der polniſchen Patrioten, gezwungen worden. Thaddäus Reyten, der eifrigſte Gegner der Theilung ſeines Vaterlandes, ward wahnſinnig, als er all ſeine Anſtrengungen vergeblich ſah. Maria Thereſia hatte den Plänen ihres Kabinets nur mit äußerſtem Widerwillen beigeſtimmt. Sie ſchrieb darüber an Kaunitz den merkwürdigen Brief: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen ſollte, ſteiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beiſtand Gottes. Aber in dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreiend wider uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider uns iſt, muß bekennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtigt mich befunden und mich ſehen zu laſſen ſchäme. Bedenk der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stuck von Polen oder von der Moldau und Wallachei unſer Ehr und Reputation in die Schanz ſchlagen. Ich merk wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum laß ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen.“ Auf den Entwurf des Theilungs-Projects aber ſchrieb die hehre Frau eigenhändig die Worte: „Placet, weil ſo viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber ſchon längſt todt bin, wird man erfahren, was aus dieſer Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ — Alle Welt war von dumpfem Erſtaunen erfüllt, als das Ereigniß vor ſich ging, das bis dahin ohne Beiſpiel in der Geſchichte war. Doch ſchritt keine der übrigen Großmächte dagegen ein; die Vorbereitungen zu dem Freiheitskampfe der Nord-Amerikaner und die Aufhebung des Jeſuiten-Ordens hatten die Intereſſen nach andern Seiten hin abgezogen.

Indem wir dem beginnenden Untergange eines Volkes, das herrlich begabt und einſt groß und mächtig war, gerechte Trauer widmen, iſt es der Hinblick auf den ſteten Fortſchritt der Geſchichte, der für ſolche Betrachtung Troſt gewähren muß. Die Geſchichte lehrt uns, wie

Digitized by Google

fort und fort über den Gräbern ein neues Leben emporſprießt. Polen fiel, weil es hinter der Entwickelung der Zeit gänzlich zurückgeblieben war, weil man im Lande ſelbſt nur Willkühr und Knechtſchaft kannte, weil kein volksthümlicher Geiſt die Glieder des ausgedehnten Reiches mehr zuſammenhielt. Der ſiebenjährige Krieg war die Zeit geweſen, in welcher ſich für Polen die günſtigſte Gelegenheit darbot, zwiſchen den ſtreitenden Mächten eine ſelbſtändige Stellung einzunehmen und ſich ſomit auf's Neue Einfluß und Bedeutung innerhalb des europäiſchen Staatenſyſtems zu erwerben; aber in unbegreiflicher Trägheit hatte es dieſe Jahre, die nicht wiederkehren ſollten, vorübergehen laſſen, ohne ſich zu irgend einer That zu entſchließen. Preußen ward, indem es vom polniſchen Reiche einen Landſtrich nahm, der — beiläufig bemerkt — nicht der urſprüngliche Sitz polniſcher Volksthümlichkeit war, in welchem ſich im Gegentheil ein germaniſches Volksleben bereits entwickelt und den das polniſche Volk nur durch Waffengewalt unterworfen hatte, auf eine Weiſe innerlich ausgerundet, die beim Fortſchritt ſeiner politiſchen Entwickelung mit Nothwendigkeit erfolgen mußte. Und was von dem ehemaligen Polen unter preußiſche Hoheit kam, ward ſofort, wenn natürlich auch nur in allmäligem Fortſchritt, aus der tief eingeriſſenen Barbarei befreit und all derjenigen höheren Güter des Lebens theilhaftig gemacht, die in den übrigen Provinzen des preußiſchen Staates im regen Wetteifer der Kräfte gediehen. Zagt unſer Herz, dem Schritt beizuſtimmen, an welchem Friedrich Theil nahm, ſo müſſen wir ihm in den neuen landesväterlichen Sorgen, denen er ſich hingab, um mehr als eine halbe Million Menſchen glücklich zu machen, wiederum die lauterſte Bewunderung zollen. Er ſelbſt war ſchon im Sommer 1772 nach Weſt-Preußen geeilt, um die nöthigſten Vorkehrungen zu treffen. Wo bisher nur Verwirrung und Rechtloſigkeit geherrſcht hatten, ward eine geregelte Rechtspflege, welche Sicherheit des Lebens und Eigenthums gab, eingeführt; die Schmach der Leibeigenſchaft und das barbariſche Strandrecht wurden aufgehoben; zahlreiche Schulen wurden geſtiftet, um das Volk aus ſeiner ſtumpfen Gefühlloſigkeit zu menſchlichem Adel zu entwickeln; vortreffliche Einrichtungen wurden getroffen, um den anſteckenden Krankheiten zu wehren, die ſo oft Verheerungen

unter Menſchen und Vieh angerichtet hatten. Endlich ward nichts verabſäumt, um Thätigkeit und Verkehr zu befördern; Coloniſten wurden in entvölkerten Landſtrecken angeſetzt; an der Poſteinrichtung erhielt die Landſchaft ein ganz neues Gut.

Die Verbindung zwiſchen Preußen und Rußland, die bei den Verhandlungen über die zu beſetzenden Landſtriche Polens in Etwas geſtört worden war, was ſodann die geſchäftige Diplomatie feindlich Geſinnter ſchnell zu benutzen geſucht hatte, ward bald noch feſter geknüpft. Prinz Heinrich befand ſich im Frühjahr 1776 zum zweiten Male in Petersburg, als die junge Gemahlin des Großfürſten Paul plötzlich ſtarb. Er wußte ſich bei dieſem Trauerfall durch zarte Theilnahme das Vertrauen des ganzen kaiſerlichen Hofes zu erwerben; und als die Kaiſerin eine baldige Wiedervermählung des Großfürſten wünſchte, brachte er eine Prinzeſſin von Württemberg, deren Mutter eine Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt war, in Vorſchlag. Die Wahl fand Beifall; es ward beſtimmt, daß der Großfürſt in Berlin mit der Prinzeſſin zuſammentreffen und dort die Verlobung feiern ſolle.

Friedrich machte zum Empfang des hohen Gaſtes außerordentliche Anſtalten. Eine beſondre Geſandtſchaft ward ihm bis an die ruſſiſche Grenze entgegengeſchickt; unterdeſſen traf man alle Vorkehrungen, um den königlichen Reſidenzen ein feſtliches Gepräge zu geben. Da der Hofſtaat Friedrich's äußerſt einfach war, ſo wurde für dieſen Zweck auch die Zahl der Pagen und Lakaien anſehnlich vermehrt. Am 21. Juli hielt der Großfürſt, in deſſen Gefolge ſich der Graf Romanzow, der Beſieger der Türken, befand, einen glänzenden Einzug in Berlin; Friedrich ging ihm bis vor ſeine Wohnung entgegen. Paul Petrowitſch ſagte: „Sire, die Beweggründe, welche mich von dem äußerſten Norden bis in dieſe glücklichen Gegenden führen, ſind das Verlangen, Sie der Freundſchaft zu verſichern, welche für immer Rußland und Preußen vereinigen ſoll, und die Sehnſucht, eine Prinzeſſin zu ſehen, welche auf den Thron der Moskowiter zu ſteigen beſtimmt iſt. Indem ich ſie aus Ihren Händen empfange, wage ich es, Ihnen zu verſprechen, daß dieſe Fürſtin mir und der Nation, über welche ſie regieren wird, um ſo theurer iſt. Endlich erlange ich, was ich ſo lange gewünſcht habe:

Digitized by Google

ich kann den größten Helden, die Bewunderung unſerer Zeit und das Staunen der Nachwelt, betrachten.“ — Friedrich erwiederte: „Ich verdiene ſo große Lobeserhebungen nicht, mein Prinz; Sie ſehen in mir nur einen alten kränklichen Mann mit weißen Haaren; aber glauben Sie, daß ich mich ſchon glücklich ſchätze, in dieſen Mauern den würdigen Erben eines mächtigen Reiches, den einzigen Sohn meiner beſten Freundin, der großen Katharina, zu empfangen.“ — Die Verlobung des Großfürſten wurde zwei Tage nach ſeiner Ankunft gefeiert. Jeder Tag ſeiner Anweſenheit war durch die glänzendſten Feſte gefeiert.

Einundvierzigſtes Capitel.

Friedrich's Sorgen für Deutſchland. — Der bairiſche Erbfolgekrieg und der deutſche Fürſtenbund.

Raſtlos hatte Friedrich unterdeß für das Wohl ſeines Volkes gewirkt; gern hätte er dieſe ſchöne Thätigkeit ohne Unterbrechung bis an das Ende ſeines Lebens fortgeführt. Aber er ließ nicht nach, mit ſcharfem Blicke die politiſchen Angelegenheiten zu verfolgen; und als die Gefahr emporſtieg, die früher oder ſpäter die bedeutſame Stellung, welche er ſeinem Staate gegeben, beeinträchtigen konnte, war er ſchnell, wie in den Zeiten der Jugend, gerüſtet, dem drohenden Uebel vorzubeugen.

Seit Jahrhunderten hatte man das öſterreichiſche Kaiſerhaus im Verdacht, daß es dahin ſtrebe, mit dem Schatten der Kaiſerwürde eine Macht zu verbinden, welche die unabhängigen Fürſten des Reiches dem Oberhaupte des letzteren wieder dienſtbar zu machen beſtimmt ſei. Man hielt ſich für überzeugt, daß es keine Gelegenheit zur Ausführung ſolcher Pläne würde ungenützt vorübergehen laſſen. Auch Friedrich theilte dieſe Anſicht; der leidenſchaftlich emporſtrebende Sinn des jungen Kaiſers war allerdings hinlänglich geeignet, ſolche Beſorgniſſe rege zu halten. Darum äußerte er einſt zu einem ſeiner Generale, indem er ihm das Bild des Kaiſers zeigte, das in ſeinem Zimmer auf einem Stuhle ſtand: „Den ſtelle ich mir unter die Augen; das iſt ein junger

Mann, den ich nicht vergeſſen darf. Der Kaiſer Joſeph hat Kopf, er könnte viel ausrichten; ſchade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den erſten gethan hat." — In dieſen wenigen Worten iſt zugleich der Grund des ganzen tragiſchen Geſchickes, das den Kaiſer traf, ausgeſprochen.

Schon hatte es nicht an Gelegenheit gefehlt, die Rechte der deutſchen Fürſten gegen Oeſterreich zu vertreten, und Friedrich war dabei nicht unthätig geblieben. Doch war es bisher bei einfachen Verhandlungen geblieben. Als aber der kaiſerliche Hof mit Anſprüchen hervortrat, welche die beſtehenden Verhältniſſe durchaus zu untergraben drohten, ſah ſich auch Friedrich zu entſchiedneren Maßregeln genöthigt.

Der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Joſeph, war am 30. December 1777 plötzlich geſtorben. Mit ihm erloſch der eine Pfalz-Bairiſche Regentenſtamm; die Nachfolge gebührte, nach unzweifelhaftem Rechte, dem Kurfürſten von der Pfalz, Karl Theodor; dieſer hatte keine ehelichen Kinder, und ſein nächſter Lehnserbe war ſomit der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken. Dem öſterreichiſchen Hofe aber war ſchon ſeit längerer Zeit der Erwerb von Baiern erwünſcht geweſen. Jetzt wurden ſchnell einige wenig begründete Anſprüche hervorgeſucht, öſterreichiſche Truppen rückten unverzüglich in Niederbaiern und in die Oberpfalz ein, und Karl Theodor, eingeſchüchtert und für das künftige Fortkommen ſeiner zahlreichen außerehelichen Kinder beſorgt, vollzog einen Vergleich mit dem Kaiſer, durch welchen er an den letztern die beſſere Hälfte ſeiner Erbſchaft abtrat. Den Herzog Karl von Zweibrücken, deſſen Stimme natürlich nicht übergangen werden durfte, hoffte man zur Beſtätigung der Abtretung zu nöthigen.

Solch ein eigenmächtiges Verfahren war gegen die Grundgeſetze des Reiches; blieb daſſelbe unangefochten, ſo war fortan kein Stand des Reiches mehr vor den Eingriffen des Kaiſers ſicher. Friedrich beſchloß, die Gerechtſame der deutſchen Fürſten zu vertreten. Er erklärte dem Kurfürſten, daß er, als Glied des Reichs und als Bürge des zu Hubertsburg bekräftigten weſtphäliſchen Friedens, bei ſolcher Zerſtückelung eines Kurſtaates weſentlich beeinträchtigt ſei. Der Herzog Karl, der, anfangs ohne Unterſtützung, ſchon entſchloſſen war, ſich dem Wil-

Digitized by Google

len des Kaiſers zu fügen, ward durch Friedrich zu einer Proteſtation veranlaßt und empfing von ihm das Verſprechen, das pfälziſche Haus bei ſeinen Rechten auf die bairiſche Erbſchaft gegen die ungerechten Anſprüche des Hauſes Oeſterreich mit aller Macht zu ſchützen. Neben dem Herzog Karl waren auch Sachſen und Mecklenburg bei dieſer Angelegenheit betheiligt, indem auch ſie einige untergeordnete, aber ebenfalls rechtskräftige Anſpruche auf das bairiſche Erbe hatten. Frankreich und Rußland erwieſen ſich den Plänen Friedrich's geneigt, waren indeß beide nicht im Stande, eine weitere Unterſtützung zu gewähren.

Diplomatiſche Verhandlungen mit dem Kaiſer führten zu nichts. Der öſterreichiſche Hof war auf keine Weiſe gewillt, von dem, was er in Beſitz genommen, irgend etwas aufzuopfern; vielmehr wurden bereits Truppen in Böhmen zuſammengezogen, um den Einſprüchen Preußens mit gewaffneter Hand entgegenzutreten. Da gedachte auch Friedrich, obgleich er das ſechsundſechzigſte Jahr bereits überſchritten hatte und körperlich leidend war, nicht länger zu ſäumen und, wenn es einmal ſo ſein müſſe, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er verſammelte ſeine Armee, von der ein Corps durch Schleſien, das andre durch Sachſen den Oeſterreichern entgegentreten ſollte, und machte ſich bereit, noch einmal die Anſtrengungen des Krieges zu ertragen. Nachdem er ſeine Truppen bei Berlin gemuſtert, ſprach er zu den verſammelten Generalen: „Meine Herren! Die meiſten unter uns haben von ihren früheſten Jahren an zuſammen gedient und ſind im Dienſte des Vaterlandes grau geworden: wir kennen einander alſo vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beſchwerlichkeiten des Krieges ſchon redlich miteinander getheilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenſo ungern Blut vergießen, als ich. Aber mein Reich iſt jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Unterthanen zu beſchützen, auch die kräftigſten und ſchleunigſten Mittel anzuwenden, um das über ihnen ſchwebende Ungewitter, wo möglich, zu zerſtreuen. Dieſen wichtigen Vorſatz zu bewerkſtelligen, rechne ich auf Ihren Dienſteifer und Ihre Neigung zu meiner Perſon, welche Sie noch allemal gezeigt haben und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Uebrigens können Sie verſichert ſein, daß ich die Dienſte, die Sie Ihrem Könige und Vaterlande leiſten, ſtets mit

warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menſchlichkeit nicht aus den Augen ſetzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt iſt, und daß Sie die unter Ihren Befehlen ſtehenden Truppen die ſtrengſte Mannszucht beobachten laſſen. Ich reiſe jetzt ab; aber ich verlange nicht als König zu reiſen; reiche und ſchöne Equipagen haben keinen Reiz für mich: doch erlaubt mir mein ſchwächliches Alter nicht, ſo zu reiſen, wie ich in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Poſtkutſche bedienen müſſen, und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu thun; aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde ſehen, und da hoffe ich, werden meine Generale meinem Beiſpiele folgen."

Am 5. April 1778 ging Friedrich nach Breslau ab, indem er den Oberbefehl über die ſchleſiſche Armee nehmen wollte; das zweite Armeecorps ſollte Prinz Heinrich commandiren. Friedrich hatte den Plan, in Mähren einzubrechen, und er hätte durch deſſen ſchleunige Ausführung bedeutende Vortheile über die Oeſterreicher, deren Rüſtungen noch nicht vollendet waren, erringen können. Aber es entſpannen ſich neue Unterhandlungen zwiſchen ihm und Joſeph, die indeß wiederum kein Reſultat gewährten und nur Gelegenheit gaben, daß die öſterreichiſche Macht vollſtändig zuſammengezogen werden konnte. Jetzt ließ Friedrich den Plan auf Mähren fahren und rückte durch die Grafſchaft Glatz in Böhmen ein. Am 5. Juli betrat er mit dem Vortrabe ſeines Heeres den böhmiſchen Boden. Man hatte in Wien nicht daran geglaubt, daß es dem alten Könige mit ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen Ernſt ſei; die Kunde ſeines Anmarſches erregte dort die größte Beſtürzung. Maria Thereſia hatte wenig Luſt, den verderblichen ſiebenjährigen Krieg noch einmal erneut zu ſehen; ſie zitterte für das Leben ihres Sohnes, der nur nach kriegeriſchem Ruhme dürſtete, und ſandte ſomit unverzüglich und insgeheim einen neuen Unterhändler zu Friedrich. Sie ließ dem letzteren ausdrücklich ſagen, daß es ihm gewiß ebenſo leid thun würde, wie ihr, ſich einander die Haare auszuraufen, die ſchon das Alter gebleicht habe. Aber auch diesmal blieben die öſterreichiſchen Anforderungen von der Art, daß Friedrich nicht darauf eingehen konnte, und ſo wurden ſie nach einigen Wochen wiederum abgebrochen.

Digitized by Google

Unterdeß war auch Prinz Heinrich, durch ein ſächſiſches Corps verſtärkt, aus Sachſen in Böhmen eingedrungen und hatte dem Feinde einige wichtige Magazine weggenommen. 400,000 Mann, auf's Gewaltigſte gerüſtet, beide Armeen ungewöhnlich reich mit ſchwerem Geſchütz verſehen, ſtanden ſich nunmehr auf böhmiſchem Boden gegenüber. Alles drohte einen unerhörten Kampf. Aber — es kam zu keiner einzigen großen Schlacht. Der Name Friedrich's klang zu drohend in die Ohren der Oeſterreicher, als daß ſie es gewagt hätten, die Kette der unangreiflichen Verſchanzungen, hinter denen ſie aufgeſtellt waren, zu verlaſſen und ſich anders, als in leichten Scharmützeln, mit dem Gegner einzulaſſen. Und auch Friedrich, gerade in dieſer Zeit hinfälliger als ſonſt und von körperlichen Leiden gedrückt, war nicht Willens, den wohlerworbenen Ruhm durch ein kühnes Wagniß auf das Spiel zu ſetzen. Er begnügte ſich, die böhmiſchen Grenzſtriche, in die er eingerückt war, ihrer Lebensmittel zu entblößen, um dadurch eine Scheidewand zwiſchen Böhmen und Schleſien zu ziehen. Perſönlich indeß bewies er ganz den früheren Muth und ſetzte ſich, wie ein junger Offizier, den größten Gefahren aus. Ein beſondrer Zug, der uns aus dieſer Zeit aufbehalten iſt, giebt einen Beleg ſeiner alten Unerſchrockenheit. Er hatte eines Tages zur Ader laſſen müſſen. An demſelben Tage fiel eine Kanonade mit dem Feinde vor, die ſo ſtark ward, daß er für nöthig fand, ſelbſt dahin zu reiten. Bei der Bewegung ſprang ihm die Ader auf. Er ſtieg vom Pferde und ließ ſich durch einen Compagniechirurgus, der ſich zufällig an der Stelle befand, die Ader wieder zubinden. In dem Augenblicke ſchlug eine Kanonenkugel hart neben ihm nieder. Der Chirurg erſchrak und zitterte. Friedrich aber ſagte lächelnd zu den Umſtehenden: „Der muß noch nicht viel Kanonenkugeln geſehen haben!"

Bald aber brach unter den preußiſchen Truppen Mangel an Nahrungsmitteln aus, und verderbliche Krankheiten und häufige Deſertion waren die Folge davon. Die Regimenter wurden hiedurch mehr gelichtet, als wenn es zu blutigen Schlachten gekommen wäre. Friedrich ſah ſich zum Rückzuge aus Böhmen genöthigt, den ſeine beiden Armeen in der Mitte Septembers antraten. Die meiſterhafte Umkehr aus dem

verderblichen Aufenthalt war der vorzüglichſte Ruhm, den Friedrich, in militairiſcher Beziehung, aus dieſem Kriege davontrug. Die öſterreichiſche Hauptarmee wagte ihn auch hiebei nicht zu ſtören; einzelne Corps, die von der ſchwierigen Lage der Preußen Nutzen zu ziehen ſuchten, wurden überall erfolgreich zurückgeſchlagen. Beſonders zeichnete ſich bei dieſem Rückzuge der preußiſche Thronfolger, Friedrich Wilhelm, aus, indem derſelbe die ihm anvertrauten Truppen ebenſo geſchickt auf den gefahrvollſten Wegen zu führen, wie den wiederholten Angriffen der Feinde mit ſtandhafter Tapferkeit zu begegnen wußte. Friedrich hörte die Berichte über die Thaten ſeines Neffen mit freudiger Genugthuung an. Als beide hernach zuſammentrafen, ging er ihm mit der heiterſten Miene entgegen und ſagte: „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neffen, — ich ſehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles, was man von dem erfahrenſten Generale erwarten konnte.“ Dann umarmte er den Prinzen mit vieler Zärtlichkeit. Dies Ergebniß erweckte überall um ſo größere Freude, als man wußte, daß zwiſchen Friedrich und dem Thronfolger nicht eben ein innigeres Verhältniß obwaltete.

Friedrich hatte ſein Hauptquartier noch auf böhmiſchem Boden, in Schatzlar, genommen, während die Quartiere, die er ſeine Truppen beziehen ließ, ſich nach Schleſien hinein erſtreckten. Hier blieb er bis Mitte October und lebte, den widerwärtigen Eindruck des thatenloſen und doch ſo beſchwerlichen Krieges von ſich abſchüttelnd, der edelſten literariſchen Beſchäftigung. Voltaire war im Frühling dieſes Jahres geſtorben. Friedrich hatte ihm lange verziehen und ſtand ſeit dem ſiebenjährigen Kriege wiederum mit ihm im lebhafteſten Briefwechſel. Jetzt ſchrieb er eine Gedächtnißrede auf den Hingeſchiedenen, die den ganzen Enthuſiasmus ſeiner Jugendzeit athmet. Er ließ ſie noch im November deſſelben Jahres in der Akademie von Berlin vorleſen.

Von Schatzlar begab ſich Friedrich nach Oberſchleſien und trieb die Oeſterreicher zurück, die hier die Grenze beunruhigten. Er beſetzte einige Städte des öſterreichiſchen Schleſiens und ging dann nach Breslau, wo er den Winter über blieb. Einige Gefechte, die während des Winters an der Grenze vorfielen, blieben ohne entſcheidenden

Erfolg. Jetzt traten auch Frankreich und Rußland mit größerem Nachdruck gegen den kaiſerlichen Hof auf, indem ſie Abſtellung der Beſchwerden der Reichsfürſten forderten. Und da nun auch die Türken, durch die man Rußland zu beſchäftigen geſucht, mit dieſer Macht Frieden geſchloſſen, und man ſomit ruſſiſche Waffenhülfe zu befürchten hatte, ſo fand man ſich endlich zur Nachgiebigkeit geneigt. Im März 1779 wurde ein Waffenſtillſtand, und am 13. Mai, zu Teſchen, der Friede geſchloſſen. Der Vergleich zwiſchen Oeſterreich und dem Kurfürſten Karl Theodor wurde aufgehoben, Baiern — bis auf einen Diſtrict zunächſt an der öſterreichiſchen Grenze — ſeinen rechtmäßigen Beſitzern zurückgegeben, und Sachſen ſowie Mecklenburg auf beſondre Weiſe befriedigt.

Friedrich, der für den Krieg 29 Millionen Thaler geopfert und eine große Anzahl ſeiner Truppen verloren hatte, verlangte im Frieden keine Entſchädigung. Gleichwohl trug er einen Vortheil davon, der alle die Vortheile weit überſtieg, die er vielleicht erworben hätte, wenn er den Beſtrebungen des Kaiſers die Hand geboten. Er gewann durch ſeinen uneigennützigen Kampf das Vertrauen und die Zuneigung ſeiner deutſchen Mitſtände in einem höheren Grade, als er ſie je gehabt hatte. Auch diejenigen, die bisher die ſteigende Macht ſeines Hauſes nur mit Eiferſucht angeſchaut, erblickten jetzt in dieſem Hauſe einen Schutzgeiſt der beſtehenden Verfaſſung des deutſchen Reiches. Ueberall nannte man Friedrich „den Großen“, ja, um ihn von den Andern, denen die Geſchichte einen ſolchen Beinamen ertheilt, zu unterſcheiden, „den Einzigen“. Das bairiſche Volk vornehmlich verehrte ihn als den Begründer ſeiner Selbſtändigkeit. In den bairiſchen Bauerhäuſern ſah man fortan ſein Bildniß neben dem des heiligen Corbinian, des Schutzheiligen von Baiern; oft brannte unter beiden Bildern Eine Lampe. So fand es einſt ein öſterreichiſcher Offizier in einem bairiſchen Dorfe; er fragte, was das bedeute. Der Wirth gab zur Antwort: „Dieſer da iſt der Baiern Schutzpatron im Himmel; und dieſer hier, Friedrich, der Preußenkönig, iſt unſer Schutzpatron auf Erden. Beide ſind unſre Heiligen; und vor Heiligen brennen wir, als gute Katholiken, Lichter.“

Und noch ein ſchöner Zug ſchließt ſich dem bairiſchen Erbfolgekrieg an. Als Friedrich im Frühjahr 1779 erfuhr, daß die Einwohner des Strichs von Böhmen, den ſeine Armee im vorigen Jahre beſetzt und verheert hatte, in äußerſter Verlegenheit ſeien, da es ihnen durchaus an Saatkorn mangle, ſo öffnete er ihnen ſeine an der Grenze befindlichen Magazine. Sie konnten aus denſelben, wie es ihnen am Gelegenſten war, entweder für ſehr mäßigen Preis Getreide kaufen, oder auch geborgt erhalten, um es nach der Aerndte durch neue Frucht wieder zu erſetzen. —

Nach ſolchen Vorgängen erſcheinen die letzten Jahre von Friedrich's politiſcher Thätigkeit, trotz all der neuen, mannigfach verſchiedenen Lebens- und Entwickelungsmomente, die er um ſich her emporſprießen ſah, von eigenthümlichem Glanze verklärt. Ehrerbietig horcht man überall den weiſen Lehren, den Worten der Mäßigung und Billigkeit, die er in das lebhafte, ſich löſende oder neu verwirrende Getriebe des Völkerverkehrs hinausſendet; begierig ſtrebt man, den eignen Entſchlüſſen durch das Gewicht ſeines Namens größern Nachdruck zu geben. So ließ es ſich Rußland, obgleich deſſen Intereſſe von dem preußiſchen ſchon wiederum abgewendet war, und obgleich Friedrich keine Flotte zur Dispoſition hatte, ſehr angelegen ſein, ihn zum Beitritt zu der bewaffneten Seeneutralität zu vermögen, nur damit durch ſeine bloße Erklärung die Verbindung einen um ſo größern Einfluß erhalte. Er trat im Jahre 1781 bei. — Bei den Irrungen, die in Holland zwiſchen dem Statthalter (dem Gemahl ſeiner Nichte) und den ſogenannten Patrioten entſtanden waren, ſuchte er nach beiden Seiten hin begütigend zu wirken, ohne aber anders als durch das Wort ſich in die Angelegenheiten des fremden Volkes zu miſchen. Dem Statthalter ſchrieb Friedrich, er möge ſich vor Allem die Achtung und das Vertrauen der Nation zu erwerben ſuchen. „Mit dieſen," ſetzte er hinzu, „werden Sie, gleich Ihren großen Vorfahren, von denen abzuſtammen auch ich mir zur Ehre rechne, Anſehen und Einfluß in alle Geſchäfte genug haben." — Die ehrenvollſte Anerkennung ward Friedrich von Seiten der nordamerikaniſchen Freiſtaaten zu Theil, die im Jahre 1783 in die Reihe der unabhängigen Staaten eingetreten waren. Sie wünſchten möglichſt ausgebreitete

Digitized by Google

Handelsverbindungen mit Europa zu unterhalten und mit den verſchiedenen Mächten Tractate abzuſchließen, durch welche den Grundſätzen der Seeneutralität möglichſt weite Ausdehnung gegeben und den unſeligen Folgen unvermeidlicher Kriege möglichſt enge Schranken geſetzt würden. Friedrich ward von ihnen zu ſolcher Verbindung aufgefordert: „als derjenige Regent, welcher dazu gemacht ſei, hierin allen andern ein Beiſpiel zu geben.“ Friedrich ſtimmte dem Antrage unverzüglich bei, und Franklin, Adams und Jefferſon ſchloſſen mit dem preußiſchen Geſandten im Haag, von Thulemeyer, im Jahre 1785 das Bündniß, deſſen auf geläuterte Humanität gegründete Beſtimmungen eins der ruhmwürdigſten Denkmäler der Geſchichte ſind.

In demſelben Jahre endlich ſtiftete Friedrich den deutſchen Fürſtenbund, der dasjenige, was er durch den bairiſchen Erbfolgekrieg erſtrebt, auf eine umfaſſende Weiſe vollendete. Joſeph, ſeit dem Jahre 1780, da ſeine Mutter geſtorben war, Alleinherrſcher von Oeſterreich, hatte nicht aufgehört, die Furcht der deutſchen Reichsſtände, daß er nach einer allmäligen Umwandlung der Reichsverfaſſung ſtrebe, rege zu erhalten. Das Schlimmſte glaubte man befürchten zu müſſen, als er auf's Neue Anſtalten machte, den Erwerb Baierns, den er im Frieden von Teſchen aufgegeben, auf eine, zwar minder gewaltthätige Weiſe zu erringen, und als ſowohl Rußland wie Frankreich jetzt ihre Zuſtimmung zu dem neuen Plane gaben. Karl Theodor, der Kurfürſt von Pfalzbaiern, erhielt den Antrag, die bairiſchen Lande gegen die öſterreichiſchen Niederlande, mit Ausſchluß von Luxemburg und Namur, und gegen eine Summe von drei Millionen für ihn und ſeine Lehenserben an den Kaiſer zu vertauſchen. Die Nachricht hievon ward dem Herzog von Zweibrücken, im Januar 1785, durch einen ruſſiſchen Abgeordneten mit dem Bedeuten überbracht, daß Rußland und Frankreich den Tauſch gebilligt hätten und daß derſelbe, auch wenn der Herzog ſich weigere, gleichwohl vor ſich gehen würde. Die Sache erregte ſofort das größte Aufſehen; nicht nur war der Tauſch für das bairiſche Haus allzu unvortheilhaft: man hielt ſich auch für überzeugt, daß Oeſterreich nach ſolchem Schritte nur immer weiter um ſich greifen werde; man ſprach davon, daß auch dem Herzoge von Württemberg ein ähnlicher Antrag gemacht ſei, indem

Digitized by Google

ihm Modena für ſein väterliches Erbe ſei geboten worden; man ſah im Geiſte ſchon alle kleinen Fürſten Süddeutſchlands der öſterreichiſchen Oberhoheit unterworfen. Der Herzog von Zweibrücken proteſtirte; er wandte ſich wiederum an Friedrich, der alsbald dem ruſſiſchen Hofe nachdrückliche Vorſtellungen über das ungeſetzmäßige Verfahren des Kaiſers machte, und Katharina ſah ſich nun zu der Erklärung bewogen, ſie habe den ganzen Plan nur gebilligt, ſofern von einem freiwilligen Tauſche die Rede geweſen ſei. Von Frankreich erfolgte dieſelbe Erklärung. So ſah ſich denn auch Joſeph genöthigt, die Sache fallen zu laſſen und gleichfalls die Erklärung abzugeben, daß er an einen erzwungenen Tauſch nie gedacht habe.

Aber die Gemüther waren einmal im höchſten Grade erregt, und es ſchienen fortan entſchiednere Maßregeln nöthig, um die kleineren Fürſten des Reiches gegen Oeſterreichs Uebermacht zu ſchützen. Friedrich hatte dies, in weiſer Ueberſicht der Verhältniſſe, bereits vorausbedacht. Schon im vorigen Jahr hatte er ſeinen Miniſtern den Plan vorgelegt, eine engere Verbindung der deutſchen Reichsſtände, ähnlich, wie dergleichen ſchon in früheren Jahrhunderten geſchehen war, zu Stande zu bringen. Der bairiſche Tauſch beſchleunigte jetzt die Ausführung dieſer Idee. Sachſen und Hannover wurden zunächſt zu einer Verbindung aufgefordert, welche dazu dienen ſollte, die Gerechtſame der Stände des deutſchen Reichs und überhaupt die Verfaſſung deſſelben unverletzt zu erhalten. Schon am 23. Juli kam dieſe Verbindung zu Stande; und ſehr ſchnell, zum Theil unaufgefordert, ſchloß ſich nun auch der bei weitem größere Theil der übrigen Regenten Deutſchlands an.

So hatte Friedrich, kurz vor dem Ziele ſeiner irdiſchen Bahn, ſeinem Staate und dem geſammten deutſchen Vaterlande durch den deutſchen Fürſtenbund das edelſte Vermächtniß, die Bürgſchaft innerer Kraft und fortdauernden Friedens, geſtiftet, — — ſoweit menſchliche Vorausſicht für die Schickſale der Völker Bürgſchaft leiſten kann! Daß mit ſeinem Leben wiederum eine Periode geſchichtlicher Entwickelung abgelaufen war, daß in wenig Jahren die ungeheuerſte Erſchütterung aller europäiſchen Staaten erfolgen, daß die Verhältniſſe der Fürſten und der Völker eine ganz neue Geſtalt annehmen ſollten, konnte damals Keiner

Digitized by Google

ahnen. Friedrich hatte ſein irdiſches Thun zum ſchönſten Schluſſe gebracht; er durfte mit Ruhe und Zufriedenheit ſein Auge ſchließen.

Aber ehe wir uns ſeinen letzten Augenblicken zuwenden, haben wir noch ſein Wirken im Innern ſeines Staates, ſeit er die Wunden des ſiebenjährigen Krieges zu heilen begonnen, und den ſtillen Verkehr ſeines Hauſes zu betrachten.

Zweiundvierzigſtes Capitel.

Friedrich's innere Regierung ſeit dem ſiebenjährigen Kriege.

Die Verwaltung ſeines Staates führte Friedrich in den letzten Jahrzehnten ſeines Lebens, ſeit der glorreichen Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, in derſelben Weiſe fort, wie er ſie in den glücklichen Jahren vor dem verheerenden Kriege begonnen hatte. Die Stunden des Tages waren fortan mit derſelben Pünktlichkeit zwiſchen den Pflichten des höchſten Berufes und zwiſchen der Muße des Weiſen getheilt; das Jahr verfloß nach denſelben Abſchnitten, indem er theils von ſeinem ſtillen Landhauſe aus den allgemeinen Gang der Dinge lenkte, theils an Ort und Stelle alles Einzelne mit ſcharfem Blick prüfte. Bis zur Stunde ſeines Todes war ſein Geiſt es, der den Organismus ſeines vielgegliederten Staates belebte, war ſeine Hand es, die alle Fäden der Regierung zuſammenhielt und lenkte.

Indeß tritt uns, indem wir den allgemeinen Charakter dieſer fortgeſetzten landesväterlichen Thätigkeit des großen Königs betrachten, zunächſt eine Anſchauungsweiſe entgegen, die unſrer Zeit bereits fremd geworden iſt, die wir uns jedoch klar machen müſſen, um ein unbefangnes Urtheil zu bewahren. Friedrich ſteht an der Schwelle der neuen Zeit. Er gab dem Gedanken des Menſchen eine Freiheit, die zu jener Zeit ohne Beiſpiel geweſen war; er gewährte jedem ſeiner Unterthanen eine unbedingt gleiche Geltung vor dem Stuhle des Rechts. Aber es ſind im Weſentlichen eben nur dieſe allgemeineren Verhältniſſe, durch welche er dem

Digitized by Google

neuen Geiſte Bahn brach; in der Geſtaltung des Einzelnen fand er es für gut, noch die gemeſſenen Schranken beſtehen zu laſſen, die er vorgefunden hatte, ihre Linien ſogar noch feſter zu ziehen, und der Thätigkeit ſeiner Unterthanen die Richtungen vorzuzeichnen, in denen ſie ſich bewegen ſollte. Hierin mag ihn vornehmlich der Umſtand beſtärkt haben, daß bereits durch die Bemühungen ſeines Vaters ein Mechanismus in dem ganzen Körper des Staates ausgebildet war, deſſen Vorzüge vielleicht ſchwer durch eine andre Geſtaltung der Dinge zu erſetzen waren, und daß gerade ein ſolcher Mechanismus günſtig ſchien, um der Ueberlegenheit ſeines eignen Geiſtes freien Spielraum zu gewähren. In ſolcher Weiſe konnte er eine großartige Selbſtherrſchaft üben, wie die Geſchichte kein zweites Beiſpiel kennt. In den ſpäteren Jahren ſeines Lebens trat, wie es einmal in der Natur des Menſchen begründet iſt, dieſe Richtung ſchärfer hervor als früher; aber wenn auch manche Hemmniſſe in der freiern Entwickelung der Kräfte ſeines Volkes dadurch bedingt waren, ſo hat er dieſem Uebelſtande gleichwohl durch den hohen Sinn, mit dem er fort und fort ſeine Regierung führte, durch die außerordentlichen Unterſtützungen, die er nach allen Seiten hin ſpendete, um das Begonnene zu fördern, durch den reinen Willen, der nur das Gedeihen des Staates im Auge hatte, auf's Glücklichſte entgegengearbeitet.

So erklärt es ſich zunächſt, daß er den Unterſchied der Stände entſchieden feſthielt und daß er über demſelben, als die veränderten Verhältniſſe in der ſpäteren Zeit ſeiner Regierung manche Löſung des Althergebrachten wünſchenswerth erſcheinen ließen, nur mit vermehrter Sorge wachte. Adel, Bürger und Bauern ſollten, ein jeder in ſeinem abgeſchloſſenen Berufe, für das Beſte des Staates arbeiten; keiner von ihnen ſollte in die Gerechtſame des andern eingreifen. Der Adel ſollte ſeine Stellung als erſter Stand behaupten; er ſollte ausſchließlich dazu dienen, die ehrenvollſten Aemter des Staates und beſonders die Offizierſtellen der Armee zu beſetzen; dieſem höheren Beruf zu genügen, ſollte er ſeine Gedanken von der Richtung auf gemeinen Erwerb unentweiht erhalten, ſollte ſeine Kraft allein durch den großen Grundbeſitz getragen werden. Da aber der Adel ſchon gar ſehr in Verfall gerathen war und Vielen ein einträgliches Gewerbe behaglicher geweſen wäre, als der Beſitz von

Digitized by Google

Ländereien, mit denen ſie nichts anzufangen wußten, ſo ward Alles gethan, um ſie, ſelbſt wider ihren Willen, in ſolchem Beſitz zu erhalten und ſie zu einer zweckmäßigen Bewirthſchaftung deſſelben zu vermögen. Dem Verkauf der Rittergüter an Bürgerliche ward alle mögliche Schwierigkeit in den Weg gelegt, endlich ward er ganz verboten. Auf die Verbeſſerung der adeligen Güter wurden anſehnliche Summen verwandt, die der König bereitwillig hergab; von der größten Bedeutung aber und von beſonders günſtigem Einfluſſe auf die wankenden Umſtände des Adels war die Stiftung der landſchaftlichen Creditſyſteme, die Friedrich in dieſer ſpäteren Zeit in's Leben rief und durch welche für die Gelder, die auf die Güter einer beſondern Provinz erhoben wurden, fortan die ganze Landſchaft bürgte, ſo daß der geſunkene Credit raſch und lebendig emporgebracht wurde. Noch mancherlei andre Anſtalten, unter denen beſonders Cadettenhäuſer und Ritterakademien anzuführen ſind, richtete Friedrich zum Beſten des Adels ein.

Bei ſolcher Geſinnung mußte ihm natürlich die Verbeſſerung des Ackerbaues ſehr am Herzen liegen, und er hat auch dafür nach Kräften und mit reifer Einſicht gewirkt. Hiebei ließ er ſich mit ganz beſondrer Theilnahme auf die perſönlichen Verhältniſſe der letzten ſeiner Unterthanen, des Bauernſtandes, ein, indem er der Meinung war, daß die Entfernung dieſes Standes vom Throne, wie ſie eben in jenen kaſtenartigen Unterſchieden begründet war, nur durch das eigne Auge des Landesvaters ausgeglichen werden könne. Doch wagte er es nicht, obgleich er keine wirkliche Leibeigenſchaft in ſeinen Staaten duldete, die Bauern aus den mannigfach abhängigen Verhältniſſen zu ihren adligen Gutsherren zu löſen, indem er hiedurch die vorhandenen Vorrechte der letztern hätte antaſten müſſen. So konnte denn auch der Ackerbau nicht zu der erwünſchten Blüthe emporgeführt werden. Was in dieſer Beziehung mangelhaft blieb, ſuchte Friedrich durch die Einführung zahlreicher Koloniſten aus der Fremde, denen die wüſt liegenden Ländereien übergeben wurden und die ſich der mannigfachſten Unterſtützung erfreuten, zu bewirken. Faſt nichts gab ſeinem Geiſte eine ſolche Befriedigung, als wenn er Wüſten in blühende Gegenden umgewandelt hatte und nun auf dieſen ein reges Leben entfaltet ſah. Unermeßliche Sum-

Digitized by Google

men hat er hierauf im Laufe ſeiner Regierung verwandt. In allen Provinzen ſeines Staates ließ er, wie er es bereits vor dem ſiebenjährigen Kriege im Oderbruch begonnen, Moräſte und Seen entwäſſern, durch Dammbauten gegen die Gewalt der Fluthen beſchützen, Sandſchollen befeſtigen und zu der Erzeugung von Pflanzen geſchickt machen. Um alle, auch die geringfügigſten Einzelheiten kümmerte er ſich bei dieſen neuen Anlagen; manche Geſpräche, die er darüber auf ſeinen Reiſen mit den Beamten geführt und die man aufgezeichnet hat, geben hierüber intereſſante Zeugniſſe. Noch heute danken ihm viele reiche Fluren des preußiſchen Staates ihr Daſein. Ein ſehr tüchtiger Mann, von Brenckenhoff, deſſen Verdienſte er in dem kleinen deſſauiſchen Lande kennen gelernt hatte, ſtand ihm in dieſen großartigen Bemühungen erfolgreich zur Seite.

Ebenſo, wie Adel und Bauern, blieb auch der Bürgerſtand in ſich abgeſchloſſen und durch die mittelalterlichen Zunftverhältniſſe beengt. Auch ihm ward die beſtimmte Richtung und Thätigkeit, mit welcher er in den Organismus des Staates einzugreifen habe, vorgeſchrieben. Beſonders ließ es ſich Friedrich angelegen ſein, das Fabrikweſen zu begünſtigen, damit auf ſolche Weiſe die Bedürfniſſe des Volkes im eignen Lande erzeugt, das Erworbene im Lande behalten und zugleich auch die Einwohnerzahl ſoviel als möglich vermehrt würde. In jeder Weiſe und mit Aufopferung der größten Summen, ſowie durch hohe Beſteuerung der fremden Waaren, ſuchte er neue Unternehmungen ſolcher Art zu unterſtützen, und er hatte ſich, wenigſtens im Einzelnen, manches glücklichen Erfolges zu erfreuen. Vorzügliches Gedeihen hatte die große Porzellanfabrik von Berlin, deren Erzeugniſſe bald denen der ſächſiſchen Fabriken zur Seite ſtanden. Friedrich hatte für dieſe Porzellanarbeiten eine beſondre Liebhaberei; die Fabrik in Aufnahme zu bringen, ließ er in ihr große Tiſch-Service anfertigen und bediente ſich dieſer zu Geſchenken. Ehe die Fabrik in Aufnahme kam, machte er, um den Juwelieren Beſchäftigung zu geben, die meiſten Geſchenke mit Doſen und Ringen. Wenn er zum Carneval nach Berlin ging, ſo nahm er eine ziemliche Anzahl ſeiner koſtbaren Doſen in zwei Kaſten mit, welche durch den langen Sandweg gewöhnlich von einem der beiden Dromedare ge-

tragen wurden, die ihm der General Tſchernitſchef überbracht hatte, als er im ſiebenjährigen Kriege mit ſeinem Armeecorps zu den Preußen geſtoßen war. — Ebenſo war Friedrich fort und fort bemüht, auch den Handel, wie alle Zweige des Erwerbs, durch verſchiedne Einrichtungen in Aufnahme zu bringen, namentlich durch die vermehrte Anlage bedeutender Waſſerſtraßen, unter denen beſonders der Bromberger Kanal, welcher die Oder mit der Weichſel verbindet, von Bedeutung iſt.

Nach allen Richtungen hin ſuchte der unermüdliche König, ob auch die Laſt der Jahre allgemach ſchwer zu tragen ward, Betriebſamkeit und eifrige Regung der Kräfte zu verbreiten, allenthalben ſuchte er, wo Elend und Verfall drohte, zu ſteuern und die ſinkenden Kräfte emporzuhalten. Von ſeinem hohen Wohlthätigkeitsſinne und von der Weisheit, durch welche derſelbe begleitet ward, bewahrt die Geſchichte eine Reihe von Zeugniſſen, die auch das ſtumpfſte Gemüth zur Bewunderung und Verehrung hinreißen. Er ſammelte in den fruchtbaren Jahren mit umſichtiger Sorgfalt ein, um in den Jahren des Mangels ſein Volk vor dem Hunger zu bewahren. So waren im Jahr 1770 und zunächſt vorher die Aerndten überall äußerſt ergiebig geweſen, an manchen Orten ſo bedeutend, daß man das Getreide nicht aufzuſpeichern vermochte und auf dem Felde verderben ließ. Friedrich aber hatte ſeine großen Magazine reichlich gefüllt; und als nun auf dieſe Zeit, in den Jahren 1771 und 1772, furchtbarer Mißwachs folgte, da konnte er ſeine Kornſpeicher öffnen, das Geſammelte zu wohlfeilen Preiſen verkaufen und den Dürftigſten umſonſt geben. Viele Tauſende ſtarben in den Nachbarländern des entſetzlichſten Hungertodes: in Preußen erlag Keiner dem Hunger oder deſſen Folgen; vielmehr konnte auch noch den großen Schaaren der Fremden, die in Preußen Hülfe ſuchten, Unterſtützung gereicht werden. Von dieſer Zeit an erkannte man es, daß Friedrich ebenſo weiſe als Regent, wie groß als Feldherr ſei.

Als die Stadt Greiffenberg in Schleſien, durch ihren Leinwandhandel ausgezeichnet, im Jahre 1783 abgebrannt war, gab Friedrich anſehnliche Baugelder, ſo daß die unglückliche Stadt ſchnell wieder aufgebaut werden konnte. Die Bürger ſandten ihm im folgenden Jahre, als er auf ſeiner ſchleſiſchen Reiſe ſich in Hirſchberg aufhielt, eine Depu-

tation, ihm ihren Dank auszuſprechen. Friedrich ſaß mit dem Prinzen von Preußen und zwei Adjutanten an der Tafel, als die Deputirten eintraten. Der Sprecher ſagte zu ihm: „Ew. Königlichen Majeſtät ſtatten wir im Namen der abgebrannten Greiffenberger den allerſubmiſſeſten Dank ab für das zur Aufbauung unſrer Häuſer allergnädigſt verliehene Gnadengeſchenk. Freilich iſt der Dank eines Staubes, wie wir ſind, ganz unbedeutend und ein Nichts. Wir werden aber Gott bitten, daß er Ew. Majeſtät für dieſes königliche Geſchenk göttlich belohne.“ Hier ſtiegen dem alten Könige Thränen in's Auge, und er ſagte die ewig denkwürdigen Worte: „Ihr habt nicht nöthig, Euch dafür bei mir zu bedanken. Es iſt meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen: dafür bin ich da!“

Auch fuhr Friedrich fort, durch verſchiedene Bauten ſowohl müßige Hände zu beſchäftigen, als ſeinen Reſidenzen ein immer würdevolleres Anſehen zu geben. Zu den Prachtbauten ſeiner ſpäteren Zeit gehören das Bibliothekgebäude und die koloſſalen Gensdarmenthürme zu Berlin. Der Bau der letzteren wurde 1780 begonnen und ſchnell emporgeführt. Der eine dieſer Thürme, der zu der ſogenannten deutſchen Kirche gehörige, ſtürzte bereits im nächſten Jahre, bei nächtlicher Weile, zuſammen; aber ebenſo rüſtig wurde der Bau von Neuem begonnen und das mächtige Werk im Jahre 1785 vollendet.

Für die Bildung des Volkes durch Schulen hat Friedrich wenig Umfaſſendes und Durchgreifendes gethan, und man hat dies als einen Hauptmangel ſeiner Regierung herausgeſtellt. In der That iſt es ſo; aber indem Friedrich zugleich alle Beſchränkung des Gedankens und allen Gewiſſenszwang aus ſeinen Landen fern hielt, ward gleichwohl dem wiſſenſchaftlichen Beſtreben eine Bahn eröffnet, welche in kurzer Friſt zu den ſchönſten Reſultaten führte und welche, wenn auch erſt allmälig und in ſpäterer Zeit, ſchon von ſelbſt eine gewiſſe Bildung über die Geſammtmaſſe des Volkes verbreiten mußte. Dieſelben Grundſätze der kirchlichen Duldung, wie in ſeinen früheren Jahren, übte Friedrich auch in der ſpäteren Zeit ſeines Lebens aus. Wie frei auch er ſelber dachte, ſo ſtörte er doch Keinen in ſeiner religiöſen Ueberzeugung. Selbſt unter ſeinen nächſten Freunden befanden ſich mehrere von ſtreng kirch-

Digitized by Google

licher Geſinnung, den verſchiedenen Confeſſionen zugethan; Friedrich ließ ſie ruhig gewähren und wußte ſie nur, wegen der feſten Ueberzeugung, die ſie einmal gewonnen hatten, zu beneiden. Unſchuldigen Schwärmern, ſo lange ſie nur von ihrer Seite nicht das Gebot der Toleranz überſchritten, legte er keine Hinderniſſe in den Weg. Die zahlreichen Katholiken Weſtpreußens fanden dieſelbe Anerkennung wie die Katholiken in Schleſien. Ja, Friedrich ging mit dieſen Maßregeln ſoweit, daß er ſelbſt den Jeſuitenorden, nachdem derſelbe durch päpſtlichen Befehl aufgehoben war, in Schleſien noch mehrere Jahre fortbeſtehen ließ, indem er den Werth dieſes Ordens für die Bildung der katholiſchen Geiſtlichen, die er vor der Hand durch kein beſſeres Mittel zu erſetzen wußte, wohl anerkannte. So wurde auch die Bücher-Cenſur im Allgemeinen mit größter Milde gehandhabt. Beſonders gegen Satiren auf ſeine eigne Perſon erwies ſich Friedrich, königlichen Sinnes, äußerſt nachſichtig. Als die Wiener es mißdeuteten, daß man einem Berliner Kalender mit Darſtellungen aus dem Don Quichote das Bildniß Kaiſer Joſeph's vorgeſetzt hatte, befahl Friedrich, man möge für den nächſten Kalender noch lächerlichere Gegenſtände erſinnen und ſein eignes Bildniß voranſtellen; dies geſchah auch, und man wählte dazu den raſenden Roland.

Mit höchſtem Eifer aber ſorgte Friedrich bis an den Abend ſeines Lebens für eine umfaſſende und parteiloſe Rechtspflege. Darüber ſchrieb er einſt, im Jahr 1780, an d'Alembert: „Urſprünglich ſind die Regenten die Richter des Staates; nur die Menge der Geſchäfte hat ſie gezwungen, dieſes Amt Leuten zu übertragen, denen ſie das Fach der Geſetzgebung anvertrauen. Aber dennoch müſſen ſie dieſen Theil der Staatsverwaltung nicht zu ſehr vernachläſſigen, oder wohl gar dulden, daß man ihren Namen und ihr Anſehen dazu mißbraucht, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Aus dieſem Grunde bin ich benöthigt, über diejenigen zu wachen, denen die Handhabung der Gerechtigkeit übertragen iſt; denn ein ungerechter Richter iſt ärger als ein Straßenräuber. Allen Bürgern ihr Eigenthum ſichern und ſie ſo glücklich machen, als es die Natur des Menſchen geſtattet, dieſe Pflicht hat ein jeder, der das Oberhaupt einer Geſellſchaft iſt, und ich beſtrebe mich, dieſe Pflicht auf's

Beſte zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch ſonſt, den Plato, Ariſtoteles, die Geſetze des Lykurg und Solon geleſen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philoſophen, das iſt wahre Philoſophie." — Friedrich war in dieſem Beſtreben um ſo eifriger, als die frühere Juſtizreform, bei der Schnelligkeit, mit der ſie ausgeführt war, noch mancherlei Uebelſtände zurückgelaſſen hatte und er die Abſtufungen der verſchiedenen Stände keinesweges bis auf den Spruch des Rechtes ausgedehnt wiſſen wollte. Im Gegentheil trieb ihn ſeine landesväterliche Sorgfalt, ſich gerade ſeiner niedrig geſtellten Unterthanen gegen die höheren, bei denen möglicher Weiſe mancherlei Einfluß auf das richterliche Urtheil vorausgeſetzt werden konnte, vorzugsweiſe anzunehmen; jedem ſeiner Unterthanen hatte er es freigeſtellt, ſich unmittelbar an ihn zu wenden. Dies gab ihm das innigſte Zutrauen von Seiten des Volkes. Aber auch mancher unbegründete Einſpruch gegen die Urtheile des Gerichts kam auf dieſe Weiſe vor ihn; und da überhaupt im Laufe der Jahre alte und neue Mißbräuche in den Rechtsangelegenheiten ſichtbar geworden waren, ſo dienten jene Klagen der Niederen oft nur dazu, ihn gelegentlich gegen die Richter mit Mißtrauen zu erfüllen. Eine kleine Begebenheit gab den Anlaß, daß dieſes Mißtrauen auf eine unerwartet heftige Weiſe hervorbrach; aber ſie bewirkte zugleich eine neue, äußerſt wohlthätige Reform.

Ein Müller, Namens Arnold, beſaß in der Neumark eine Mühle, für welche er dem Grafen von Schmettau einen jährlichen Erbpacht zu bezahlen hatte. Hiemit blieb er im Rückſtande, unter dem Vorwande, daß ihm durch die Anlage eines Teiches, den ein andrer Gutsherr, Landrath von Gersdorff, oberhalb der Mühle graben laſſen, das nöthige Waſſer genommen ſei. Graf Schmettau klagte endlich den Säumigen aus, und die Mühle wurde auf gerichtlichem Wege verkauft. Der Müller führte nun vielfache Beſchwerde, wurde aber ſtets, weil ſeine Klage, den beſondern Verhältniſſen gemäß, ganz unſtatthaft ſei, abgewieſen. Er wandte ſich nunmehr zu wiederholten Malen unmittelbar an den König, bis dieſer die Sache durch einen Offizier unterſuchen ließ, den er für unparteiiſch hielt, der aber, die Verhältniſſe nicht eben genau unterſuchend, die Angelegenheit zu Gunſten des Müllers dar-

Digitized by Google

ſtellte. Es erfolgten noch weitere gerichtliche Unterſuchungen, die indeß wiederum bei dem bisherigen Urtheil ſtehen blieben. Friedrich, eingenommen durch den Bericht jenes Offiziers und unwillig, daß dem Armen ſein Recht ſo lange vorenthalten bleibe, übergab endlich die Sache dem Kammergericht zu Berlin, mit dem Befehl, den Proceß ſchleunig zu beenden. Doch auch das Kammergericht fand nur, daß das Urtheil zu beſtätigen ſei. Nun glaubte Friedrich, daß man nur den Adligen zu Gunſten Recht geſprochen habe und daß man die vermeinte Unabhängigkeit der richterlichen Würde auch gegen ihn zu behaupten ſuche; er beſchloß, gewaltig durchzugreifen und ein Beiſpiel der Warnung für gewiſſenloſe Richter aufzuſtellen. Es war im December 1779. Der Großkanzler von Fürſt und drei Räthe des Kammergerichts erhielten Befehl, vor ihm zu erſcheinen. Sie fanden ihn in ſeinem Zimmer, am Chiragra leidend. Hier hielt er ihnen mit heftigen Worten ihr Benehmen vor, ſo wie es ihm erſchienen war. „Sie müßten wiſſen," ſagte er, „daß der geringſte Bauer und Bettler ebenſowohl ein Menſch ſei, wie der König. Ein Juſtiz-Collegium," fügte er hinzu, „das Ungerechtigkeiten ausübt, iſt gefährlicher und ſchlimmer wie eine Diebsbande: vor der kann man ſich ſchützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Juſtiz gebrauchen, um ihre übeln Paſſionen auszuführen, vor denen kann ſich kein Menſch hüten; die ſind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt ſind, und meritiren eine doppelte Beſtrafung." Den Großkanzler entließ er mit harten Ausdrücken und mit der Erklärung, daß er ſeines Dienſtes nicht weiter bedürfe und daß ſeine Stelle ſchon wieder beſetzt ſei; die drei Räthe wurden in das Stadtgefängniß gebracht. Sodann ward dem Criminalſenate des Kammergerichts eine Unterſuchung über die verſchiedenen richterlichen Collegien, die bisher in dieſer Sache geurtheilt hatten, übertragen; doch der Senat erkannte auf ihre Unſchuld. Friedrich aber beſtimmte aus eigner Machtvollkommenheit, daß jene Räthe des Kammergerichts und mehrere andre Juſtizbeamte caſſirt, mit einjähriger Feſtungsſtrafe belegt werden und allen Schaden des Müllers erſetzen ſollten.

Der ganze Vorfall, beſonders aber das durch königlichen Machtſpruch erfolgte Urtheil, erregte außerordentliches Aufſehen. In fernen

Digitized by Google

Ländern pries man die unnachſichtige Rechtspflege des Königs, die ſorgſam auch über dem Wohl des Geringſten ſeiner Unterthanen wache. In der Nähe hatte das unerwartete Ereigniß zwar viele Gemüther auf's Tiefſte erſchüttert; man mußte die unglücklichen Opfer innig bedauern, aber man erkannte zugleich die hehre Abſicht und durfte ſich der freudigen Zuverſicht hingeben, daß aus ſo edlem Willen kein weiteres Uebel hervorgehen könne. Auch war man der Geſinnung des Königs zu gewiß, als daß man in ſclaviſcher Furcht ſeine Meinung über das Ereigniß unterdrückt hätte. Alles eilte, dem abgeſetzten Großkanzler ſein Beileid zu bezeigen; die Wagenreihen der Beſucher waren ſo aufgefahren, daß ſie geradezu aus den Fenſtern des königlichen Schloſſes geſehen werden mußten. Wenige Tage zuvor war ein neuer öſterreichiſcher Geſandter angekommen und hatte eine Wohnung in der Nähe des abgeſetzten Großkanzlers bezogen; als er das Gedränge der Beſucher wahrnahm, äußerte er: „In andern Ländern eilt man zu den Miniſtern, die neu angeſtellt ſind; hier, wie ich ſehe, zu dem, der ungnädig entlaſſen worden.“ Ebenſo wurde auch den nach der Feſtung abgeführten Räthen von allen Seiten Theilnahme bezeigt und mannigfach für die Erleichterung ihres Schickſals geſorgt. Friedrich hinderte das Alles auf keine Weiſe; und ſo dürften in der That nur wenig Züge zu finden ſein, die, — rückſichtlich der Begeiſterung, welche das Volk für ſeinen König hegte, — für die Würde dieſes Verhältniſſes ein ehrenvolleres Zeugniß geben könnten.

An die Stelle des verabſchiedeten Großkanzlers hatte Friedrich den bisherigen ſchleſiſchen Juſtizminiſter von Carmer berufen. Er hatte in dieſem ſchon früher den Mann erkannt, der fähig war, die erwünſchte neue Juſtizreform zu Stande zu bringen. Jetzt erhielt Carmer den Auftrag, ein dem Geiſte der Nation und dem Standpunkte der bürgerlichen Verfaſſung angemeſſenes Geſetzbuch und eine neue Proceßordnung zu beſorgen. Carmer machte ſich an das Werk; er wählte ſich ausgezeichnete Gehülfen zu dieſer Arbeit, ernannte eine beſondre Geſetz-Commiſſion, erweiterte den Antheil an dem großen Geſchäft durch ausgeſetzte Prämien und brachte endlich, nach jahrelanger raſtloſer Mühe, in dem „Allgemeinen Landrecht“ und der „Allgemeinen Gerichtsordnung für die

Digitized by Google

preußiſchen Staaten" ein Geſetzbuch zu Stande, deſſen Gleichen das neuere Europa noch nicht gekannt hatte. Friedrich erlebte die Vollendung dieſes Werkes nicht; aber ihm bleibt die Ehre, von dem Beginn ſeiner Regierung bis in die letzten Jahre ſeines Lebens mit höchſtem und erfolgreichſtem Eifer für eine Angelegenheit gewirkt zu haben, welche die erhabenſte Pflicht des Herrſchers und die Grundbedingung all des Glückes iſt, das der Menſch im geſellſchaftlichen Verbande ſucht.

Dreiundvierzigſtes Capitel.

Friedrich's häusliches Leben im Alter.

Von dem heitern Kreiſe, der ſich in früheren Jahren in Sansſouci bewegt und die Muße des großen Königs verſchönert hatte, war im Verlaufe des ſiebenjährigen Krieges manch Einer geſchieden. Ein großer Theil von Friedrich's Freuden lag bereits, als er nach den Stürmen des Krieges in ſein ſtilles Aſyl zurückzog, im fernen Reiche der Erinnerung. Aber gern gedachte er der glücklichen Zeiten, und gern ließ er ihren Abglanz in die ſtets einſamer werdende Gegenwart herüberleuchten. Seiner verehrten Schweſter, der Markgräfin von Baireuth, weihte er ein eigenthümliches Denkmal. „Mag es Schwachheit oder übertriebene Verehrung ſein," — ſo ſchrieb er im Jahre 1773 an Voltaire, — „genug, ich habe für dieſe Schweſter das ausgeführt, worauf Cicero für ſeine Tullia dachte, und ihr zu Ehren einen Tempel der Freundſchaft errichten laſſen. Im Hintergrunde ſteht ihre Statue, und an jeder Säule iſt ein Medaillon von einem ſolchen Helden befindlich, der ſich durch Freundſchaft berühmt gemacht hat. Der Tempel liegt in einem Bosquet meines Gartens, und ich gehe oft dahin, um an ſo manchen Verluſt und an das Glück zu denken, das ich einſt genoß." — Noch heute giebt der elegante Marmorbau dieſes Freundſchafts-Tempels den ſchönen landſchaftlichen Bildern, die ſich in dem Garten von Sansſouci aneinanderreihen, mehrfach einen charakteriſtiſchen Reiz.

Digitized by Google

In gleicher Weiſe gab Friedrich auch der Erinnerung an die abgeſchiednen Helden, die unter ihm für das Vaterland gekämpft, durch eine Reihe von Denkmälern eine feſte Stätte. Das marmorne Standbild Schwerin's hatte er ſchon während des ſiebenjährigen Krieges beginnen laſſen; im April 1769 wurde daſſelbe auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin aufgeſtellt. In ſpäteren Jahren folgten, auf derſelben Stelle, die Statuen von Seydlitz, Keith (dem Feldmarſchall, der bei Hochkirch gefallen war) und Winterfeldt. Zieten, der wenig Monate vor Friedrich ſtarb, erhielt ſein Denkmal erſt unter dem folgenden Könige, und noch ſpäter ward dieſen Fünfen das Standbild des Siegers von Keſſelsdorf, des Fürſten Leopold von Deſſau, hinzugefügt. So gemahnen die Marmorbilder, die unter den Linden des Wilhelmsplatzes ſtehen, die Nachkommen fort und fort an jene unvergeßliche Zeit.

Bis zur Zeit des bairiſchen Erbfolgekrieges blieben Friedrich indeß noch einige nähere Freunde erhalten, mit denen er der Vergangenheit gedenken und ſich auch noch ſo mancher anmuthigen Blüthe, die der Herbſt des Lebens auf's Neue emporſprießen machte, erfreuen konnte. Marquis d'Argens zwar, der während des ſiebenjährigen Krieges ſo treu an dem Könige gehalten und mit der Schärfe ſeiner Feder für ihn gekämpft hatte, fand ſich, als das gebrechlichere Alter ſich einſtellte, in der rauhen Luft des Nordens nicht mehr behaglich und ſehnte ſich bald nach ſeiner warmen Heimath, nach der ſchönen Provence, zurück. Friedrich mußte ihn ſchon im Jahre 1764 zu einem Beſuch dorthin entlaſſen; da ihm aber der Freund zu lange ausblieb, ſo ſann er auf ein eignes Mittel, ſeine Rückkehr zu beſchleunigen. Er ſetzte, im Namen des Erzbiſchofs von Aix, einen förmlichen Hirtenbrief gegen die Freigeiſter auf, unter denen der Marquis namentlich angeführt ward, und ſandte dieſen in einigen Exemplaren an Perſonen von d'Argens' Bekanntſchaft. D'Argens, nicht gewohnt mit perſönlicher Gefahr zu ſcherzen, meinte, das könne ihm von Seiten fanatiſcher Landsleute eine bedenkliche Begegnung bereiten; nothgedrungen entſchloß er ſich zur Rückreiſe. Doch blieb die Sehnſucht nach der Heimath wach, und auf's Neue bat er Friedrich, ihn zu entlaſſen. Da der König ſich entſchieden weigerte, ſeine Zuſtimmung zu geben, ſo glaubte d'Argens endlich, Friedrich halte

ihn nur deshalb feſt, weil er ſo viele vertraute Briefe, die leicht zu Mißbrauch Anlaß geben konnten, von ſeiner Hand beſitze. Er packte ſie zuſammen und ſandte ſie an Friedrich zurück, mit innig ausgeſprochenem Dank für all die Gnade, die er bei ihm genoſſen, und mit der erneuten Bitte um ſeinen Abſchied. Jetzt gewährte Friedrich, tief gerührt, die Bitte des Freundes. D'Argens erhielt das Packet Briefe uneröffnet wieder; gleichwohl nahm er ſie nicht mit, als er, im Jahr 1769, den gaſtlichen Boden verließ. Bald nachdem er ſeine Heimath erreicht hatte, ſtarb er.

Zwei Andere, Fouqué und der Lord Marſchall Keith, beide hochbetagt, blieben bis an ihren Tod getreu zur Seite des Königs und erfreuten ſich der theilnehmendſten Sorgfalt, mit der Friedrich, ſelbſt ſchon die Beſchwerden des Alters fühlend, ihre letzten Tage zu erheitern ſuchte. Fouqué hatte, nachdem er aus der öſterreichiſchen Gefangenſchaft zurückgekehrt war, dem Kriegsdienſte entſagt, zu deſſen Erfüllung ſeine Kräfte nicht mehr hinreichten; zum Domprobſte in Brandenburg ernannt, nahm er fortan dort ſeine Wohnung, aber mehrfach beſuchte er den König in Sansſouci oder empfing, als er nicht mehr reiſen konnte, deſſen Beſuche in ſeiner ſtillen Zurückgezogenheit. Friedrich ſandte ihm Alles zu, was ihm das Leben noch angenehm und behaglich machen konnte: hundertjährige Weine, die ausgeſuchteſten Früchte ſeines Gartens und andre Dinge für ſeinen häuslichen Bedarf. Um ſeine Spaziergänge in des Freundes Geſellſchaft zu genießen, ließ Friedrich ihn, den ſeine Füße nicht mehr tragen wollten, in einem Seſſel die Treppen herabtragen, in einen eigends dazu verfertigten Wagen ſetzen und durch die Alleen von Sansſouci fahren, während er zu Fuße nebenher ging. Als ſein Gehör ſchwach ward, ſandte er ihm mancherlei Röhren zur Verſtärkung des Schalles. Als ihm ſelbſt das Sprechen ſchwer ward, erfand man eine Maſchine, durch Zuſammenſetzung der Buchſtaben die Worte zu ergänzen, die er nicht ausſprechen konnte, und auch Friedrich bediente ſich dieſer Methode, um ſich mit ihm zu unterhalten. Im Jahr 1774 ſtarb Fouqué.

Noch näher geſtaltete ſich das Verhältniß mit dem Lord-Marſchall Keith, der während des ſiebenjährigen Krieges in wichtigen diplomati-

ſchen Sendungen beſchäftigt geweſen war. Zwar hatte auch dieſen, nach Beendigung des Krieges, das Heimweh nach Schottland zurückgetrieben; aber der Siebzigjährige hatte ſich dort gar vereinſamt gefühlt, und ſo führte ihn ſchon im Jahr 1764 ein ſtärkeres Heimweh nach Sansſouci zurück. Friedrich ließ ihm neben Sansſouci ein Haus bauen und einrichten, über deſſen Eingang Keith die Worte ſetzte: **Fridericus II. nobis haec otia fecit.** Täglich konnte er, ganz nach ſeinem Belieben, um Friedrich ſein und alle Bequemlichkeiten genießen. Er fühlte ſich in dem Landhauſe des großen Königs, das ſcherzweiſe unter den Freunden oft „das Kloſter" genannt ward, ſehr glücklich. „Unſer Pater Abt," pflegte er zu ſagen, „iſt der umgänglichſte Menſch von der Welt." — „Indeß (fügte er hinzu), wenn ich in Spanien wäre, ſo würde ich mich in meinem Gewiſſen verpflichtet achten, ihn bei der heiligen Inquiſition als der Zauberei ſchuldig anzugeben. Denn würde ich wohl, wenn er mich nicht bezaubert hätte, hier verbleiben, wo ich nur das Bild der Sonne ſehe, während ich in dem ſchönen Klima von Valencia leben und ſterben könnte?" — In Valencia hatte Keith früher glückliche Tage verlebt und dort, wie er ſagte, „viele gute Freunde gefunden, beſonders die liebe Sonne." Er blieb Friedrich in unwandelbarer Treue und Offenheit ergeben und hieß allgemein nur „der Freund des Königs." Er ſtarb, 88 Jahre alt, während des bairiſchen Erbfolgekrieges.

Ebenſo erfreute ſich auch der alte Zieten mannigfacher Huld und Theilnahme. Zieten wohnte in Berlin und der König beſuchte ihn allemal, wenn er dahin kam. Einſt war Zieten an Friedrich's Tafel eingeſchlummert; einer der Mitſpeiſenden wollte ihn wecken, aber Friedrich ſagte: „Laßt ihn ſchlafen, er hat lange genug für uns gewacht." Im Jahr 1784, als Friedrich zur Carnevalszeit Berlin beſuchte, erſchien Zieten, ſchon 85 Jahre alt, im Paroleſaal des Schloſſes. Sowie ihn Friedrich bemerkte, trat er auf ihn zu, begrüßte ihn und ſagte: „Es thut mir leid, daß Er ſich die Mühe gegeben hat, die vielen Treppen zu ſteigen; ich wäre gern zu Ihm gekommen. Wie ſteht's mit der Geſundheit?" — „„Die iſt gut, Ew. Majeſtät, mir ſchmeckt noch Eſſen und Trinken, aber ich fühl's, daß die Kräfte abnehmen."" — „Das Erſte hör' ich gern; aber das Stehen muß Ihm ſauer werden." Friedrich be-

Digitized by Google

fahl einen Stuhl herbeizubringen. Zieten weigerte ſich, davon Gebrauch zu machen, verſichernd, er ſei nicht müde; der König aber beſtand darauf, mit den mehrmals wiederholten Worten: „Setz' Er ſich, alter Vater! ſetz' Er ſich, ſonſt geh' ich fort, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Laſt fallen.“ Zieten gehorchte endlich, und Friedrich unterhielt ſich ſtehend noch geraume Zeit mit ihm.

Mit den Entfernten ſetzte Friedrich, wie in früheren Zeiten, einen lebhaften Briefwechſel fort, unabläſſig bemüht, ſeine Gedanken über die wichtigſten Intereſſen des Menſchen auszutauſchen. Vorzüglich iſt unter dieſem Briefwechſel der mit Voltaire und mit d'Alembert ausgezeichnet. Doch auch hier riß der Tod bald neue Lücken. Voltaire ſtarb, wie bereits bemerkt, während des bairiſchen Erbfolgekrieges, gleichzeitig mit dem Lord-Marſchall Keith. D'Alembert's vertrauliche Worte blieben dem Könige bis zum Jahr 1783.

Neben dem Genuß, den die Freunde aus der alten Zeit gewährten, tauchten nach dem ſiebenjährigen Kriege indeß auch noch einige eigenthümliche Freuden geſelligen Verkehrs für den alternden König auf. So ward der Sylveſterabend an ſogenannter „Confidenztafel“ mit einigen Damen, die Friedrich aus jener alten Zeit werth waren, unter dem Vorſitz ſeiner Schweſter, der unvermählten Prinzeſſin Amalie, gefeiert. Da nach althergebrachter Sitte den Frauen am letzten Tage des Jahres die Herrſchaft gebührt, ſo fand eine Jede von ihnen unter ihrer Serviette Krone und Scepter von Zucker, die Süßigkeit ihres Regimentes anzudeuten. Wirth und Gäſte boten an dieſem Abend allen Witz und alle Laune auf, um das Feſt mit Fröhlichkeit zu ſchmücken. Aber auch hier trat nur zu bald der Tod ſtörend hinein. — Noch heiterer entfaltete ſich auf kurze Zeit das Leben um Friedrich, als der Prinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, ſich im Jahr 1765 mit der anmuthigen Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig vermählte. Faſt täglich wurden jetzt einige Offiziere, oft ſchon des Nachmittags, zum Könige eingeladen, auch wenn er auf Sansſouci war; zur Unterhaltung dienten theatraliſche Vorſtellungen, jede Woche war einigemal Tanz nebſt kleinen geſellſchaftlichen Spielen. Der König ſelbſt nahm an dieſen Vergnügungen ſtets lebhaften Antheil. Aber die Ehe war unglücklich; ſie mußte nach eini-

Digitized by Google

gen Jahren ſchon aufgelöſt und die Prinzeſſin vom Hofe entfernt werden. Neue Einſamkeit, durch bittern Unmuth verdüſtert, trat ſchnell an die Stelle des fröhlichen Verkehrs. — Die Prinzeſſin Eliſabeth iſt im höchſten Alter erſt kürzlich (am 18. Februar 1840) zu Stettin geſtorben, die Einzige, die von den Tagen des alten Glanzes von Sansſouci noch aus eigner Theilnahme Kunde zu geben vermochte.

Die Zeit des bairiſchen Erbfolgekrieges, von der ab der Tod mit raſcher Hand die letzten Umgebungen Friedrich's lichtete, bezeichnet auch die Periode, bis zu welcher die muſikaliſchen Genüſſe, die ſo weſentlich zur Erfriſchung ſeines Geiſtes beitrugen, andauerten. Bis gegen dieſe Jahre war des Abends regelmäßig, nach alter Sitte, im Zimmer des Königs Concert. Als ein beſonders merkwürdiges Concert hat man jenes aufgezeichnet, welches im September 1770, als Friedrich in Potsdam den Beſuch der verwittweten Kurfürſtin Antonie von Sachſen empfing, angeordnet wurde: die Kurfürſtin ſpielte den Flügel und ſang; Friedrich, von Quantz begleitet, blies die erſte Flöte, der Erbprinz von Braunſchweig ſpielte die erſte Violine und der Prinz von Preußen das Violoncell. Aber Quantz ſtarb im Jahr 1773, mangelnde Vorderzähne verhinderten Friedrich am Flöteblaſen und ſo fand er, da er die eigne Thätigkeit aufgeben mußte, bald auch im Anhören der Concerte keine Freude mehr.

Allmälig wird es immer einſamer um den König her. Auch von den Gliedern ſeiner Familie verläßt einer nach dem andern, mancher in blühender Jugend, ſeinen Platz. Auf's Tiefſte hatte ihn beſonders der Tod eines geliebten hoffnungsvollen Neffen erſchüttert, des Prinzen Heinrich, jüngern Bruders des Prinzen von Preußen, der im Jahr 1767, zwanzig Jahre alt, ſtarb. Er ſchrieb auf ihn eine Gedächtnißrede, die all ſeine Zärtlichkeit für dieſen Prinzen und alle Trauer über ſeinen Verluſt athmet, und ließ dieſelbe in der Akademie vorleſen. Ueberhaupt hatte er mit ſeiner Familie allmälig immer weniger vertrauten Verkehr. Seine Gemahlin lebte in ihrer ſtillen Zurückgezogenheit, ihre Tage nur durch Wohlthun, wiſſenſchaftliche Beſchäftigung und kindliche Frömmigkeit bezeichnend, ohne Sansſouci je geſehen zu haben. Zuweilen pflegte er des Winters bei ihr im Schloſſe von Berlin zu ſpei-

Digitized by Google

ſen, ohne doch jemals mit ihr zu ſprechen. Das ſeltne Feſt des goldnen Ehejubiläums, das im Jahr 1783 erſchien, wurde nicht öffentlich gefeiert. Doch ſorgte er nach wie vor, ſie in den gebührenden Ehren zu erhalten. Sie ſtarb elf Jahre nach ihm.

Auch zu dem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen, geſtaltete ſich kein näheres Verhältniß. Manche Gründe hatten eine gegenſeitige Kälte veranlaßt. Indeß äußerte Friedrich eine lebhafte Freude, als dem Prinzen, nachdem dieſer zur zweiten Ehe geſchritten, der erſte Sohn, der nachmalige König Friedrich Wilhelm **III.**, am 3. Auguſt 1770 geboren und hiedurch der weiteren Thronfolge eine Bürgſchaft gegeben ward. „Ich wünſche," — ſo ſchrieb er über dies Ereigniß prophetiſchen Sinnes an Voltaire, — „daß dies Kind die Eigenſchaften habe, die es haben muß, und daß es, fern davon, die Geißel des menſchlichen Geſchlechtes zu ſein, vielmehr deſſen Wohlthäter werde." Und an einen andern Freund ſchrieb er: „Ein Ereigniß, das für mich und für mein ganzes königliches Haus ſo wichtig iſt, hat mich mit der lebhafteſten Freude erfüllt; und was mir dieſe Freude noch inniger macht, iſt, daß ſie das ganze Vaterland mit mir theilt. Könnte es einſt auch mit mir die Freude theilen, dieſen jungen Prinzen auf den ruhmvollen Bahnen ſeiner Vorfahren, ſchreiten zu ſehen!" — In ſolcher Weiſe knüpft ſich die ſchickſalsvolle Zukunft unmittelbar an die Tage Friedrich's; und wie er ſelbſt einſt, am Tage ſeiner Taufe, von ſeinem Großvater in das Leben eingeführt ward, ſo trägt er jetzt das nachfolgende Geſchlecht den Worten der Weihe für das Leben entgegen. Ein Bericht über die Taufe des Prinzen Wilhelm, jüngſten Sohnes des Thronfolgers, des nachmaligen Siegers von Laon, giebt uns das Bild einer ſolchen Scene, die freilich, im Gegenſatz gegen die prunkvollen Ceremonien König Friedrich's **I.**, den Charakter einer weſentlich verſchiedenen Zeit offenbart. Es war der 10. Juli 1783, an welchem Prinz Wilhelm zu Potsdam getauft werden ſollte. Das Corps der höhern Offiziere von der Garde hatte ſich vor dem Palais des Prinzen verſammelt und erwartete hier den König. Als dieſer, in Begleitung des Prinzen Friedrich von Braunſchweig, angekommen war, ward er durch den Thronfolger hinaufgeleitet, während die übrige Verſammlung nach-

Digitized by Google

folgte. Vor dem Zimmer der Prinzeſſin befanden ſich die Kinder des Prinzen, den König zu empfangen. Hier ſtand auch ein Tiſch mit einem ſilbernen Taufbecken, zur Seite ein rothes Paradebett, auf welchem der Täufling lag. Dabei ſtanden der Hofprediger, die Amme und ein paar Kammermädchen. Nachdem der König ſich hier etwa eine Minute aufgehalten hatte, ging er in das folgende Zimmer, in welchem die Prinzeſſin von Preußen auf dem Bette ſaß. Nach kurzer Beglückwünſchung kehrte Friedrich wieder in das Taufzimmer zurück; eine der Hofdamen hatte unterdeß den Prinzen von dem Paradebett aufgenommen und legte ihn nun dem Könige, ſobald er an den Tauftiſch trat, in die Arme. Der Geiſtliche verrichtete die Handlung mit wenigen Worten, unter denen der Wunſch, daß der Prinz zur Zierde des königlichen Hauſes aufwachſen möge, die Hauptſache war. Hierauf ging der König wieder zu der Prinzeſſin, um ſich zu empfehlen. Als er wegging, ſtanden die kleinen Prinzen noch im Taufzimmer; ſie küßten ihm die Hand; der zweite, zehnjährige Prinz, — Ludwig, geſtorben 1796, — ſah ſeinen großen Oheim beweglich an. „Was fehlt Ihm?“ fragte ihn der König. „Sein Rock ſteht Ihm wohl nicht mehr an? Nun, ſo ziehe Er nur einen Soldatenrock, wie Sein Bruder, an!“ Der kleine Prinz war über dieſe Erlaubniß außerordentlich erfreut, bedankte ſich und Friedrich ging, von dem Prinzen von Preußen begleitet, hinunter und ſtieg wieder zu Pferde. Das Alles geſchah in ſieben Minuten.

Beſondre Anregung in das Leben von Sansſouci bringen fortan faſt nur noch die, freilich nicht ſeltnen Beſuche ausgezeichneter Reiſenden, die den Mann des Jahrhunderts zu ſehen und ihm ihre Huldigung auszuſprechen kommen. Viele ausgezeichnete Namen ſind unter dieſen Beſuchern aufbewahrt. Wir nennen nur zwei von ihnen: La Fayette und Mirabeau. Der letztere wurde dem Könige am 25. Januar 1786 vorgeſtellt. So knüpft ſich auch hier alte und neue Zeit zuſammen.

Friedrich's Dienerſchaft beſtand nur aus wenigen Perſonen, indem bei ſeiner einfachen Lebensweiſe ſeine Bedürfniſſe leicht befriedigt waren. Ueber ſeinen Verkehr mit dieſen Leuten wird eine Menge von Anekdoten erzählt; ſie ſtellen den König meiſt als einen ſehr ſtrengen, oft aber auch als einen ungemein nachſichtigen Herrn dar. Unter dieſen Anekdo-

ten iſt eine, die ſeinen eigenthümlichen Charakter auf ſehr liebenswürdige Weiſe hervortreten läßt. An einem Tage, ſo erzählt man, klingelte der König in ſeinem Zimmer. Da niemand kam, öffnete er das Vorzimmer und fand ſeinen Leibpagen auf einem Stuhle eingeſchlafen. Er ging auf ihn zu und wollte ihn aufwecken; doch bemerkte er in dem Augenblick in der Rocktaſche des Pagen ein beſchriebenes Papier. Dies erregte ſeine Aufmerkſamkeit und Neugier; er zog es hervor und las es. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen und enthielt ungefähr Folgendes: Sie danke ihrem Sohne für die Unterſtützung, die er ihr überſandt und ſich von ſeinem Gehalt erſpart habe. Gott werde ihn dafür belohnen; und dieſem ſolle er ſo getreu, wie ſeinem Könige ſtets ergeben ſein, dann werde er Segen haben, und ſein irdiſches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen. Der König ging leiſe in ſein Zimmer zurück, holte eine Rolle Dukaten und ſteckte ſie mit dem Briefe dem Pagen wieder in die Taſche. Bald darauf klingelte er ſo ſtark, daß der Page erwachte. „Du haſt wohl geſchlafen?“ fragte der König. Der Page ſtammelte eine halbe Entſchuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit einer Hand in die Taſche und ergriff mit Erſtaunen die Rolle Dukaten. Er zog ſie hervor, ward blaß und ſah den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. „Was iſt Dir?“ fragte der König. „Ach, Ew. Majeſtät,“ erwiederte der Page, indem er vor ihm auf die Kniee fiel, „man will mich unglücklich machen; ich weiß von dieſem Gelde nichts!“ — „Ei,“ ſagte der König, „wem es Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Schick's nur Deiner Mutter, grüße ſie und verſichre ihr, daß ich für Dich und ſie ſorgen werde.“

Endlich gehören zu der täglichen Umgebung Friedrich's auch noch die zierlichen Windſpiele, deren berührige Lebendigkeit die Stille um ihn unterbrach und an denen er bis zu ſeinen letzten Augenblicken ſeine Freude hatte. Drei oder vier Hunde waren beſtändig um ihn; der eine war der Liebling, dieſem dienten die andern zur Geſellſchaft. Er lag ſtets an der Seite ſeines Herrn auf einem beſondern Stuhle, im Winter mit Kiſſen bedeckt, und ſchlief des Nachts in dem Bette des Königs. Alle möglichen Unarten waren dieſen Hunden verſtattet; ſie durften ſich die

koſtbarſten Kanapees nach Gefallen ausſuchen. Zu ihrem Zeitvertreibe fanden ſie in den Zimmern lederne Bälle zum Spielen. Wenn der König die Bildergallerie von Sansſouci, wo er ſich gern aufhielt, oder die Gärten beſuchte, waren ſie ſeine beſtändigen Begleiter. Auch zum Carneval folgten ſie ihm nach Berlin, in einer ſechsſpännigen Kutſche, unter der Aufſicht eines beſondern Lakaien. Man verſichert, der letztere habe ſich in der Kutſche auf den Rückſitz geſetzt, da die Windſpiele den Vorderſitz einnahmen, habe auch die Hunde ſtets mit Sie angeredet, z. B. „Biche, ſein Sie doch artig! Alcmene, bellen Sie nicht ſo!“ — Einſt ließ ſich Friedrich aus Bayle's Wörterbuch einen Artikel über die Thierſeelen vorleſen; er hatte eben ſeinen damaligen Lieblingshund Arſinoe auf dem Schooße und ſagte dabei zu dem: „Hörſt du, mein Liebling? von dir iſt die Rede! Sie ſagen, du hätteſt keinen Geiſt; aber du haſt doch Geiſt, mein kleiner Liebling!“ — Neben der Flora von Sansſouci, unter der Friedrich ſein Grab ſich hatte bereiten laſſen, — auch noch in ſeinem letzten Willen beſtimmte er dieſe Stelle zu ſeiner Ruheſtätte, — ſind ſeine Lieblingshunde nacheinander begraben worden; Steinplatten mit ihren Namen bedecken ihre Gräber.

Auch für ſeine Leibpferde hatte Friedrich eine eigenthümliche Zuneigung. Er ſorgte für ihre beſte Pflege und gab ihnen oft, ihrem beſondern Charakter gemäß, die Namen hiſtoriſcher Zeitgenoſſen. So gehörten der Brühl, Choiſeul, Kaunitz, Pitt u. a. zu ſeinen vorzüglichſten Pferden. Eins hieß Lord Bute; dies mußte aber die Schuld ſeines Namensvetters abbüßen und mit den Mauleſeln Orangenbäume ziehen, als England im Jahr 1762, bundbrüchig gegen Preußen, mit Frankreich Frieden ſchloß. Beſondrer Zuneigung erfreute ſich der Rothſchimmel Cäſar; als er alt ward, durfte er frei in dem Luſtgarten des Potsdamer Schloſſes umhergehen, auch äußerte das Thier ſtets große Freude, wenn Friedrich von Sansſouci zur Parade nach Potsdam kam. Oft mußte die Wachtparade eine andre Wendung machen, wenn Cäſar im Wege ſtand. Die höchſte Gunſt aber ward dem Fliegenſchimmel Condé, der ſich durch ebenſo große Schönheit wie durch Tüchtigkeit und muntres Weſen auszeichnete, zu Theil. Friedrich hatte für ihn zwei koſtbare Reitzeuge von blauem Sammet mit reicher Silberſtickerei machen laſſen

Digitized by Google

und brauchte ihn faſt nur zu Spazierritten. Faſt täglich ließ er ſich ihn vorführen und fütterte ihn mit Zucker, Melonen und Feigen. Auch kannte der Condé ebenfalls ſeinen Wohlthäter ſo gut, daß er, wenn man ihn frei gehen ließ, gerade auf ihn zulief, um ſich die gewohnten Delicateſſen zu holen; er verfolgte dabei den König oft bis an die Zimmer, ſelbſt bis in den Saal des Schloſſes von Sansſouci.

Immer ſtiller iſt es in Sansſouci geworden. Das heitre Geſpräch, das einſt von Geiſt und Laune überſprudelte, iſt allgemach verhallt; Flöte und Saitenſpiel erklingen ſchon geraume Zeit nicht mehr in den Räumen, die ihnen gewidmet waren. Aber Eins ſchwindet nicht; Eins iſt es, was dieſen unbeſieglichen Geiſt troß aller Entbehrungen, troß all der Laſt, mit welcher Alter und Krankheit den Körper drücken, immer auf's Neue friſch und jugendlich macht: es iſt die unausgeſetzte Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft. Fort und fort ſaugt er, wie in den Zeiten des jugendlichen Wiſſensdranges, neue, lebenskräftige Nahrung aus den Schriftwerken des griechiſchen und römiſchen Alterthums und aus denen, welche die Heroen der franzöſiſchen Literatur hinterlaſſen haben. Seine Begeiſterung bleibt immer neu, mit immer wiederkehrender Liebe erfreut und erwärmt er ſich an den Schönheiten, durch die ihm einſt das Auge des Geiſtes geöffnet ward. Auch die eigne geiſtige Thätigkeit raſtet nicht; eine große Anzahl von den Erzeugniſſen ſeiner Feder gehört dieſer ſpätern Periode ſeit dem Ende des ſiebenjährigen Krieges an. Schon unmittelbar nach dem Kriege hatte er die Geſchichte deſſelben gearbeitet; dann hatten die Geſchichten der Theilung von Polen und des bairiſchen Erbfolgekrieges ebenfalls Anlaß zu hiſtoriſcher Darſtellung gegeben, ſo daß wir, neben der Geſchichte von Friedrich's Vorgängern, zugleich faſt die ganze lange Reihe der politiſchen Ereigniſſe, an denen er ſelbſt ſeit dem Beginn des erſten ſchleſiſchen Krieges Theil gehabt, von ſeiner eignen Hand und nach ſeiner eignen Anſchauung aufgezeichnet beſitzen, — eine Reihe hiſtoriſcher Werke, wie in ähnlicher Beziehung keine zweite vorhanden iſt. Auch waltet in Allem, was Friedrich über die Geſchichte ſeines eignen Lebens ſchrieb, die ſtrengſte Unparteilichkeit ob; nichts davon iſt bei ſeinen Lebzeiten gedruckt worden, nichts wiſſentlich der Zuneigung oder Abneigung wegen in falſchem Lichte dargeſtellt;

Digitized by Google

dieſe Arbeiten waren nur für die Nachwelt beſtimmt. Neben dieſen Werken iſt eine große Anzahl verſchiedener Abhandlungen, meiſt moraliſchen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Inhalts, zu nennen. Mehrere derſelben, wie z. B. die „Abhandlung über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten", vom Jahr 1777, und die „Briefe über die Liebe zum Vaterlande", vom Jahr 1779, ſchließen ſich, in merkwürdiger Uebereinſtimmung der Geſinnungen, dem berühmten Werke ſeiner Jugend, dem Antimachiavell, an. Auch in Gedichten ſpricht er wiederholt den Drang ſeines Innern aus, und wie er in ſeiner frühen Zeit nach der Erforſchung ewiger Wahrheit gerungen, ſo ſtrömt er in dichteriſcher Form auch noch kurz vor ſeinem Tode — in ſeinem „Unde? Ubi? Quo? — alle bangen Zweifel und alle tröſtende Sehnſucht nach dem klaren Lichte des Jenſeits aus.

In einer Beziehung aber tritt auch bei dieſer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung ein eigenthümlich tragiſches Verhältniß hervor, und es hält ſchwer, ſich der tiefſten Wehmuth zu erwehren, wenn man auf daſſelbe zurückblickt. Friedrich hatte ein langes Leben mit treuer Gewiſſenhaftigkeit dem Dienſte des Vaterlandes gewidmet; er hatte unermüdlich für daſſelbe gewacht und gekämpft; er hatte die Freude, am Abend ſeines Lebens nicht blos ſeinen eignen Staat geehrt, blühend und reich zu ſehen: auch das geſammte deutſche Land hatte an ſeiner Größe ſich auferbaut, aus ſeinem Heldenſtreben hohe Kräftigung in ſich geſogen, an der Weisheit ſeines Regiments ſich erwärmt und entzündet. Das war der ſchönſte Lohn ſeiner Mühen; aber um dieſen Lohn vollſtändig zu genießen, um ſich zu überzeugen, daß er Alles erreicht habe, was er erſtrebt, verlangte er auch noch den Anblick derjenigen Blüthen, die das einzige Kennzeichen der höhern Entwickelung ſind, den Anblick einer friſchen, ſchöpferiſchen Thätigkeit im Bereiche der Wiſſenſchaft und Poeſie. Ihm ſtand das Leben des Geiſtes zu hoch, als daß er ſich nicht innig geſehnt hätte, ſein Volk auch darin unter den erſten hervorleuchten zu ſehen. Und auch dieſes Glückes, dieſer edelſten Befriedigung ſeiner Wünſche hätte er theilhaftig werden können. Seit er dem deutſchen Volke ſeine alte Würde zurückgegeben, war ſchnell eine Schaar der regſamſten, gediegenſten Geiſter erwacht, die in Schrift und Rede den Preis

Digitized by Google

der deutſchen Wiſſenſchaft verkündeten, und Lieder klangen durch das deutſche Land, wie ſie ſeit den ſchönen Zeiten der Minneſänger nicht gehört waren. Den Namen eines Klopſtock, eines Leſſing hatten ſich bereits die eines Winckelmann, Herder, Wieland, Goethe und vieler Anderer angereiht, die keinem der gefeiertſten Namen der Fremde nachſtehen. Aber Friedrich kannte ſie nicht, und, was trauriger iſt, er hatte nicht den Sinn, ihre Sprache zu verſtehen. Er, der für einen Gedanken von Voltaire's Henriade die ganze Iliade Homer's herzugeben geneigt war, vermochte nicht über die Schranken hinauszublicken, welche die höfiſche Etikette der franzöſiſchen Poeſie um ſich und um ihn gezogen. Er ahnte ſo wenig, in welchem Boden die Kraft und die Schönheit unſrer Sprache und Poeſie wurzle, daß er, als der Profeſſor Müller in Berlin ihm die große Sammlung der ſchönen Gedichte des deutſchen Mittelalters widmete, die er mit ſorgenvoller Mühe zu Stande gebracht, nichts weiter zu antworten wußte, als: die Gedichte ſeien keinen Schuß Pulver werth. So mußte er, weil er dem deutſchen Sinne ſich abgewandt, darben mitten im Ueberfluſſe; ſo vereinſamte er mitten unter den Zeugniſſen eines reichen heitern Lebens, die vorzugsweiſe durch die großen Thaten ſeines Lebens hervorgerufen waren; ſo ging der tröſtende, der erhebende Zuſpruch der deutſchen Muſe an ſeinem Ohre unvernommen vorüber. Und dennoch, obgleich er ſein Volk noch in all der Rohheit befangen glaubte, die in den Zeiten ſeiner Jugend vorherrſchend war, dennoch hielt er die freudige Zuverſicht aufrecht, daß der Geiſt des deutſchen Volkes ſich dereinſt in glänzender Herrlichkeit offenbaren müſſe und daß die Aeußerung ſeiner Kraft ſich über alle Lande ausbreiten werde. Er ſchrieb, im Jahr 1780, eine ausführliche Abhandlung „über die deutſche Literatur, über die Fehler, die man ihr vorwerfen kann, über deren Urſachen und über die Mittel, durch welche ſie zu verbeſſern ſind“. Die Abhandlung iſt inſofern mangelhaft und werthlos, als Friedrich ſich nur auf die ſchlechteſten Erſcheinungen, welche die deutſche Literatur in ſeiner Jugend hervorgebracht hatte, bezieht. Aber der Sinn, in welchem die Abhandlung geſchrieben iſt, verſöhnt mit all dieſen Mängeln und giebt das lauterſte, das rührendſte Zeugniß der Liebe und Treue, mit der er bis an das Ende ſeiner Tage am Vaterlande feſthielt. Denn mit den

folgenden prophetiſchen Worten, die freilich noch Bedeutenderes verkünden, als die deutſche Literatur damals erreicht hatte, beſchließt er dieſe Schrift: „Wir werden unſre claſſiſchen Schriftſteller haben; Jeder wird ſie leſen, um ſich an ihnen zu erfreuen; unſre Nachbarn werden die deutſche Sprache lernen, an den Höfen wird man ſie mit Vergnügen ſprechen; und es kann geſchehen, daß unſre Sprache, ausgebildet und vollendet, ſich zu Gunſten unſrer guten Schriftſteller von einem Ende Europa's bis zum andern ausbreitet. Dieſe ſchönen Tage unſrer Literatur ſind noch nicht gekommen, aber ſie nahen heran. Ich ſage es euch, ſie werden erſcheinen: ich werde ſie nicht ſehen, mein Alter geſtattet mir dazu keine Hoffnung. Ich bin wie Moſes; ich ſehe von fern das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten.“ —

Vierundvierzigſtes Capitel.

Friedrich's Ende.

Friedrich hatte bereits das ſiebente Jahrzehent ſeines Lebens überſchritten. Neue Geſchlechter waren um ihn her aufgewachſen; ſie kannten die Leiden und die Freuden ſeiner frühern Zeit nicht; aber innig war ihr Leben durchwebt von dem Ruhme ſeines Namens, und kindliche Verehrung brachten ſie dem dar, der mit Vatertreue unabläſſig für das Wohl ſeines Volkes ſorgte. Wahrlich, wenn Friedrich unter ſeinen Unterthanen erſchien, es war, als ob der Vater zu ſeinen Kindern komme. Darum ruhte er ſicher in der Liebe ſeines Volkes, und ſein Haus bedurfte, während andre Monarchen ſich durch bewaffnete Miethlinge und Kanonen vor den Ihrigen zu ſchützen ſuchten, keiner Wache. Wohl lautet es rührend, wenn ein Zeitgenoſſe erzählt: „Ich beſtieg dieſen Hügel (Sansſouci) zum erſten Mal im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieſes Welterſchütterers kleines Haus vor mir erblickte, ſchon nahe war an ſeinem Zimmer, ſah ich zwar Licht, aber

keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menſchen, der mich gefragt hätte, wer ich ſei und was ich wolle. Ich ſah nichts und ging frei und froh umher vor dieſem kleinen ſtillen Hauſe." Ein Andrer berichtet, wie er eines Abends, in Geſellſchaft eines königlichen Pagen, nach Sansſouci gekommen ſei und dort im zweiten Zimmer, durch die halbgeöffnete Thür, Friedrich geſehen habe, auf einem Ruhebette ſchlummernd, nur leicht bedeckt und blos von einem ſchlafenden Kammerdiener bewacht.

Wenn Friedrich in die Stadt geritten kam, war es ſtets ein feſtliches Ereigniß für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig; er erwiederte jeden Gruß, indem er den Hut abzog. Viele folgten ihm zu den Seiten, den alten König recht lange und deutlich anzuſehen. Stets lief eine Menge von Kindern und Buben vor und neben ihm; ſie riefen dem Landesvater ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wiſchten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieben ſonſt allerlei Poſſen. Friedrich ließ ſie nie in ihrer Freude ſtören; nur wenn ſie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es ſcheu ward, ſtieß er wohl einige raſche Drohungen aus und ritt dann wieder ruhig weiter. Auch wird erzählt, wie er einſt, als die Buben es zu arg machten, ſeinen Krückſtock erhoben und ihnen drohend geboten habe, in die Schule zu gehen, wie die Buben aber jubelnd ausgerufen hätten: „Ach, der will ein König ſein, und weiß nicht, daß Mittwoch Nachmittags keine Schule iſt!"

Ebenſo drängten ſich die höhern Stände, denen der Zutritt zur Oper verſtattet war, ihn zu ſehen, wenn er in das Theater trat. „Mir ſchlägt immer das Herz," ſo ſagt ein Augenzeuge, „wenn Pauken und Trompeten ſeinen Eintritt verkündigen, die Leute ſich faſt erdrücken, ihn zu ſehen, und die alten Soldaten unten nur Augen für ihn haben."

Und wie in der nächſten Umgebung ſeines Volkes, ſo zollte man ihm überall, ſelbſt in fern entlegnen Ländern, Ehrfurcht und Bewunderung. Es war im Jahr 1780, als ein aus Amſterdam gebürtiger Schiffscapitain Klock, der in Emden das Bürgerrecht erworben, ſein Schiff auf der marokkaniſchen Küſte durch einen Sturm verlor. Er,

Digitized by Google

ſammt der Mannſchaft, wurde in die ſchrecklichſte Gefangenſchaft nach Mogadore geführt. Als aber der Kaiſer Muley Ismael erfahren, daß ihre Flagge und ſie ſelbſt dem großen Könige angehörten, ließ er die Unglücklichen nach Marokko kommen, befragte ſie nach Friedrich und ſagte: „Von Eurem Monarchen ſind ſo viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung zu ihm erfüllt hat. Die Welt hat keinen größern Mann aufzuweiſen, als ihn; als Freund und Bruder hab' ich ihn in mein Herz geſchloſſen. Ich will darum auch nicht, daß Ihr, die Ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angeſehen werdet; vielmehr habe ich beſchloſſen, Euch frank und frei in Euer Vaterland heim zu ſchicken, auch meinen Kreuzern anbefohlen, wo ſie preußiſche Schiffe in See antreffen, ihren Flaggen Achtung zu erweiſen und ſie ſelbſt nach Möglichkeit zu beſchützen." Klock mit ſeinem Gefolge ward darauf neu gekleidet, ſehr anſtändig bewirthet und unentgeltlich nach Liſſabon eingeſchifft. —

Mit einem ſchwächlichen Körper war Friedrich in die Welt getreten; mehrfach hatte man in jüngeren Jahren für ſein Leben gefürchtet. Dann war die Zeit der Arbeit und Mühe gekommen, deren Laſt ihm ſchon in den männlichen Jahren das Gepräge eines höhern Alters gegeben hatte. Gleichwohl war durch die mannigfachen Anſtrengungen im Felde ſein Körper abgehärtet worden und mit bewunderungswürdiger Kraft, die freilich nur durch einen ſo ſtarken Geiſt erzeugt werden konnte, ertrug er die folgenden Mühen und ſo manche Krankheitsleiden, die faſt regelmäßig wiederkehrten. Sein Körper war von der Zeit gebeugt worden, ſein Geiſt war es nicht. So ſchildert ihn noch wenig Monate vor ſeinem Tode ein Zeitgenoſſe: „Mit lebendiger Neugierde," ſagt er, „betrachtete ich dieſen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichſam unter der Laſt ſeiner Lorbeern und ſeiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie ſein Körper, ſeine bis über die Kniee hinaufreichenden langen Stiefeln, ſeine mit Schnupftaback bedeckte Weſte bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganze. An dem Feuer ſeiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er ſich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er ſich noch wie ein junger Soldat ſchlagen könne; trotz

ſeines kleinen Wuchſes erblickte ihn der Geiſt doch größer, als alle andern Menſchen."

Aber die wiederkehrenden Krankheitsanfälle wurden mit den ſteigenden Jahren immer beſchwerlicher und drohten die Kraft des Körpers immer mehr zu untergraben. „Was meine Geſundheit betrifft" (ſchrieb Friedrich ſchon im Jahr 1780 an einen Freund), „ſo werden Sie natürlicher Weiſe ſelbſt vermuthen, daß ich, bei 68 Jahren, die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald beluſtigt ſich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Koſten meines Daſeins, und ſie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlaſſen." — Unausgeſetzt aber erfüllte er alle, auch die beſchwerlichſten Pflichten ſeines königlichen Amtes, ebenſo, wie er dieſelben ſeit dem Antritt ſeiner Regierung übernommen. Nicht blos die täglichen Geſchäfte ſeines Kabinets und die tägliche Soldatenſchau, auch die Reiſen in die Provinzen und die Abhaltung der militairiſchen Revüen litten keine Unterbrechung. Noch im Auguſt 1785 hatte er, bei der ſchleſiſchen Revüe, ſechs Stunden lang in einem kalten und heftigen Regen zu Pferde geſeſſen und alles Ungemach der Witterung ruhig ertragen. Nur eine ſchnell vorübergehende Unpäßlichkeit war die Folge davon geweſen.

Mit dem Herbſte deſſelben Jahres trat ein ernſtlicher und anhaltender Krankheitszuſtand ein; bald äußerten ſich die bedrohlichen Vorboten der Waſſerſucht. Aber, wie beängſtigend und quälend auch dieſe Leiden waren, doch litt die ganze Regententhätigkeit des großen Königs keine Unterbrechung. Alle Kabinetsgeſchäfte wurden abgemacht, wie in den Tagen rüſtiger Geſundheit. Wie Friedrich in dem letzten Jahre den deutſchen Fürſtenbund zu Stande gebracht, den denkwürdigen Vertrag mit Nordamerika abgeſchloſſen hatte, ſo ſorgte er unermüdet auch für das Innere ſeines Reichs. Er wollte auch hier ſein Werk getreu abſchließen. Alle entworfenen und beſchloſſenen Unternehmungen zur Landeswohlfahrt wurden ausgeführt und vollendet. Drei Millionen Thaler waren für dieſe Zwecke beſtimmt. Und da im vorigen Frühjahr die Niederungen in den Oſtſeeprovinzen durch große Ueberſchwemmungen gelitten hatten, ſo wurden unverzüglich die nöthigen Anſtalten zur Wie-

Digitized by Google

derherſtellung der Dämme getroffen, auch eine halbe Million Thaler unter die Nothleidenden vertheilt. Ebenſo ergriff Friedrich die nöthigen Maßregeln, um den Folgen eines in demſelben Jahre erfolgten Mißwachſes vorzubeugen.

Am 26. Januar 1786 war der alte Zieten geſtorben. Als Friedrich ſeinen Tod erfuhr, war er den ganzen Morgen ſehr ernſt, aber gefaßt. Einige Generale kamen zu ihm; abſichtlich vermieden ſie es, von Zieten's Tod zu ſprechen. Friedrich ſelbſt fing davon an. „Unſer alter Zieten," ſagte er, „hat auch bei ſeinem Tode noch ſich als General gezeigt. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werd' ihm folgen."

Der April brachte die erſten warmen Tage und Friedrich hoffte, obgleich die Krankheit immer mehr vorgeſchritten war, von der Verjüngung der Natur auch eine neue Belebung ſeiner Kräfte. Die Strahlen der Sonne, die milde Frühlingsluft thaten ihm wohl und gern genoß er dieſe Erquickung, indem er ſich auf die ſogenannte grüne Treppe vor dem Potsdamer Schloß, wo er den Winter zugebracht, einen Stuhl hinausbringen ließ und ſich dort ruhte. Einſt bemerkte er, daß die beiden Grenadiere, die an jener Treppe Schildwache ſtanden, das Gewehr ſcharf beim Fuß behielten, während er ſich der Ruhe überließ. Er winkte einen von ihnen zu ſich heran und ſagte mit gütigem Tone: „Geht Ihr nur immer auf und nieder. Ihr könnt nicht ſo lange ſtehen, als ich hier ſitzen kann!"

Noch im April zog er auf ſein geliebtes Landhaus hinaus. Mehrmals verſuchte er hier auf ſeinem getreuen Condé einen kurzen Spazierritt, aber die Kräfte ließen immer mehr nach. Die Aerzte wußten keine Hülfe mehr. Auch die Ankunft des berühmten hannöverſchen Leibarztes Zimmermann, der zwar angenehme Unterhaltung und Zerſtreuung zu bringen im Stande war, blieb im Uebrigen ohne Erfolg. Im Anfang des Sommers hatte ſich die Waſſerſucht vollſtändig ausgebildet. Friedrich litt unendlich, liegen konnte er gar nicht mehr, Tag und Nacht mußte er auf dem Stuhle ſitzend zubringen. Und dennoch zeigte er auch jetzt nur Heiterkeit und Zufriedenheit, dennoch ließ er kein Zeichen

Digitized by Google

von Schmerz blicken, kam keine Klage über ſeine Lippen. Trat ihn über Nacht bisweilen die Engbrüſtigkeit zu heftig an, ſo rief er ganz leiſe, um die im Nebenzimmer ſchlafende Bedienung nicht zu wecken, einen der beiden Lakaien, die bei ihm wachten, zu ſich und bat ihn in den freundlichſten Ausdrücken, ihm eine Weile den Kopf zu halten. Eines Morgens fragte er einen Laufer, der die Wache hatte, welche Zeit es ſei; als dieſer ſagte, daß es eben zwei Uhr geſchlagen habe, antwortete er: „es iſt noch zu früh, wollen ſie (die Kammerdiener) noch ſchlafen laſſen.“ Dem Herzoge von Curland, der ihn in dieſer ſchweren Zeit beſuchte, ſagte er ſcherzend: wenn er einen guten Nachtwächter brauche, ſo bitte er ſich dieſes Amt aus, er könne des Nachts vortrefflich wachen. Und bei alledem gingen auch jetzt noch die Regierungsgeſchäfte unausgeſetzt ihren Gang fort. Die Kabinetsräthe, die ſonſt gewöhnlich um 6 oder 7 Uhr erſchienen, wurden jetzt bereits um 4 oder 5 Uhr Morgens vor ihn berufen. „Mein Zuſtand“ (ſo kündigte er ihnen dieſe, freilich unbequeme Neuerung an), „nöthigt mich, Ihnen dieſe Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben iſt auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, ſondern dem Staate.“

In warmen Nachmittagsſtunden ließ er ſich auch in ſeinen letzten Tagen gern an die Sonne hinaustragen. Einſt hörte man ihn, als er ſeinen Blick auf die Sonne gewandt hatte, die Worte ſagen: „Bald werde ich dir näher kommen!“

Gegen die Mitte des Auguſt bemerkte man eine Wendung der Krankheit, welche die nahe Auflöſung zu verkünden ſchien. Am 15. Auguſt ſchlummerte er wider ſeine Gewohnheit bis 11 Uhr, beſorgte darauf aber, wenn auch mit ſchwacher Stimme, ſeine Kabinetsgeſchäfte mit derſelben Geiſtesgegenwart und mit derſelben Friſche, wie in den Tagen rüſtiger Kraft. Auch dictirte er an dieſem Tage noch ſo richtig durchdachte Depeſchen, daß ſie dem erfahrenſten Miniſter würden Ehre gemacht haben. Zugleich ertheilte er dem Commandanten von Potsdam, Generallieutenant von Rohdich, die Dispoſition zu einem Manoeuvre der Potsdamer Garniſon für den folgenden Tag mit vollkommen richtiger und zweckmäßiger Anordnung in Bezug auf das Terrain.

Digitized by Google

Am folgenden Morgen verſchlimmerte ſich der Zuſtand auf bedenkliche Weiſe, die Sprache ſtockte, das Bewußtſein ſchien aufzuhören. Die Kabinetsräthe wurden nicht zum Vortrage gerufen. Rohdich trat vor den leidenden Herrn; man bemerkte deutlich, wie dieſer bemüht war, ſich zu ſammeln, um einen Theil ſeines Lieblingsgeſchäftes zu verrichten. Er arbeitete daran, aus dem Winkel des Stuhles ſein Haupt emporzuheben, das matte Auge mehr zu öffnen, die Sprachorgane in Bewegung zu ſetzen. Alle Anſtrengung war vergebens. Er gab durch einen klagenden Blick beim Drehen des Kopfes zu verſtehen, daß es ihm nicht mehr möglich ſei. Rohdich drückte ſein Taſchentuch vor die Augen und verließ ſchweigend das Zimmer.

Auch dieſer Tag verging, ohne daß die beginnende Auflöſung des Körpers das ſtarke Leben überwältigen konnte. Die Nacht war gekommen, es ſchlug elf Uhr. Vernehmlich fragte der König, was die Glocke ſei. Als man es ihm geſagt, erwiederte er: „Um vier Uhr will ich aufſtehen.“ Ein trockner Huſten beklemmte ihn und raubte ihm die Luft. Der eine von den anweſenden Dienern, der Kammerlakai Strützki, faßte ihn, indem er niederkniete, unter den Arm und hielt ihn aufrecht, um ihm Erleichterung zu gewähren. Allmälig veränderten ſich die Geſichtszüge, das Auge ward matter und gebrochener; dann wurde der Körper ruhig, und nach und nach ſchwand der Odem. Einige Stunden nach Mitternacht ſtarb Friedrich in des Lakaien Armen. Außer dieſem waren nur der Arzt und zwei Kammerdiener die Zeugen ſeines Todes. Es war der 17. Auguſt 1786.

Am Morgen erſchien der neue König, Friedrich Wilhelm **II.**, dem Dahingeſchiedenen das Opfer des Schmerzes darzubringen. Mit der Uniform des erſten Garde-Bataillons angethan lag Friedrich auf einer ſchwarzbehängten Feldbettſtelle, als die Offiziere der Garniſon, die um 11 Uhr zur Parole nach Sansſouci beſchieden waren, die Erlaubniß erhielten, das Trauerzimmer zu betreten. Sie vergoſſen tauſend ſchmerzliche Thränen, als ſie die ſchwache, entſeelte Hülle dieſes mächtigen Geiſtes vor ſich ſahen. Ihre Stimmung theilten die Söhne des neuen Königs, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und der Prinz Ludwig, als auch ſie an die Bahre traten.

Digitized by Google

Abends acht Uhr wurde der Leichnam von zwölf Unteroffizieren des erſten Garde-Bataillons in den Sarg gelegt und auf einem achtſpännigen Leichenwagen nach dem Schloſſe in der Stadt gebracht. Vorauf ritt der Adjutant des erſten Garde-Bataillons, zu beiden Seiten des Wagens gingen die zwölf Unteroffiziere, drei Wagen folgten. Der ſtille Zug ging zum Brandenburger Thore von Potsdam hinein, wo ſich viele Offiziere anſchloſſen, die ſich hier verſammelt hatten und dem großen Todten geſenkten Blickes das Geleit gaben. Alle Straßen von Potsdam waren mit Menſchenhaufen überfüllt; aber Stille der Mitternacht lag auf dem Volke; nur hier und da hörte man ein ſchwerverhaltenes Schluchzen und den Seufzer: „Ach der gute König!“ Am Eingang des Schloſſes wurde der Sarg von vier Oberſten empfangen und in dem Audienz-Zimmer die Nacht hindurch bewacht. Am andern Tage war hier, unter dem daſelbſt befindlichen Baldachin, der Leichnam in Parade ausgeſtellt, einfach, ganz wie im Leben bei feſtlicher Gelegenheit angethan, das dünne eisgraue Haar etwas gepudert und in kunſtloſe Locken gelegt. Ruhig ſinnender Ernſt ſprach aus den erbleichten Zügen des Geſichtes. Krückſtock, Degen und Schärpe lagen auf einem Taburet neben ihm. So war er den ganzen Tag zu ſehen. Tauſende waren, auf die Trauerkunde, aus Berlin, aus den kleinen Städten, vom Lande herbeigeſtrömt, den einzigen Landesvater Einmal noch im Sarge zu betrachten.

Die Gruft auf den Terraſſen von Sansſouci, die Friedrich ſelbſt zu ſeiner Ruheſtätte beſtimmt hatte, ſchien eines ſo großen Königs nicht würdig zu ſein. Der neue Herrſcher wählte dafür den Platz neben der Gruft Friedrich Wilhelm's I., unter der Kanzel in der Garniſonkirche zu Potsdam. Dahin ſetzte ſich der Zug am Abend des 18. Auguſt in Bewegung, begleitet von den Generalen und Offizieren, von dem Magiſtrate der Stadt und von des verſtorbenen Königs Hofſtaat. Zwei Prediger gingen der Leiche entgegen und begleiteten ſie bis zum Eingange des Gewölbes, indem die Orgel das Lied „Dein ſind wir, Gott, in Ewigkeit“ mit gedämpften Tönen ſpielte. Der üblichen Gedächtnißpredigt wurde in der ganzen Monarchie die Stelle aus dem erſten Buche der Chronik zum Grunde gelegt: „Ich habe Dir einen Namen gemacht,

Digitized by Google

wie die Großen auf Erden Namen haben." Das feierliche Leichenbegängniß fand am 8. September in der Garniſonkirche zu Potsdam ſtatt. Es wurde dieſes Ehrenfeſt gerade ſo eingerichtet, wie es bei dem Tode Friedrich Wilhelm's I. war gehalten worden.

Was die Welt bei der Nachricht von dem Tode des Königs, den ſie, vor allen übrigen, den Großen, den Einzigen nannte, empfunden habe? wer möchte dies heute nachſprechen können! Beſſer wiſſen wir es nicht zu ſagen, als mit den ſchlichten Worten jenes ſchwäbiſchen Bauern: „Wer wird nun die Welt regieren?" —

Schluß.

Das Teſtament des großen Königs.

Friedrich's letzter Wille lautet in ſeinen bedeutſamſten Theilen folgender Geſtalt:

„Unſer Leben iſt ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Beſtimmung des Menſchen während dieſes kurzen Zeitraumes iſt, für das Wohl der Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geſchäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einſichten beſtrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Geſetze und Gerechtigkeit herrſchen laſſen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch ſie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich ſo meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unabläſſig einen Vorwurf machen müſſen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachläſſigte. Um alſo allen Streitigkeiten, die unter meinen nächſten Verwandten über meinen Nachlaß ſich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch dieſe feierliche Urkunde meinen letzten Willen."

Digitized by Google

„Ich gebe gern und ohne Bedauern dieſen Lebenshauch, der mich beſeelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zuſammengeſetzt iſt, zurück. Ich habe als Philoſoph gelebt und will auch als ſolcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet, noch einbalſamirt werden. Man ſetze mich in Sansſouci oben auf den Terraſſen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten laſſen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reiſe ſterben, ſo begrabe man mich an dem erſten beſten Orte und laſſe mich hernach zur Winterszeit nach Sansſouci an den bezeichneten Ort bringen.“

„Ich überlaſſe meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als erſtem Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlöſſer, Forts, Feſtungen, alle Munition, Arſenäle, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgeſteine der Krone, die Gold- und Silberſervice, die in Berlin ſind, meine Landhäuſer, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie, Gärten u. ſ. w. Auch überlaſſe ich ihm außerdem den Schatz, in dem Zuſtande, in welchem er ſich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterſtützung des Volkes angewandt werden darf.“

„Sollte es ſich nach meinem Tode zeigen, daß ich einige kleine Schulden hinterlaſſe, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, ſo ſoll mein Neffe ſie entrichten. Das iſt mein Wille.“

„Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die ſie ſchon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin verſprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzuſetzen. Da ſich übrigens kein ſchicklicher Ort findet, ihr denſelben zur Reſidenz anzuweiſen, ſo mag es Stettin dem Namen nach ſein. Doch fordre ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine ſtandesmäßige Wohnung im Berliner Schloſſe frei zu laſſen; auch wird er ihr ſeine Hochachtung beweiſen, die ihr, als der Wittwe ſeines Oheims und als einer Fürſtin, die nie vom Tugendpfade abgewichen iſt, gebühret.“

Digitized by Google

Nun zur Allodialverlaſſenſchaft. Ich bin nie, weder geizig noch reich geweſen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem beſondern Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überſtiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewiſſen, und ich ſcheue mich nicht, öffentlich Rechenſchaft davon abzulegen."

„Mein Neffe Friedrich Wilhelm ſoll Univerſalerbe meines Vermögens ſein."

Hierauf folgen die beſondern Bedingungen für die letztere Beſtimmung und die Legate, welche der Nachfolger bezahlen ſolle. Dann heißt es weiter:

„Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn, auch beſonders für diejenigen Offiziere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge geweſen ſind; daß er keinen derſelben verabſchiede, daß keiner von ihnen, mit Krankheit beladen, im Elende umkomme. Er wird geſchickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweiſe von ihren Einſichten, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben."

Auf gleiche Weiſe werden dem Nachfolger die Geheimen Secretaire und die Bedienten Friedrich's empfohlen. Nach einigen ferneren Beſtimmungen ſchließt das Teſtament mit den Worten:

„Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, ſein Geblüt auch in den Perſonen ſeiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ungefähr, welches bei der Beſtimmung der Menſchen obwaltet, beſtimmt auch die Erſtgeburt, und darum, daß man König iſt, iſt man nicht mehr werth, als die übrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverſtändniſſe zu leben und nicht zu vergeſſen, im Nothfall ihr perſönliches Intereſſe dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheil des Staates aufzuopfern."

Digitized by Google

„Meine letzten Wünſche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückſeligkeit meines Reiches ſein. Möge es ſtets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck r giert werden, möge es durch die Milde ſeiner Geſetze der glücklichſte, möge es in Rückſicht auf die Finanzen der am Beſten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edelm Ruhme ſtrebt, der am Tapferſten vertheidigte Staat ſein! O möge es in höchſter Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!“ —

Schnellpreſſendruck von Friedrich Ries in Leipzig.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

by Google

Digitized by Google